Zehn Kriegsmonate in der Mandschurei

Eindrücke eines Augenzeugen

von

Raymon Recouly
Kriegskorrespondent des „Temps“.

Autorisierte deutsche Uebersetzung.

Bremerhaven.
Verlag von L. v. Vangerow.



Vorrede.

Es ist ein Buch der Eindrücke, das ich hier vorlege, und man suche deshalb weder technische Betrachtungen, noch philosophische Erörterungen, am allerwenigsten endgiltige Urteile darin. Letztere sind völlig unmöglich über einen Krieg, der noch währt, die technischen Betrachtungen gehören nicht zu meiner Kompetenz, und philosophische Tiraden sind nicht nach meinem Geschmack. Ich spreche lediglich über das, was ich gesehen habe und wenn ich mir hier und da einige allgemeine Bemerkungen erlaube, so geschieht dies nur, um ein wenig Klarheit in das wirre Durcheinander der Ereignisse zu bringen.

Ich bin einige Tage nach Kriegsbeginn in der Mandschurei angekommen und dort bis Mitte des darauffolgenden Winters geblieben, dort habe ich den hauptsächlichsten Operationen des ersten Kriegsjahres, dem langsamen Rückzug der Russen nach Norden, den Kämpfen unterhalb Liao-Yang und der großen Schlacht von Schake beigewohnt.

Viele Kapitel dieses Buches wurden mitten in der Aktion geschrieben, zwischen zwei Ritten, in Häuschen mit Papierfaçaden, auf den auf den Knieen aufgelegten Tabletten, auf welche die Chinesen den Tee, die Hirse- und Reisgefäße zu stellen pflegen. Ich hätte sie leicht ändern oder gänzlich umarbeiten können, aber zur einfachen und richtigen Darstellung frisch empfangener Eindrücke oder des malerischen Charakters eines Ereignisses vom jüngsten Datum, ist nichts so wertvoll als eine eilige Feder. Zeit und Muße legen der Einbildung keine Zügel an, der Einbildung, die zwar verschönt, aber auch entstellt und ich wollte den Krieg nicht mit Hilfe der Einbildungskraft darstellen, sondern nach der Wirklichkeit kopieren.

Raymon Recouly,

Korrespondent des „Temps“



Einleitung.

Weil Rußland im äußersten Osten zuviel diplomatische Siege errungen hat, wird es jetzt dort seit einem Jahre besiegt. Die Diplomatie ist eine sehr nützliche Sache, vorausgesetzt, daß man sich ihrer nicht zu sehr bedient. Seit einem halben Jahrhundert rechnet Rußland da drüben nur auf die Diplomatie, triumphiert es nur durch sie, und während die anderen Staaten, England, Frankreich und Japan die geringsten China abgerungenen Konzessionen mit blutigen und kostspieligen Expeditionen bezahlen mußten, hat Rußland ohne die geringsten Opfer mehr als alle anderen Staaten zusammen erreicht. Rußland, das asiatischste Land Europas, verstand eben die chinesische Seele und wußte, wie man mit den Chinesen verhandeln müsse. Als ein verschlagener Unterhändler verstand es meisterhaft die Kunst des Hinausziehens, des Wartens, dieses höchste und letzte Geheimnis der Diplomatie. Es sagte den Chinesen: „Du siehst, wie diese europäischen Teufel Dich belästigen und plagen, wie ihre Kaufleute und Missionare täglich unersättlicher werden und Dir keine Ruhe lassen. Wie wäre es aber erst, wenn ich, Dein Nachbar, anfangen würde, Dich auf der Landseite so zu quälen, wie Dich diese Fremden auf der Seeseite quälen? Deine Lage würde dadurch schrecklich werden. Aber beruhige Dich, Du Sohn des Himmels, wir werden immer in vollkommenem Einverständnis leben.“ Gerade als der Sohn des Himmels von den weltlichen Begehrlichkeiten am meisten bedrängt wurde, wählte Russland diese von Honig überfließenden Worte, um sich verständlich zu machen, und es fügte dann hinzu: „Deshalb ist es nicht gerecht, wenn Du alles den andern gewährst, die Dich so schlecht behandeln, und nichts mir, der Dich so gut behandelt. So gib mir doch diesen Hafen, den ich meiner Flotte wegen nicht entbehren kann, gib mir dieses Stückchen Provinz, um mein

Gebiet damit abzurunden und dulde es ein Bischen, daß ich meine Eisenbahn durch Dein Reich führe." Und China gab diesem ewigen Bettler immer zu.

Als sich im Jahre 1858 Franzosen und Engländer zur Erschließung Chinas vereinigten, und ihre Kreuzer und Bataillone absandten, ließ sich der geschickte Murawieff mit einem Schlage ein ungeheures Gebiet, das ganze linke Amurufer abtreten und als zwei Jahre später Engländer und Franzosen, nach einer zweiten Expedition teilweise für ihre Anstrengungen entlohnt wurden, wurde der Russe, der nichts getan hatte, noch in viel höherem Maße entlohnt als sie. Ignatieff, der Nachfolger Murawieffs, gewann die Seeprovinz der Mandschurei, sechshundertsechzig Meilen des Küstengebietes am Stillen Ozean.

Doch war es nicht immer in Worten, sondern auch in Handlungen, daß Rußland China gute Dienste erwies, an denen es selbst sehr interessiert war. In den Jahren 1894/95 hatte Japan China vollständig besiegt und wollte als legitimen Preis seines Sieges die Halbinsel Liautung einheimsen. Rußland war aber darauf bedacht, diesen Fresser, diesen Vielfraß zu beseitigen, der sicherlich, wenn man es hätte gewähren lassen, die ganze Pastete verschlungen hätte. Die russische Diplomatie setzte sich an die Arbeit, ein Uebereinkommen mit Deutschland und Frankreich kam zustande und das knirschende aber wehrlose Japan mußte den unwürdigen Frieden von Schimonoseki erdulden, der es von Liautung und Port-Arthur entfernte, wo, wie man sagte, seine Anwesenheit eine Drohung für die Unabhängigkeit Chinas und eine ständige Gefahr für den äußersten Osten bilden würde.

Aber bereits im nächsten Jahre machte Rußland, das sich so gut die Integrität des chinesischen Kuchens gesichert hatte, einen ersten ganz kleinen Biß hinein. Um die transsibirische Bahn von den Grenzen Transbaikaliens nach Wladiwostock zu führen, mußte man entweder einen sehr langen Umweg machen, oder durch die nördliche Mandschurei hindurchschneiden. Da der Russe stets ein Freund der geraden Linie ist, wählte er die letztere Möglichkeit.

Ein Jahr später besetzten die Deutschen, die auch eifrige Anhänger der Unabhängigkeit Chinas sind, unter dem Vorwande, daß einer ihrer Missionare getötet wurde, Kiautschau,

und die Russen ließen nicht lange auf eine Antwort warten und entschlossen sich diesmal zu einem großen Bisse. Sie erbaten die Erlaubnis, ihre Flotte in Port-Arthur überwintern zu lassen. Ist es ihr Fehler, wenn Wladiwostock im Winter einfriert und müssen denn ihre Schiffe den ganzen Winter hindurch im Eise gefangen sein? Die Schiffe treffen ein und da sie sich dort ganz gut aufgehoben fühlten, verlangte Rußland, daß sie dort bleiben. Zweifellos werden Port-Arthur und Talien-Wan (Dalny) China gehören, wie das Haus, das man bewohnt, dem Eigentümer gehört, der es gebaut hat. Die Russen werden hier, wie die Deutschen in Kiautschau, nur die Mieter sein. Nur haben diese Mieter einen langfristigen Vertrag abgeschlossen und es versteht sich von selbst, daß der Eigentümer an dem Wortlaut des Vertrages nicht rütteln und ihn nicht aufkündigen wird. Aber darin kann man den ganzen Unterschied zwischen einem wohlerzogenen Herrn und einem Rüpel sehen. Der gefräßige Japaner n a h m sich die Wohnung, und der diskrete Russe m i e t e t e sie.

Und da man nun einmal Port-Arthur gemietet hatte, warum sollte man da nicht sofort einsehen, daß es der erträumte Ausgangspunkt der transsibirischen Bahn ist? Wladiwostock ist von den chinesischen Meeren zu weit entfernt, auch viel zu kalt und die Mandschurei ist ihrer Breite nach schon durch die Eisenbahn durchschnitten, warum sollte sie es nicht auch der Länge nach werden? Kurz, China gab die Zustimmung.

Auf diese Weise wurde die Mandschurei von allen Seiten von den Russen besetzt, es fehlte nur noch die militärische Okkupation und der Boxeraufstand kam gerade zu gelegener Zeit, um dazu den Vorwand zu liefern.

Die Russen erschienen da nur, wie sie sagten, um die Ordnung wieder herzustellen und die Massacres zu verhindern. O r d n u n g w i e d e r h e r z u s t e l l e n, worauf sie sich wieder entfernen wollten, dazu verpflichteten sie sich feierlichst. Aber die Zeit verstrich und sie gingen nicht fort. Sehr viele waren darüber empört, unter anderen die Engländer, die ein kurzes Gedächtnis haben und sich Aegyptens nicht mehr erinnerten. Indessen gibt es doch nichts Natürlicheres. Wie, sollten die Russen fröhlichen Herzens, ohne daß sie dazu gezwungen wären, ein Land verlassen, in das

sie soviel Geld hineingesteckt hatten, dessen äußerste Enden sie in Besitz hatten und das ihre Eisenbahn auf tausende von Kilometern durchläuft. So haben sie sich jetzt im äußersten Osten Kapitalsinteressen geschaffen und diese mußten doch verteidigt werden. Und sie verteidigten sie wahrlich hartnäckig; nicht nur in der Mandschurei, sondern auch in Korea, wo ihr Minister, auch so ein geschickter Diplomat, sorgfältig die japanischen Aktionen beobachtete und auch diesem Lande Konzessionen, namentlich über die Ausbeutung der Wälder am Yalu entriß, worüber die Japaner so sehr erbittert waren.

Ich habe kurz den allmählichen Fortschritt der russischen Macht im äußersten Osten entwickelt, ebenso den Fortschritt der von den Russen gehandhabten Methode. Sicherlich kann man den Russen über die Art, wie sie sich vergrößert haben, keinen Vorwurf machen; man vergrößert sich eben, so wie man kann. Die großen Staaten, wie die großen Vermögen müssen sich notwendigerweise auf Kosten irgend eines Anderen bilden. Der Ruhm der großen Staatsmänner und der Minister, welche die Handbücher der Geschichte rühmen, haben zu ihrer Zeit just dasselbe getan, was die Russen zu unserer Zeit tun. Mehr als eine Eroberernation zeigte nur zu oft dieselbe Lust, alles zu nehmen, und denselben Mangel an Gewissen, um zum Ziel zu gelangen. Aber Nehmen ist noch nicht alles; man muß es auch zu halten wissen. Die Russen verstanden das nicht, sie sahen nicht, wie die Kräfte der Japaner ebenso wie deren Haß von Tag zu Tag wuchsen und nicht ein einziges Mal verglichen sie ihre Kräfte mit denen der Japaner. Da sie gewöhnt waren, alles auf dem Wege der Unterhandlungen zu regeln, dachten sie nicht daran, daß langwierige Unterhandlungen und lange Diskussionen nur dem Starken gestattet sind, und darin liegt ihr schwerer Fehler, darin liegt ihr Mangel an Klarsicht, den sie heute so schwer büßen müssen.

Erstes Kapitel.

Der erste Streich.

Wie ich den Angriff auf Port Arthur erfuhr. — Abgesehen von den Russen hat der Krieg Niemand im Osten überrascht. — Welchem Heere soll ich mich anschliessen? — Port Arthur und der Auszug der Courtisanen. — Wie ist die russische Sorglosigkeit zu erklären? — Materielle und moralische Tragweite des ersten japanischen Erfolges.

Shanghai, 11. Februar.

Unser Dampfer hatte soeben bei Nacht und Kälte im Wusung, dem breiten Ausfluß des Shanghaiflusses beigelegt; wir standen alle — Franzosen, Engländer, Japaner, — auf Deck, in Erwartung des Lotsen, der uns die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz bringen sollte. Da näherte sich die Schaluppe, schwerfällig klettert der Lotse die Leiter hinauf und warf uns die Worte zu: „Bad news for Russians; three ships destroyed at Port Arthur, two at Chemulpo'' (Schlechte Nachrichten für die Russen; drei Schiffe in Port Arthur und zwei bei Chemulpo zerstört).

In Hongkong, wo wir zuletzt Station machten, hatten wir den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und Rußland erfahren, und wenn unseliger Weise die Russen, und zwar die in Rußland sowohl, wie die Russen in der Mandschurei, entgegen jeder Wahrscheinlichkeit zu glauben vermochten, daß der Krieg noch vermieden werden konnte, teilte im ganzen Osten Niemand weiter diese Illusion. Die Abberufung des japanischen Gesandten bedeutete für Jedermann den Kriegsbeginn, und Shanghai, die große Lügenfabrik, verbreitete noch vom selben Abend an die ersten Kriegsnachrichten, die natürlich alle falsch waren, aber von jedermann für wahr gehalten wurden, weil eben jeder überzeugt war, daß die ersten Schüsse bald gewechselt werden müßten.

Jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Der Krieg, der mir, wie so vielen von humanistischen und pacifistischen Ideen vollgefüllten jungen Franzosen, die aus unbezwingbarer Neigung stets bereit sind zu glauben, daß die andern ihnen gleichen, als etwas so fern abliegendes Fürchterliches erschien, der Krieg, den ich für eine überwundene Sache vergangener Zeiten hielt, die von jetzt ab unwahrscheinlich, fast unmöglich sei, — da war er, und ich sollte ihn mit eigenen Augen sehen.

Von Indien kommend, hatte ich die Absicht in die Mandschurei, nach Korea und Japan zu gehen, um an Ort und Stelle für die Leser des „Temps" die strittigen Fragen zu studieren. Aber schon als ich Kalkutta verließ, hatte ich das Gefühl, daß dieses Studium etwas bewegt und der Streit ein Konflikt werden könnte. Die Engländer, die ich darüber in den Hotels und Klubs sprach, teilten die Ansicht, daß der Krieg ausbrechen müsse. „Die Russen," so sagten sie mir, „wollen nicht nachgeben, das beweisen diese Verzögerungen, diese Aufschübe, diese diplomatischen Schikanen und dann werden sich die Japaner eben schlagen, they will draw the sword (Sie werden das Schwert ziehen)". Bei dem Worte Schwert erglänzte ein Hoffnungsstrahl in den Augen des Sprechenden, der, wenn er schon des Krieges sicher war, nicht minder sicher den Sieg Japans annahm.

Als ich aber Colombo berührte und meine Post aus Frankreich erhielt, Briefe sowohl wie Zeitungen, fand ich darin eine ganz seltsame Ruhe, eine unerschütterliche Ueberzeugung, daß alle diese Kriegsgerüchte Fälschungen seien, Geschrei einer gewissen Auslandspresse, die stets bereit ist, Differenzen zu schüren und Oel ins Feuer zu gießen. Die Engländer Indiens reflektierten infolge ihrer größeren Russenfurcht und ihres größeren Russenhasses in verstärktem Maße die Stimmung in ihrem Mutterlande, und die für die Anschauungen ihrer Alliierten empfänglicheren Franzosen waren wie diese der Ansicht, daß es, um den Krieg zu vermeiden, genügte, ihn nicht zu wollen, daß das Ansehen des russischen Kolosses hinreichen würde, dem kleinen Japan jede Angriffsidee vergehen zu lassen, und daß es den Japanern außerdem an Geld mangele. Eine von diesen beiden Ansichten mußte natürlich unrichtig sein, aber welche ist es, fragte ich mich

auf der Weiterfahrt in der Richtung nach Singapore und Saigon. Ich hatte die Absicht, mich einige Wochen in unseren asiatischen Kolonien aufzuhalten, zögerte aber bald, diesen Entschluß auszuführen, weil sich die Dinge da unten vielleicht doch rascher entwickeln könnten, und setzte daher meine Fahrt fort.

Mein Chef, dessen Telegramm ich bei der Landung in Shanghai empfing, ließ mir volle Aktionsfreiheit. „Handeln Sie nach Ihrem Besten,'' lautete die Instruktion, die mir jetzt und auch später zu teil ward, wenn ich unentschlossen und verlegen einen Rat erbat. Auf welche Weise war nur dieses „Beste'' festzustellen? Da die Feindseligkeiten begonnen hatten, mußte ich mich entscheiden, welcher Seite ich mich anschließen werde, ob ich den Japanern oder den Russen folgen werde. Diese Entscheidung war bindend, denn wenn ich mich erst einmal einer Partei angeschlossen habe, wird es unmöglich sein, zu der andern überzugehen. Das ist noch eine schlimmere Wahl wie bei einer Heirat, denn wenn ich auch hier die Möglichkeit haben werde, mich zu scheiden, so doch nicht die Möglichkeit, eine neue Verbindung einzugehen. Eine Verbindung war es auch, die man von mir jetzt verlangte, eine Verbindung mit einer großen Armee, deren Führer sehr wahrscheinlich kein besonderes Verlangen nach mir haben dürften. Bei den Japanern, so erwog ich, würde mir meine Eigenschaft als Franzose, der russenverbündeten Nation, kaum zu statten kommen, und bei den Russen fürchtete ich, würde mir als Journalisten kein besonders warmer Empfang bereitet werden. Was war also nun zu tun? . . . . .

Ich überlegte zwei Tage. Am Ende des zweiten Tages suchte ich den russischen Konsul auf und bat ihn um einen Paß für Port Arthur. Ich fand den Konsul in den Räumen der russisch-chinesichen Bank ziemlich dürftig einquartiert, denn am selben Abend, an dem die Japaner die russischen Panzer in den Grund bohrten, war seine über einem europäischen Bazar gelegene Wohnung abgebrannt. Er hatte kaum Zeit, sich im Hemde zu retten und mußte alles, seine Kleider, seine Wäsche und die prächtigen in Peking zusammengetragenen Sammlungen, zurücklassen.

Aus Port Arthur und Dalny kamen täglich zahlreiche Flüchtlinge an, eine Schar von Courtisanen, die der Krieg

aus den russischen Quartieren vertrieb, ließ sich in den Shanghaier Hotels nieder. Jüdinnen aus Odessa, Walachinnen, Griechinnen, Polinnen, Amerikanerinnen kamen da zu Hunderten. Port Arthur schien von ihnen übervölkert gewesen zu sein. Die starke Festung, die fürchterliche Citadelle, in welcher alles in Vorbereitung für den Krieg begriffen zu sein schien, die Stadt der Panzerschiffe, der Arsenale, der Kanonen, war demnach auch ein Asyl Cytherens? Man verehrte darin Venus gleichzeitig mit Mars und es schien sogar, als ob der erstere Kult den letzteren etwas verdrängt habe.

— — — — — — — — — —

Wie konnten sich die Russen so überraschen lassen, wie konnten drei Tage nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen, als es schon die natürliche Klugheit erforderlich machte, sich gegen alles vorzusehen, japanische Torpedos sich ungestraft dem Hafen nähern, und unentdeckt (die elektrischen Scheinwerfer waren nicht in Funktion) in die Reede eindringen, die mächtigsten Schiffe des Geschwaders in den Grund bohren und sich so wie sie gekommen zurückziehen, ohne daß aus all den aufgeprotzten Batterien nur ein einziger Schuß auf sie abgegeben worden ist. Man steht hier einer unglücklichen, fast unerhörten Sache gegenüber. Man kann wohl antworten, daß die Russen noch die Kriegserklärung erwarteten, da sie auf einen loyalen Gegner gerechnet hatten. Aber durfte sie das von den einfachsten Vorsichtsmaßregeln abhalten? Wenn die Japaner nun doch weniger loyal wären, als sie vermuteten, wenn ihre unvermutete Attacke nur die Gefahr ahnen ließ, daß ein bedauerlicher Präcedenzfall geschaffen, oder vielleicht bestätigt werde, so daß für alle Zukunft die Ueberzeugung Platz greifen müsse, daß, wenn zwei Staaten in heftigen Streit geraten, jeder von ihnen in jedem Augenblick eines plötzlichen Ueberfalles gewärtig sein muß. Mußten die Russen nicht klugerweise den schlimmsten Fall annehmen und bei ihren Gegnern die schlimmsten Absichten vermuten. Die Herrschaft zur See war für die Japaner unentbehrlich, sie hatten also alles Interesse daran, sie sich durch einen gewagten Streich zu sichern. Wer war der Verantwortliche für diese haarsträubende Sorglosigkeit, war es St. Petersburg, das schlecht oder gar nicht benachrichtigt

hatte, war es Port Arthur, das sich um die Nachrichten nicht kümmerte? Und lag in Port-Arthur die Schuld an dem Kommandanten des Geschwaders, Admiral Stark, oder an dem Admiral Alexejeff, dem Höchstkommandierenden des Zarenreiches im äußersten Osten, der sich in diesem Augenblick an dem Schauplatz des Ereignisses befand? Es wird versichert, daß der Geschwaderchef alle Vorsichtsmaßregeln ergreifen wollte, aber von Alexejeff daran gehindert wurde.

In jedem Falle ist dieser Handstreich der Japaner und der Erfolg, von dem er begleitet war, von außerordentlicher materieller und moralischer Tragweite, da die russische Flotte mit der japanischen nicht mehr zu kämpfen vermag, und die letztere die fast unbestrittene Herrin des Meeres bleibt. Die Ueberraschung der Russen läßt mit Genauigkeit den Grad ihrer Verwirrung ermessen; ihre Schiffe sind zerstreut in Wladiwostock und in Chemulpo, ein Kanonenboot in Shanghai, ein anderes in Inkau. Auf dem Lande herrscht zweifellos dieselbe Unordnung. Nichts, absolut nichts, ist für den Krieg vorbereitet, weil jede Vorbereitung eine Anstrengung erfordert, eine Anspannung in der Richtung eines Zieles, und weil eine Anstrengung eben keine angenehme Sache ist. Es ist bequemer, sich auf die Umstände zu verlassen und „Nitschewo" zu sagen, weil man eben überzeugt war, daß der Krieg nicht stattfinden werde. Warum zum Teufel war man aber davon überzeugt?

Wieso sah man denn nicht das, was in die Augen springen mußte; so den wachsenden Zorn der Japaner, die allgemeine Sehnsucht, den Konflikt zu beschleunigen, sofern man ihnen nur irgend einen Vorwand bot, und boten nicht die über alle Maßen hinausgezogenen Unterhandlungen nur zu sehr diesen Vorwand? Wenn man den Japanern ernste Concessionen machen wollte, warum machte man sie nicht gleich? Immer diesen verabscheuungswürdigen Mißbrauch der Diplomatie, diese Aufschübe, diese durch eine unerklärliche Sorglosigkeit und unglaubliche Verblendung komplizierten und verschlimmerten Listen und Kniffe!



Zweites Kapitel.

Shanghai zu Beginn des Krieges.

Das Leben in Shanghai: Der schnell gewonnene und noch schneller zerronnene Dollar. — Die Chinesen und der Krieg. — Das chinesische Neujahr. — Der Shanghaier Klub, eine grossartige Einrichtung des äussersten Osten. — Das russische Kanonenboot „Mandschur“. — Die Krämer von Shanghai.

14. Februar.

Shanghai ist die Stadt der reichen Kaufleute; man verdient dort viel Geld, gibt aber noch mehr Geld aus. Diese Handelsstädte bleiben sich überall gleich und sind sich zu allen Zeiten gleich geblieben. Victor Bérard, der geniale Kommentator der Odyssé, berichtet uns von der Stadt der Phäaken, in deren Nähe der zerlumpte und verhungerte Ulysses die Nausikaa traf. Diese Phäaken waren unerschrockene Seefahrer und waghalsige Kaufleute; kamen sie, die Taschen des Goldes voll, von Expeditionen zurück, dann verlangte es sie daheim nach mancherlei Komfort. Sie liebten die gut eingerichteten Paläste, Divane und Sofas, schöne, sanfte, weiche, beim Berühren schmeichelnde Stoffe, so lieblich wie ein Frauenkörper, eine ausgezeichnete Kost und Weine, die in den Himmel versetzten. Gerade so wie die Phäaken sind die Kaufleute von Shanghai. Ihre Gastfreundschaft ist berühmt, und am Morgen angekommen, ist man abends schon eingeladen, und ebenso am nächsten und am übernächsten Tage bis zur endlichen Abreise. Ein Marinekommissär, der mit einem einzigen Einführungsbrief hier ankam und einen Monat blieb, sagte mir, daß er schließlich mit großem Bedauern und einer Magenverstimmung wieder abreiste. Hier trinkt man Champagner wie anderwärts Wasser an heißen Tagen. Das Essen ist gut, das Quartier nicht minder . . . . für das Uebrige findet man hier viele, sehr

schöne, imposante und nicht minder gastfreundliche Amerikanerinnen, vorausgesetzt, daß man eine offene Hand hat und es an den nötigen Banknoten nicht fehlen läßt.

In Shanghai gibt es gegen achttausend Europäer und einige hunderttausend Chinesen, und wenn die ersteren durch den Krieg erregt sind, scheint es, daß die letzteren es noch mehr sein sollten, da es sich doch um sie handelt und die Russen und Japaner sich auf ihrem Rücken herumschlagen. Sie bilden die Beute, den Einsatz der Schlacht. Dennoch berührt sie dieser Krieg nicht sonderlich; sie lesen mit guten friedlichen Mienen die Telegramme, das ist alles. Nichts von Aufwallung, nichts von Erregung; ihr Leben geht seinen gewohnten Gang, nur ihr morgiges Neujahrsfest interessiert sie und beschäftigt sie und das ganz anders als der Krieg. Da gehen alle auf Belustigungen aus, keiner arbeitet und der Wirt meines Hotels mußte gestern in meiner Gegenwart einen chinesischen Wäscher bitten, gegen eine dreifache Bezahlung die außergewöhnliche Gewogenheit zu haben, die geheiligte Ruhe für einige Stunden zu unterbrechen und meine Wäsche zu waschen. Der Chinese lachte und schüttelte den Kopf und es bedurfte langer Zeit, um ihn zu veranlassen, das Packet mit sich zu nehmen. Während fünf bis sechs Tagen liegt nun das Leben hier ganz still, die Banken und die Handelshäuser sind geschlossen und auf allen Straßen zu jeder Tageszeit lassen die Chinesen Raketen in die Höhe gehen, während sie des Nachts ihre Zeit mit dem Schlagen des Gongs verbringen. Die Glücklichen der Erde, die Begüterten, die Großen, die eine deutsche Musikdose zu erwerben vermochten, spielen ohne Unterlaß Musik, während die Japaner und die Russen auf Tod und Leben um die Ehre kämpfen, wer von beiden die Chinesen verschlingen darf.

Eine solche Gleichgiltigkeit muß in Erstaunen setzen und zuweilen hätte man Lust, ihnen zuzurufen: „Rührt Euch doch, die Sache geht doch Euch an!" Sie rühren sich aber nicht und bleiben der Esel der Fabel, der sich wenig darum schert zu wissen, wer sein Herr sein wird. Mehr als jedes andere Volk der Erde, sind die Chinesen ein friedliches Volk. Sie sind Antimilitaristen (der Soldat nimmt in der chinesischen Hierarchie den letzten Rang ein) und haben es nicht nötig abzurüsten, da sie nie gerüstet haben, sie kennen die Schrecken

der Kaserne nicht und geben sich ganz geistigen Arbeiten, den wohltätigen Werken des Friedens hin, und weil sie so sind, verursachten sie, so wie ihre Stammesgenossen, die Koreaner, die einsiedlerartigen Bewohner des Landes der „Morgenreinheit", den furchtbarsten Krieg, den es je gegeben. Das Beispiel ist nicht gerade ermutigend! . . . .

— — — — — — — — — —

„Noch einen Gin-Cocktail! — Nein, ich danke, ich habe schon vier. — Was sind vier Cocktails für einen Kriegskorrespondenten? Denken Sie doch dran, daß es in der Mandschurei sehr kalt ist."

Dieses Gespräch wickelte sich zur Hauptverkehrszeit, zur „Grande Heure" gegen viertel auf eins im Shanghaier Klub ab, wo sich um diese Zeit das eigentümlichste Leben und das eigentümlichste Publikum der Welt dem Beschauer zeigt. Die Bar ist voll und auf der Seite des Schankraums haben die chinesischen Boys alle Hände voll zu tun, um rasch genug die verlangten großen und kleinen Gläser zu verabreichen. Da liegt ein großer kugelförmiger Käse, von dem die Trinker geschickt ein Stück abschneiden, das sie mit einem halben Stück Kuchen verschlingen. Käse und Kuchen dienen hier als Pfropfen, wodurch sie es ermöglichen, daß man eine neue Serie von Cocktails folgen lassen kann. Da wimmelt es von Spaziergängern und plaudernden Gruppen von Engländern, Franzosen, Deutschen, von Bankiers, Maklern, Seeleuten, Kaufleuten, dieser geschäftigen Bevölkerung, die da am Rande des großen chinesischen Ameisenhaufens lebt, handelt und sich amüsiert. Hier ist das Café, die Promenade, die Börse, das Klatschzentrum, hier trifft man seine Verabredungen, fixiert die Kurse und schließt Geschäfte ab, die in die Millionen gehen. Rechts an der Mauer werden die Kriegstelegramme affichiert. Gibt es Neuigkeiten, so werden diese diskutiert, wenn es keine gibt, so werden sie erfunden. Hier im Klub zu Shanghai befindet sich das große Vogelhaus, aus dem während des Krieges die meisten und fantastischsten Enten aufsteigen werden. Diese Stadt, in ihrer Lage nahe Japan, Korea und der Mandschurei, der Kreuzpunkt aller Posten ist ein wichtiges Informationszentrum, aber seiner

leidenschaftlich erregten, fieberhaften Bevölkerung, genügen diese Informationen nicht und sie schafft sich andere je nach ihren Sympathieen und ihrem Haß. Der Krieg war noch nicht begonnen, als Shanghai folgendes Geschwätz nach Hongkong kabelte:

1. Russischer Dampfer „Mongolia" ist von den Japanern aufgegriffen worden. — Falsch.

2. Japan hat hunderttausend Mann in Fusan (Korea) gelandet. Furchtbar übertrieben.

3. Rußland hat soeben die portugiesische Flotte aufgekauft!!!

— — — — — — — — — —

„Der feige und verräterische Ueberfall der Japaner auf Port Arthur" schrieb das „Echo de Chine", das französische Blatt in Shanghai, womit es übrigens nur ein Wort des Zaren wiederholte, und die englischen Blätter sprachen dann von den „lächerlichen Kritiken unseres französischen Kollegen." Dies allein zeigt, daß es inbezug auf den Krieg mehr als eine Glocke und mehr als einen Ton geben wird. Werden die Tatsachen verschieden kommentiert, so geht das noch, aber das schlimmste ist, daß sie verschieden angekündigt werden. Die Ereignisse der letzten Woche beweisen es zur Genüge; so haben die englischen Briefe und Telegramme die russischen Verluste übertrieben und die der Japaner völlig verschwiegen.

Auf dem Shanghaiflusse befindet sich ein russisches Kanonenboot, das vollständig der „Korejetz" ähnelt, jenem Kanonenboot, das in Chemulpo in die Luft gesprengt wurde. Es ist seit einiger Zeit schon hier und ist auch jetzt noch hier geblieben, was wieder einmal beweist, wie wenig die Russen auf den Krieg vorbereitet waren. Jetzt, wo, wie man sagt, daß drei japanische Schiffe vor der Flußmündung kreuzen, ist es für das Schiff schwer, fortzukommen und sich in den Wolfsrachen zu stürzen. Gestern hat sich der japanische Generalkonsul über den verlängerten Aufenthalt des Schiffes beschwert und verlangt, daß es den Hafen verlasse oder abrüste, aber diese Beschwerde ist wirkungslos, da ihr die Sanktion fehlt. Es ist zweifelhaft, ob sich die chinesische Regierung in dieser heiklen Sache die Finger verbrennen

wird und die japanische Flotte vermag hier doch nicht so zu handeln wie in Chemulpo, da die Folgen sicherlich andere sein würden. So wartet das Kanonenboot; es ist schwarz gestrichen und kampfbereit. Heute Nachmittag war ich an Bord. Der Kommandant hat nur den einen Wunsch fortzukommen, doch ist er ohne Befehle. „Sie reisen morgen nach Port Arthur", sagte er zu mir, „ich wollte ich könnte das auch tun. Grüßen Sie mir die Kameraden drüben."

Einige Stunden nach meiner Ankunft in Shanghai war ich sehr erstaunt, inmitten der Handelsschiffe, dieses ganz schwarze, wild und drohend aussehende Kriegsschiff zu sehen und wandte mich fragend an einen müßigen Gentleman auf der Klubstraße: „Was ist das? Ist das ein japanisches Kriegsschiff?" Der Engländer lachte höhnisch und erwiderte: „Nein, es ist ein russisches Kanonenboot, aber ich hoffe, daß es bald ein japanisches sein wird." Dieser Gentleman mit dem höllischen Lächeln war irgend ein Krämer, der aus seiner friedlichen Beschäftigung recht ansehnliche Einkünfte bezog. Er war ein enragierter Russenfeind, voll Leidenschaft für diesen neugeborenen Krieg erfüllt und träumte nur von Schlachten und Zerstörungen, vernichteten Regimentern, bombardierten Städten und plötzlich in den Fluten versinkenden Schiffen. Während man bei jeder Nachricht über einen stattgehabten Kampf voll Mitleid über die Opfer, über die tausende von Verwundeten, Sterbenden und Toten erfüllt war, blieb der Krämer von Shanghai, dieser Mann mit dem Herzen von Stein, jedem Mitleid verschlossen. Die zivilisierte Welt beklagte dieses Massacre, dieses ungerecht vergossene Blut, aber der Krämer von Shanghai fand, daß nie genug Massacres stattfanden und daß nie genug Blut vergossen werde; er plazierte auf den ausgebreiteten Landkarten kleine Fähnchen, las nur mehr strategische Bücher und Abhandlungen über Befestigungskunde, wurde Sachverständiger in Explosivstoffen, Minen und Torpedos, befand sich also in bezug auf den Krieg in demselben Geisteszustand, wie Tartarin in bezug auf den Alpinismus und der Löwenjagd. Aber Tartarin war nur lächerlich, der Krämer von Shanghai war aufs höchste widerwärtig.



Drittes Kapitel.

In die Mandschurei.

Fortschritte der Deutschen in China. — Was sich unseren Schiffahrtsgesellschaften nicht lohnt. — Die neue deutsche Kolonie. — Tschifu und die Verproviantierung von Port Arthur. — Tschan-Hai-Kuan und das internationale Okkupationskorps. — Die grosse Mauer. — die ersten russischen Soldaten.

Niutschwang, 23. Februar.

Am 17. Februar mittags verließ ich Shanghai. Es ist jetzt keine Kleinigkeit, nach Port - Arthur zu gelangen, da alle direkten Linien suspendiert sind. Man muß den längsten Weg einschlagen, mittels Schiff bis Tschin-wan-tao im Golf von Liau-Tung, dann mittels Eisenbahn bis Inkau, Niu-Tschwang hinauf und wieder zurück nach Port-Arthur, ein großer Umweg also und eine lange und beschwerliche Reise.

Wir fuhren auf einem deutschen Dampfer, dem „General-Gouverneur Jaeschke". Die Deutschen entwickeln immer mehr ihre Linien in den chinesischen Meeren und ihr Erfolg erstaunt mich keineswegs. Dieses kleine Dampfboot von 1500 Tonnen ist außerordentlich für die Rolle geeignet, die es erfüllen soll. Einige 30 Passagiere erster Klasse, denen es einen ausreichenden Komfort gewährt, viele Passagiere, zweiter und dritter Klasse und zahlreiche Güter vermag es aufzunehmen. Die Spesen sind auf ein Minimum reduziert, nur der Kommandant, zwei Offiziere und zwei Ingenieure bilden das Kommando, die Besatzung besteht durchwegs aus Chinesen. Der Dampfer fährt ständig hin und her; am 15. in Shanghai angekommen, reiste er am 17. wieder aus. Er bringt seiner Kompagnie, der Hamburg-Amerika-Linie, viel Geld ein.

Im Gelben Meere und im Golf von Petschili habe ich englische, chinesische, deutsche, amerikanische Flaggen gesehen,

aber kein einziges Mal eine französische Flagge. Wohl sind das da nur kleine Linien, aber jedermann weiß, daß sie lohnender sind als die großen. Die „Hamburg-Amerika“ ist eine reiche Kompagnie, die die herrlichsten Dampfer besitzt, aber sie vernachlässigt auch die Nebenlinien nicht, die ihren Umsatz heben und ihr zahlreiche Transporte einbringen. Unsere Schiffahrts-Gesellschaften würden bei der Nachahmung dieses Verfahrens nur gewinnen.

Aber als man vor zwei Jahren einen der „hohen“ Agenten dieser Kompagnie bat, mit seinen Dampfern Volo zu berühren, den Hauptmarkt Thessaliens, die Kopfstation der Eisenbahn und ein immer bedeutender werdendes Handelszentrum, gab er die Antwort eines Grandseigneurs: „Ach, Sie wissen ja, wir sind eine große Maschinerie und man muß die kleinen Küstenfahrer auch leben lassen.“ Die französischen Dampfer gingen also nicht nach Volo, aber kurze Zeit darauf fand die „Deutsche Levante-Linie“ den Platz gut genug, um ihre Schiffe dahin gehen zu lassen. Näheres kann darüber der französische Vize-Konsul berichten, der wiederholt nutzlos Briefe schrieb und so manchen Bericht erstattet hatte.

Ich will zwar nicht anfangen, über die „Messagerie“ schlecht zu sprechen, denn ich verdanke ihr viel und bin ihr durch die heiligste Schuld, die Magenschuld, verbunden. Von Indien kommend habe ich zwei Monate lang die entsetzlichste Küche der Welt ertragen müssen, da waren dann die feinen Gemüse des französischen Dampfers für mich ein Entzücken. Wenn ich aber in zutreffender Weise den Wohlgeschmack ihrer Speisen, die Höflichkeit der Stewards und die Distinktion der Offiziere schätze, so muß ich auch zugeben, daß der Unternehmungsgeist der Kompagnie, ihre merkantile Aktivität, nicht ihre Stärke bilden. Man kann nämlich eine große Schiffahrtsgesellschaft an zweierlei Weise auffassen. Nach der einen Auffassung ist sie eine Handelsgesellschaft, die stets auf der Suche nach Vervollkommnung und Ausdehnung ist, die ihre Ausgaben auf das möglichste Maß beschränkt und unaufhörlich ihre Einkünfte vermehrt. Diese Einkünfte bestehen in Warentransporten, in der Fracht, und sie muß auf der Jagd nach Fracht sein, wie ein Kaufmann auf der Jagd nach Kunden. Ein Kaufmann erniedrigt seine Preise, wenn

die Konkurrenz ihn dazu zwingt, er macht seine Transaktionen auf schneidige Art und zieht es vor, wenig zu verdienen statt gar nichts. Die Kompagnie muß ebenso mit der Fracht verfahren, die einen Wert repräsentiert, der wie jeder andere, dem Gesetz von Nachfrage und Angebot unterworfen ist. Man kann sich nicht mit unabänderlichen Tarifen festlegen.

Das ist die eine Auffassung; es gibt aber noch eine andere.

In diesem Falle ist die Kompagnie kein kaufmännisches Unternehmen, sondern ein Verwaltungskörper, die Angestellten sind Beamte, ihr Avancement ist im voraus festgestellt, ohne daß Tätigkeit und Eifer etwas dazu beitragen. Zweifellos würde eine allzugroße Indolenz Schaden bringen, wie eine außerordentliche Betätigung zuweilen, aber nur im geringen Maße etwas nützen kann. Im übrigen sind diese Beamten die geschicktesten und distinguiertesten Persönlichkeiten, ihr Korps setzt die Tradition der Eleganz und des guten Tones fort, die den Schmuck unserer Rasse bildet, es bietet eine Karriere, die ebenso gesucht und ebenso schwer zugänglich ist wie irgend eine Staatskarriere, und man setzt sich nicht herab, wenn man sie ergreift. Die besten, titelreichsten und vornehmsten Familien plazieren darin ihre Kinder und diesen sind dadurch die schönsten Heiraten gesichert.

Das sind die beiden Auffassungen; es steht frei, die erstere zu bevorzugen, man vergesse aber nicht, daß die zweite unserem Temperament und unserem Gschmack mehr entspricht. — Und nun bitte ich um Vergebung für diesen Seitensprung, der, ich bin dessen sicher, nicht die mindeste Folge nach sich ziehen wird.

— — — — — — — — — —

T s i n g t a u. Der Hauptort der neuen deutschen Kolonie, die nach dem letzten chinesischen Kriege von China gepachtet wurde. Die Häuser sind auf einem unfruchtbaren Strande in unfruchtbarer Landschaft errichtet; der Ort beherrscht aber den Eingang zu einer herrlichen Bucht. Man findet einige Läden, Hotels, sogar schon ziemlich viel Hotels, Kaffeehäuser,

und Bierhallen aller Art und für jeden Beutel. Das merkwürdigste in Tsingtau sind die breiten sehr sauberen Straßen, von denen einige mit Trottoirs versehen sind, während alle mit elektrischen Drähten überspannt und von großen Bogenlampen erleuchtet sind. Die meisten Straßen sind noch ohne Häuser. Die Stadt ist noch jung und da ist die Hauptsache, daß man Straßen hat, die Häuser kommen dann schon. Die deutsche Kolonie macht es wie jene jungen Ehen, die sich schöne Schränke anschaffen, um die Wäsche hineinzulegen, die sie sich erst später anschaffen werden.

Man sieht sehr wenig Leute in dieser Stadt. Die Soldaten sind in ziemlich entfernt gelegenen Baracken untergebracht und die bürgerlichen Personen zeigen sich nicht. Sogar die Chinesen sind selten, so daß diese imposanten und so geräumigen Straßen den Eindruck einer verlassenen Stadt hervorrufen.

Im Hafen liegen jedoch zwei Handelsdampfer und drei Kriegsschiffe und Tsingtau, so sagt man, hat eine sehr schöne Zukunft. In zwei Jahren werden die Deutschen ihre Eisenbahn ziemlich weit ins Innere der Lande geführt haben.

— — — — — — — — — —

T s c h i f u ! — Immer weiter gen Norden, der Kälte zu. Ein düsteres, ganz in Nebel getauchtes Meer umfängt unseren Blick, ein eisiger Wind weht uns entgegen, die Berge an der Küste sind mit Schnee bedeckt. Wie ist dieser fantastische Wandel nur möglich, wo noch vor einigen Tagen in Saigon an den trägen Wassern des Flusses eine unerbittliche Sonne ihre Feuerströme ergoß, während alles wie betäubt dalag und auf dem schlammigen, kupferfarbigen Flusse sich nicht ein Sampang*) bewegte.

In Tschifu herrscht reges Leben, ein Dutzend Dampfer, von zahlreichen Booten umgeben, ankern im Hafen. Große Lastdampfer, die unter ihrer Last fast zu versinken drohen, legen an und ein geschäftiges Heer von Kulis löscht die aus Mehlsäcken und Kohlenkörben bestehende Ladung. Vor allem ist es Kohle, die man hier ansammelt und man sieht ganze Berge dieses Materials, inmitten hoher, zur Vermeidung

*) Leichtes chinesisches Boot mit Verdeck.

des nächtlichen Diebstahls mit Flaschenscherben gespickter Mauern aufgetürmt. Man behandelt die Kohle wie ein kostbares Nahrungsmittel. Tschifu wird während des Krieges das große Depot für die Proviantierung Port Arthurs bilden, das nur zehn Stunden von hier entfernt liegt, und man wird trotz der Kreuzerfahrten und der Blockade schon Mittel finden, um die Schiffe ans Ziel gelangen zu lassen, wenn man die Preise danach einrichten kann. Die Waren strömen hier auch von allen Seiten zu, ebenso wie jene Raben des Krieges die Abenteurer, Händler, Spekulanten, die die Aussicht, sich durch einen glücklichen Coup zu bereichern, hierherlockt.

Gleichzeitig hat auch Port Arthur seine ganze Hefe hierher ausgespieen und ein Heer von Prostituierten niedrigster Gattung, Zuhälter, Bettler, Vagabunden, Arbeitsscheue, Menschen der undefinierbarsten Abstammung, Mischlinge von Europäern, Japanern und Chinesen, bevölkert die Kais und bildet eine ständige Gefahr für die Sicherheit, so daß man bei einbrechender Dunkelheit nur mehr mit dem Revolver in der Hand ausgehen kann.

Es geht hier das Gerücht herum, daß unsere Bahnlinie abgeschnitten ist. Werde ich Port Arthur ereichen, oder zu einem unfreiwilligen Aufenthalt in dem nichts weniger als lustigen Tschin-wan-Tau veranlaßt werden?

Russen, die ihre Frauen und ihre Kinder nach Tschifu befördert haben, benützen zu ihrer Rückreise unser Boot. Sie trinken soviel Wuttki vor dem Diner, soviel Wein während desselben und soviel Cognac nachher, daß einer, der größte, der schönste und der bärtigste der ganzen Gesellschaft, ganz gehörig ins Schwanken gerät, jeden Augenblick seinen Platz wechselt, jeden Passagier umarmen will und uns schließlich bei ruhigstem Wetter und einem fast unbeweglichen Schiff eine detaillierte Vorstellung von Seekrankheit gibt. Für heute müßte die Redensart „betrunken wie ein Pole“ abgeändert werden.

— — — — — — — — — —

„Boy! Boy! Kuli!“ Ein Schreien, Drängen und Getöse der den Peking-Expreß mit Sturm nehmenden Reisenden. Wir sind in Tschin-wan-tau gelandet und werden in Tschan-

Hai-Kwan schlafen gehen. Peking-Expreß! Die Verbindung dieser beiden Worte macht Lachen. Dieser Expreß besteht aus einem sehr eleganten „Car“, in dem jeder nach Lust sich und sein Gepäck unterbringt; von Personal keine Spur, ebenso von Ordnung keine. Im Durchgang stehen italienische Offiziere in Uniform, im Restaurationswagen tauchen über den Gläsern einige bartlose angelsächsische Gesichter hervor und einige bebärtete Russen okupieren die Ecken; auf dem Bahnsteig unterhält sich ein Unteroffizier der französischen Kolonialarmee mit einem deutschen Soldaten, dicht dabei sieht man einige kleine flinke japanische Soldaten, die Kapuze um ihre gelben Gesichter gelegt, und als sich der Zug in Bewegung setzt, erweist eine Reihe chinesicher Regulärer, unbeweglich dastehend, das Gewehr auf der Schulter, die Honneurs.

Noch immer halten die internationalen Truppen dieses Fleckchen chinesicher Erde besetzt. Engländer, Deutsche, Italiener, Franzosen und Japaner sind hier zusammen, nur die Russen, die sich bislang hier befanden, sind abmarschiert und haben ihre Kasernen unter die Obhut der Franzosen gestellt. Diese lagern in einem abscheulichen chinesichen Fort einige Kilometer von der Stadt entfernt, wo ich seitens der Offiziere die liebenswürdigste Aufnahme und die herzlichste Gastfreundschaft genoß.

Es ist eine ganz eigentümliche Sache, diese Berührung und Kameradschaft verschiedener Armeen in dieser fernen Gegend. Welch ausgezeichnetes Mittel bietet sich da, sich kennen zu lernen, sich zu beobachten, sich die Eigenschaften, Details, und die besonderen Eigenheiten einer jeden Rasse zu merken. Diese Militärs bilden hier in der Tat eine famose Schule für vergleichende Psychologie. Die Offiziere laden sich zu Diners ein und tauschen Visiten aus, die Mannschaften traktieren sich mit Wein und zuweilen mit Prügeln. Auf halbem Wege von den verschiedenen Kasernen entfernt, befindet sich das Cabaret eines gewissen Lafon, wo die Soldaten wie auf einem neutralen Boden zusammenkommen und ihren Durst löschen. Dieser Lafon sah manche schöne Sitzung, bei der die französischen Pantoffelhiebe Wunder taten. Diese Leute von der Kolonialinfanterie sind robuste Männer. Wenn man diese untersetzten kleinen Kerle sieht, denen die breite Pelerine den starken Nacken und die Massigkeit ihres Oberkörpers

verbirgt, möchte man sie für Schwächlinge halten und mehr als ein amerikanischer oder englischer Kämpfer, der seinen Fäusten vertraute, mußte einsehen, daß er sich getäuscht hatte.

Wenn aber von Zeit zu Zeit so eine Keilerei stattfindet, bleibt sie immer ohne Folgen; es beklagt sich niemand, die Sieger verschweigen ihren Triumpf und die Besiegten ihre Prügel, so daß die Vorgesetzten nichts erfahren. Wenn am anderen Tage beim Exerzieren hie und da ein blaues Auge oder eine entzweigeschlagene Kinnbacke sich bemerkbar macht, so antwortet der über die Provenienz dieser Erscheinungen befragte Mann, daß er gefallen sei, oder der Ellbogen des Nachbars unversehens in sein Auge geriet.

Tschan-Hai-Kwan, „Das Tor zwischen Berg und Meer", befindet sich am Ende der großen Mauer und bei der Abfahrt am Morgen war es mir vergönnt, das Wunderwerk zu sehen. Oh, dieser Betrug über ferne Dinge, die die Einbildung verschönert, vergrößert und entstellt! Die große Mauer! Diese Worte erweckten in meiner Kindheit meine Fantasie und später hielten die lyrischen Beschreibungen gewisser Reisender den Glauben an etwas Grandiosem, Kolossalem in mir wach. Ich kannte eine Dame, die eine Reise um die Welt machte, um die Mauer zu sehen; oh sie muß schön enttäuscht gewesen sein, und denjenigen, die es ihr nachzumachen beabsichtigen sollten, würde ich den Rat geben, an einem schönen Tage eine Omnibus imperiale zu besteigen und die Befestigungen von Paris zu besichtigen, die sicherlich interessanter sind. Entweder die große Mauer ist nicht überall gleich und es gibt einen Unterschied zwischen großer Mauer und großer Mauer, oder die begeisterten Schilderer spotteten ihrer Leser, wofern sie nicht selbst enttäuscht über dieses Mißverhältnis zwischen Wirklichkeit und Traum, noch eine Lüge zugeben wollten, oder in ihrer Selbsttäuschung die Dinge nicht gesehen haben wie sie sind, sondern wie sie sie sehen wollten.

Die chinesische Regierung befördert im Geheimen Truppen an die Grenze der Mandschurei. In dem Zuge, in dem ich fuhr, befanden sich fünf bis sechs Viehwagen, angefüllt mit jungen Söhnen des himmlischen Reiches, die nach der Behauptung eines Unterrichteten nichts anderes waren, als reguläre Truppen in Zivil. Während der letzten Zeit war eine dauernde Truppenbewegung nach Norden wahrzunehmen.

Zuerst fuhren die Truppen ganz incognito in völlig verschlossenen Wagen und niemand hatte von etwas eine Ahnung, aber ein Boy hörte Stimmen in den Wagen und so wurde die List entdeckt. Was ist mit dieser Truppenbewegung beabsichtigt? Will man die Grenze sichern, wo doch die Russen keinerlei Neigung zeigen sie zu verletzen, da sie anderwärts genügend beschäftigt sind, oder haben die Chinesen irgend eine List im Schilde, wollen sie in den Kampf eingreifen, um zu zeigen, daß sie auch noch da sind? Auf jeden Fall haben sich Japaner und Chinesen noch nie besser vertragen wie jetzt und in Tschan-Hai-Kwan sind die Japaner die Herren.

Der Zug hält an und ich sehe die ersten russischen Soldaten, sibirische Jäger, lauter große schwerfällige Leute mit langen grauen Kapuzen, die große Pelzmütze bis zu den Augen gehend. Nach Niutschwang sind es noch vier Kilometer, aber der Liao-Ho, der große Fluß der südlichen Mandschurei, der jetzt völlig zugefroren ist, bietet uns einen wunderbaren Weg. Ein breites Geflecht aus Weidenstämmen, das auf zwei kleinen Traversen in sehr bedenklichem Gleichgewicht ruht, bildet einen ebenso bequemen als primitiven Schlitten, den ein großer Kerl von rückwärts besteigt, so daß er je einen Fuß auf jede Traverse stellt und mittelst einer Eisenstange, den Oberkörper nach vorn gebeugt, mit kräftigen Armstößen nach rückwärts, ein Gondolier auf dieser eigenartigen Gondel, den Schlitten über die glatte Fläche zum Fliegen bringt. Die Kälte ist schneidend und trocken, der Himmel rein und im Westen von den letzten Sonnenstrahlen gerötet. Ich begrüße Niutschwang, das mir zum erstenmal die wunderbare, unvergleichliche Schönheit des Winters enthüllte.



Viertes Kapitel.

An der Schwelle der Mandschurei.

Warum ich nicht nach Port Arthur ging. — Nur die Courtisanen und Champagnerhändler bewegen sich frei.

Niutschwang, 26. Februar.

Als ich in dem Hotel von Inkau anlangte, sagte mir der Geschäftsführer, als ich meinen Namen einzeichnete und noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, mit Jemanden über irgend etwas zu sprechen: „Sie sind vielleicht Journalist; wir haben hier eine ganze Menge Journalisten, die die Russen aus Port Arthur ausgewiesen haben.“ Das war für mich, der ich gerade die Absicht hatte hinzugehen, wenig ermutigend.

Als ich mich am andern Morgen dem russischen Administrator vorstellte und ihm meine Papiere zeigte, sagte mir dieser Bureaukrat in Epauletten (in Rußland tragen fast alle Bureaukraten Epauletten, was für die Militärs sehr ärgerlich ist) höflich und mit viel Diskretion, daß es in der Tat zwecklos wäre, um die Erlaubnis nachzusuchen. „Nach Port Arthur gehen nur die,“ sagte er, „die dort etwas zu tun haben,“ womit er mir deutlich zu verstehen gab, daß das bei mir nicht zuträfe. „Könnte ich, statt nach Port Arthur,“ sagte ich, „wenigstens nach Mukden gehen, wo sich jetzt der „Namiestnik“ befindet? Hier habe ich eine Empfehlung an seinen diplomatischen Vertreter.“ — „Schreiben Sie ihm einen Brief und erwarten Sie die Antwort.“ Ich schrieb einen Brief und wartete auf die Antwort, die aber niemals kam.

Als Vertreter eines großen Blattes der befreundeten und alliierten Nation, obendrein von den Gesandtschaften empfohlen hätte ich wohl einen andern Empfang erwarten können, und wäre daher arg enttäuscht worden, wenn ich nicht von Anfang an sehr wenig erhofft hätte, so daß meine Ent-

täuschung auch nur gering sein konnte. Ich besaß sogar eine genügende Dosis von Philosophie, um das wenig entgegenkommende Benehmen zu entschuldigen. Die Leute, die da Krieg führen, oder jene umgeben, die ihn führen und deutlich empfinden, daß sie sich sorglos in eine unangenehme Affaire verwickelt haben, können nicht entzückt sein über die Ankunft der indiskreten Betrachter, die ihre bevorstehenden Mißerfolge in alle Welt hinaus fanfaren werden; und wenn daher mein Platz an der Tafel kein besonders günstiger war, setzte ich alles daran mich stets zu erinnern, daß ich doch kein eingeladener Gast war.

Die russischen Beamten von Inkau hatten das Zeug in sich, sich sofort alle Sympathieen zu verscherzen. Die Anglomanie grassierte bei ihnen und doch setzten sie ihre ganze Sorgfalt darein, diese von ihnen aufs tiefste verachteten Engländer zu kopieren. Als die Shanghaier und Tientsiner Blätter sie mit Spott und Hohn bedeckten, und man in Shanghai über die bevorstehende Abreise der Russen grinste, der Chef des wichtigsten englischen Hauses ganz offen der Agent der Japaner war, verschwendete der russische Verwalter und seine Satelliten dennoch ihre Liebenswürdigkeiten an die Engländer und Amerikaner, reservierten diesen allein ihre Gunstbezeugungen und behandelten hingegen die geringe Zahl am Ort befindlicher Franzosen mit einer Nachlässigkeit, die oft genug an Flegelei streifte. So war auch der einzige Journalist, der die Erlaubnis erhielt, nach dem japanischen Angriff nach Port Arthur zurückzukehren, ein Amerikaner, der Korrespondent von Reuter, und als der Verwalter vor seiner Abreise nach Mukden die internationale Presse um sich versammelte, war die Sprache, der er sich bei seinem Toast bediente, nicht das in der Diplomatenwelt übliche Französische, sondern das Englische. Es wären noch zahlreiche solche Dinge zu berichten. Ist es also wirklich wahr, daß man nur für das Achtung hat, was man fürchtet?

Während man mich hier zurückhält, vergeht kein Tag, an dem nicht doch irgendwelche Leute nach Port-Arthur gehen, oder von dort zurückkehren. Zwei Sorten von Menschen sind es vor allem, die sich ungestraft, ohne Paß und ohne Papiere, in der ganzen Mandschurei herumtreiben können; die Kurtisanen und die Champagnerhändler. Ich bin nur ein Jour-

nalist, den Herr Delcassé empfohlen hat, und darf daher nicht passieren.

In der ersten Zeit war ich wütend darüber, daß ich so aufgehalten werde, wie einer, der die Absicht hat, in ein Haus zu treten und auf der Schwelle zurückgehalten wird. Aber bei näherer Betrachtung sehe ich, daß der Ort nicht gar so schlecht ist, gerade weil er die Schwelle bildet. Man sieht da alle, die hineingehen und alle die herauskommen, man sieht nach der einen wie nach der andern Seite; man ist schon mit den Russen, weil Niutschwang ihnen in der Zivil- wie in der Militärverwaltung untersteht und man braucht nur eine Viertelstunde Schlittenfahrt über den zugefrorenen Fluß zu unternehmen, so ist man schon auf neutralem Gebiet, wo man Post und Telegraphenbureaus vorfindet. Dieses ist wichtig, denn es genügt nicht bloß zu sehen, man muß das Gesehene auch zur Kenntnis bringen, denn das Korrespondieren scheint mir doch eine der Hauptaufgaben zu sein, deren Erfüllung man von einem Korrespondenten erwartet.

Man hört nichts anderes als von der Neutralität Chinas sprechen; die beiden Kriegführenden raten sie und China hat den Rat angenommen, obwohl die Situation ziemlich paradox ist, da es sich ja um China handelt und der ganze Kampf wie das endliche Ergebnis China direkt berührt. Der Sieg der einen oder der andern Partei wird für China die ernstesten Folgen haben und dennoch ruft jede Partei den Chinesen zu: Seid vor allen Dingen neutral und mukst Euch nicht!“

Diese paradoxe Neutralität ist nicht ohne Schwierigkeiten, da die Mandschurei davon ausgeschlossen ist. Wo endigt aber die Mandschurei? Nach der geographischen und politischen Theorie umfaßt sie die ganze Provinz Liau-Tung und die große Mauer bei Tschan-Hai-Kwang bezeichnet sehr bestimmt die Grenzen dieser Provinz. In der Praxis scheint sie jedoch schon früher zu endigen, und zwar in Niutschwang, wo ich mich eben befinde. Die Russen überschreiten den Liao-Ho nicht, höchstens, daß sie irgend ein Ereignis, z. B. ein Landungsversuch der Japaner dazu veranlassen könnte, den gesamten Rest der Provinz zu annektieren. Auf der anderen Seite des Liao - Ho geht die Eisenbahn nach Tientsin und Peking und funktioniert der Tele-

graph; beide Einrichtungen werden von Engländern geleitet, die dieses Land derart neutral und neutral bleibend erachten, daß sie die Neutralitätsgesetze mit größter Strenge beobachten, sorgfältig alles Gepäck untersuchen und die Weiterbeförderung verweigern, wenn es als Kriegskonterbande angesehen werden kann. Diese Gegend wird von ziemlich zahlreichen chinesischen Truppen bewacht, während der südliche Teil von den internationalen Truppen bewacht wird, unter denen sich auch 300 Japaner befinden.

Unterdessen wechseln für die Chinesen, die ich hier genau beobachten kann, die düstern und die heitern Stunden in bunter Reihe ab und das schon vor zehn Tagen begonnene Neujahrsfest hat noch immer kein Ende erreicht. Der ganze Komment der chinesischen Vergnügungen, Raketenabfeuern und Gongtöne, vermengt sich hier mit rein mandschurischen Vergnügungen. Die verkleideten und bemalten jungen Leute bald geschminkt wie Koketten, bald wieder mit bärtigen drohenden Masken, in Prunkgewänder gehüllt, laufen auf Stelzen herum, springen, tanzen und fangen sich, und erheitern so mit ihren Verrenkungen und Pantomimen die zahlreiche Menge, die ihnen folgt. Wenn diese drollige Gesellschaft, die an die Gruppe der Lacher bei den antiken Bachusfesten erinnert, auf den Plätzen und in den Straßen ihre Kunststücke zur Genüge vorgeführt hat, begibt sie sich in corpore zu Yon-Le, dem ersten Photographen Niutschwangs, um sich als Gruppe aufnehmen zu lassen.

Ich habe hier eine interessante Sache gesehen, eine Sache, die Tarascon aus dem Häuschen bringen würde, nämlich einen leibhaftigen Drachen, ähnlich jenen, wie sie in Tarascon bei gewissen Festen herumgefahren werden. Ein Ungeheuer aus Leinwand, halb Schlange, halb Drache, mit einem furchtbar dräuenden Rachen, mit einem in gekrümmten Windungen sich stets erweitenden und zusammenziehenden Körper, den sechs Mann in den Straßen spazieren trugen. Eine Musik, die aus seltsamen Instrumenten kam, aus Trompeten und Tam-Tams begleitete den Umzug. Der mandschurische Drache ist entschieden kleiner als sein Bruder an den Ufern der Rhone, aber er ist doch auch ein Drache und die Idee, der originelle Mythos, sind die gleichen, hier wie dort. Die Menschen, die wir für so grundverschieden halten, gleichen sich eben überall.

Den Umfang der russischen Occupation der Mandschurei kann man an zahlreichen Details erkennen. Der infolge der franco-englischen Expedition abgeschlossene Vertrag von Tientsin, öffnete den Hafen von Niutschwang, jenen wundervollen an der Mündung des Liao-Ho gelegenen Platz, den Hauptmarkt der Mandschurei, dem fremden Handel und bald bemächtigten sich englische Kaufleute fast des ganzen Geschäfts. Das große Haus Bush, das sich von dem Vater auf den Sohn vererbte, ist der Typ jener kühnen englischen Kaufmannsfamilien, die sich in neuen und entfernten Gebieten unter den widerwärtigsten Klimaten niedergelassen und sich Hals über Kopf in wilde Geschäfte einlassen. Sie vereinigen in ihren Etablissements alle nur denkbaren Zweige; sie sind Importeure, Exporteure, Schiffahrtsagenten, Versicherungsagenten, Hotelbesitzer wie Inhaber von Warenhäusern, wo man alles findet, was man nur brauchen kann, von Apothekerwaren und Nahrungskonserven bis zu Büchern, Revolvern, Stiefeln und Kleidern, also ein Gemisch von Louvre, Zentralapotheke und Felix Potin. Man muß diese Handelskraft, die Schaffensintensität in einem Lande sehen, wo noch alles zu machen ist und auch alles gemacht wird, um zu begreifen, welch zähe Menschen diese angelsächsische Rasse besitzt.

Ein englischer Konsul ist da, um die englischen Interessen zu schützen, während sich die deutschen, amerikanischen und japanischen Konsulen erst niederlassen. Seit dem Kriege mit China hat sich der Tonnengehalt der japanischen Schiffahrt bedeutend gehoben und gleicht heute bereits dem der englischen Schiffahrt, auf deren Kosten sich die erstere fast ausschließlich entwickelte. Ich war so neugierig, die Berichte nachzusehen und a erfuhr ich, daß die Engländer, die früher 70% des Handels ausfüllten, nur mehr mit 40% beziffert sind, ein Faktum, das Bände spricht und beweist, welche furchtbare Konkurrenten die Japaner werden.

Im Jahre 1898 erschienen die Russen und zweigten von der großen Linie Mukden-Port Arthur einen Strang nach Niutschwang ab. Zur Errichtung des Bahnhofes erhielten sie von China eine Konzession. Anläßlich des Boxeraufstandes im Jahre 1900 occupierten sie Niutschwang und ersetzten die chinesischen Behörden durch ihre eigenen. Zur Zeit befindet

sich hier ein Zivil-Verwalter, der dem direkten Befehl des Vizekönigs untersteht. Die Russen stehen an der Spitze der Zollverwaltung, des Sanitätsdienstes, aller Dienstzweige, die die Chinesen betreffen, nur die fremden Konsulen und deren Schützlinge behielten ihre frühren Rechte und Privilegien.

Die Situation ist hier, wie man sieht, ein wenig verwickelt und eigenartig und nichts ist ordentlich geregelt. Neben der russischen Flagge, die auf dem Palais des Verwalters, den Kasernen und der Post flattert, sieht man auf den Konsulatgebäuden und auf Privathäusern die englischen, amerikanischen und deutschen Flaggen. Diese Flaggen sind alle sehr hoch gehißt, als ob man damit die Rechte der betreffenden Nation besonders betonen wollte.

Als die Russen die Chinesen verdrängten, wurde eine schwache Macht von einer stärkeren verdrängt und während den Chinesen gegenüber die fremden Konsuln immer Recht hatten, ist das den Russen gegenüber nicht mehr so sicher.

Am wütendsten über diesen Wandel sind die Engländer, da sie sich hier ganz zu Hause fühlten, gewissermaßen die Herren waren und nun werden die Zuletztgekommenen zu ihrem Nachteil die Ersten. Zorn und Haß treten aber nicht offen zu tage, sondern verhüllen sich in Höflichkeit, denn in einem Lande, wo es nur eine Minderheit von Weißen gibt, sind diese darauf angewiesen, miteinander zu verkehren. Sie sehen sich täglich, zuweilen mehrmals täglich, im Klub, trinken zusammen, spielen Billard miteinander, und Zorn und Haß lassen sich nur für Augenblicke bemerken. Da sah ich heute einen Engländer, der ein Reuter-Telegramm las, das wie gewöhnlich einen japanischen Sieg verkündete. Da erstrahlten die Augen des Lesers, der weit aufgerissene Mund verzerrte seine Züge und man sah ordentlich das plötzliche Aufflammen einer wilden tierischen Leidenschaft.

Es ist übrigens nichts natürlicher und nichts menschlicher als das. Es gibt ein Land in der Welt, wo sich genau dasselbe vollzogen hat, wo auch eine starke Macht durch Gewalt und Dank der günstigen Gelegenheit in die Lage kam, sich einer schwachen Macht überzuordnen und auch hier war die starke Macht gezwungen, die Rechte und Privilegien Dritter zu beachten, die diese vorher von der schwachen Macht erworben hatten; was die Macht aber nicht hinderte, unaufhörlich auf

eine Beschränkung dieser Rechte und Privilegien hinzuarbeiten. Dieses Land ist Aegypten und die bedrohten Dritten sind in erster Linie die Franzosen. Dabei hatten wir in Aegypten unvergleichlich mehr Rechte und Interessen als die Engländer in der Mandschurei, denn diese befinden sich nur an ein oder zwei Punkten der Küste und haben nur Handelsinteressen, während die Franzosen Aegypten vollständig mit ihrem Handel, ihrer Landwirtschaft und ihrer Kultur durchsetzten, und diesem Lande durch ein grandioses Werk, den Kanal von Suez, erst jene unvergleichliche Bedeutung gegeben haben, die es heute besitzt. Ich kannte in Kairo Franzosen, die schon vor der englischen Okkupation im Lande waren und die mir sagten: „Aegypten war ebenso französisch, wie es Algerien ist,“ und als sie dann unseren Einfluß schwinden, unsere Schulen sich leeren, die französischen Professoren und Beamten beseitigt sahen, da bemächtigte sich ihrer ebenfalls Traurigkeit und Zorn im Herzen.

Die Geschichte pflegt solche Wiederholungen herbeizuführen.



Fünftes Kapitel.

Einige Tage in Peking.

Der Fortschritt der Japaner in China. — Was ihr definitiver Sieg bedeuten würde. — Niutschwang und die Vorbereitungen zum Widerstand. — Die Flucht der Chinesen.

Niutschwang, 10. März.

Während die Feindseligkeiten ins Stocken geraten sind, da sich die Kriegführenden zu sammeln scheinen, habe ich einen kleinen Ausflug nach Peking unternommen. Was auf dieser von der Mandschurei in die chinesische Hauptstadt führenden Linie am meisten in Erstaunen setzt, ist die große Zahl japanischer Soldaten, die einem dabei zu Gesicht kommen. Auf jeder bedeutenderen Station findet man stets einen Trupp kleiner, geschmeidiger, aufgeweckter und herumspürender Japaner, die die Wagenabteile besichtigen und die Reisenden in Augenschein nehmen; ein Unteroffizier in Käppi und roten Pantalons, den Revolver im Bandolier, geht auf dem Bahnsteig auf und ab. Mancher der aus dem Innern kommt, stellte naiv die Frage, ob die Japaner schon gelandet seien und das Land okkupiert haben.

Sie haben es in der Tat noch nicht okkupiert, aber sie tun so, als ob es schon der Fall wäre. Diese scheinbare Okkupation ist aber ein Zeichen der wirklichen Vorherrschaft. Es ist nicht mehr daran zweifeln, daß sich China in das japanische Schlepptau nehmen läßt, denn von den höchsten bis in die tiefsten Schichten hinein, vom Mandarin bis zum Kuli hat alles den Haß gegen die Japaner erstickt und an dessen Stelle Sympathie, Vertrauen und Bewunderung treten lassen. Die Japaner sind nicht mehr die Sieger von gestern, sie gelten als die Retter von morgen und allmählich setzt sich der Gedanke fest, daß Japan der Instruktor Chinas sein muß und sein wird, und daß dieses und kein anderes Land die Refor-

mierung des chinesischen Reiches leiten wird. Der in diesem Augenblicke mächtigste Mann, weil er die Armee beherrscht, der Vizekönig von Petschili, Yuan-Schi-Kai, war vor ungefähr zehn Jahren der offizielle Vertreter Chinas in Korea und verachtete damals die Japaner, die er als Affen bezeichnete und mit ähnlichen beleidigenden Wörtern. Er und seine Nachfolger waren es gerade, die durch ihren Haß und ihre gewalttätige Opposition den Krieg unvermeidlich gemacht hatten. Jetzt haben die Japaner keinen größeren Freund als jenen Vizekönig, jetzt sind sie die Instruktoren seiner Truppen und seine am meisten beachteten Ratgeber. Man könnte noch in mannigfachen Fällen eine so bezeichnende Richtungsveränderung der chinesischen Politik beobachten.

Der Vorgang des japanischen Eindringens in China vollzog sich nach asiatischer Manier, langsam, einschmeichelnd und verschmitzt. Massenhaft haben sie Auswanderer hinübergesandt und das Land mit ihren Agenten überschwemmt. Ihr erster Erfolg über die Russen durch den Ueberfall bei Port Arthur wurde mit allen Mitteln veröffentlicht und verbreitet; in Peking ließen sie Plakate in chinesischer Sprache affichieren, die die russische Niederlage kundgab und erst der Intervention mehrerer Gesandter bedurfte es, um dieser gefährlichen Propaganda Einhalt zu gebieten.

Die Konsequenzen eines endgiltigen Sieges der Japaner über die Russen würden für die Europäer und zwar für alle Europäer ohne Ausnahme von ernster Bedeutung sein. Wenn man annimmt, daß sie die Russen zu schlagen vermögen, so hieße das, ihnen eine furchtbare Macht zutrauen und diese Macht würde in China, als ihrer unmittelbaren Einflußsphäre keinerlei Nebenbuhler dulden. Politisch und wirtschaftlich würden die Japaner dieses Land in die Arbeit nehmen und dann der berufene Vermittler sein, der sich immer zwischen Chinesen und Weißen stellt, und schließlich die Letzteren gänzlich aus dem Lande vertreiben wird.

Diese Folgeerscheinungen sind verhängnisvoll und werden hier von allen, von Deutschen, Franzosen, Amerikanern sowohl wie selbst von einigen Engländern, die der Russenhaß noch nicht ganz geblendet hat und die den ungeheuren Anteil wahrnehmen, der den Japanern in Handel und

Schiffahrt, sehr oft zum Nachteil der Engländer selbst zufällt, voll zugegeben.

England befindet sich im Norden Chinas in einer Krise und sein wirtschaftlicher Niedergang ist eine der Tatsachen, die die Aufmerksamkeit im höchsten Grade auf sich lenkt. Niedergang ist nicht das richtige Wort, denn in Wirklichkeit geht nach den Statistiken Englands Handel nicht zurück, aber er vermehrt sich auch nicht, während der Handel Amerikas Deutschlands und Japans beträchtliche Fortschritte macht. England erleidet hier das, was Frankreich in Europa im Laufe des vergangenen Jahrhunderts erlitten hat; es ist auch nicht zurückgegangen, aber andere Mächte in seiner nächsten Nähe sind beträchtlich in die Höhe gegangen.

An vielen Punkten haben die japanischen Kompagnien die Engländer verdrängt, was ich in bezug auf Niutschwang in einem vorhergehenden Kapitel schon andeutete. In Tschifu und Tientsin gehören die bedeutendsten Geschäfte Deutschen, während die Engländer wohl bestehen, aber ihren Wirkungskreis nur wenig erweitern. Der Engländer wird durch den Deutschen geschlagen, der bei geringerem Lohn größere Arbeit leistet. Der Engländer will in den Kolonien angenehm und großzügig leben, wie ein Gentleman, und dazu sind zwei Dinge notwendig: viel verdienen und wenig arbeiten. Die Bureau- und Geschäftsstunden sind auf ein Minimum reduziert; nach dem Morgenbad folgt die Promenade zu Fuß oder zu Pferd, im Sommer im Boot, und dann ein üppiges, ziemlich lange währendes Dejeuner. Um zehn Uhr beginnt die Arbeit, die um ein Uhr wieder durch eine Pause für den Lunch unterbrochen wird. Um vier Uhr, am Sonnabend schon um Mittag, wird das Bureau geschlossen, und es beginnt die Zeit des Tennis, der Sports und der Visiten. Wird es Abend, kleidet man sich für das Dinner um, und beschließt das Tagwerk im Salon oder im Klub mit Plaudern oder Lesen, ein Kissen unterm Kopf, hingestreckt im Fauteuil. Ein noch so unbedeutender Angestellter muß seinen Stall mit zwei bis drei Pferden, eine zahlreiche Dienerschaft, die besten Manillazigarren, feine Liqueure und Weine, eine ausgewählte Nahrung haben, mit einem Wort, solch ein englischer Kommis oder Beamter führt das Leben eines reichen Rentners unseres Landes und nicht das einer knickernden Beamtenschaft.

Der Deutsche hat das alles verändert; er begnügt sich mit einem sehr geringen Gehalt und dehnt die Arbeitszeit über die Maßen aus. Als sparsamer Wirt vermindert er seine allgemeinen Spesen, verzichtet auf Pferde und feine Weine, dafür liefert er seine Waren zu billigeren Preisen und erwirbt auf diese Weise allmählich die Kunden seines englischen Konkurrenten, der bis jetzt so manches Geschäft nur deshalb machte, weil er eben allein da war. So gering die Bedürfnisse des Deutschen auch sind, es sind immerhin die Bedürfnisse eines Europäers, was wird es aber erst werden, wenn die Reis essenden Japaner, die auf Matten schlafen und mit einigen Piastern das Notwendigste und auch das Ueberflüssige ihres Bedarfs decken, in Konkurrenz treten werden?

— — — — — — — — — —

Bei meiner Rückkehr finde ich in Niutschwang alles verändert, die kleine Stadt fühlt bereits den Krieg; Kosakenpatrouillen durcheilen die Straßen, überall stehen Posten und, die Erdmauer, die die Eingeborenenstadt umgibt, wird streng bewacht. Jedes Tor ist durch eine Abteilung besetzt, und wenn man wie früher einmal Lust hat, einen kleinen Spazierritt zu machen, wird man am andern Tage höflich benachrichtigt, daß die Umgebung nicht mehr sicher ist und es angezeigt wäre, von derartigen Unternehmungen Abstand zu nehmen. Das alte chinesische Fort unweit der Flußmündung, ein Fort aus Erde, ähnlich jenen, die im Jahre 1900 von der internationalen Flotte bei Taku bombardiert wurden, ist mit Belagerungsgeschützen versehen worden, und gestern hat die Eisenbahn die ersten Verstärkungen aus Europa gebracht, mehrere mit ihren Pferden aus Warschau gekommene Batterieen. General Kondastrowitsch, der auf dem russischen Bahnhof in einem Waggon einquartiert ist, leitet alle Vorbereitungen. Auch das Rote Kreuz hat seine Ambulanz fertig gestellt. Es hat den Anschein, daß die Russen, trotz des tiefen Flusses, der es den Kanonenbooten gestattet, bis hierher zu fahren, energisch diesen wichtigen Punkt zu verteidigen die Absicht haben.

Die Chinesen hegen keine Liebe für diese Vorbereitungen und sind von einer natürlichen Furcht vor Schlägen erfaßt.

Dieser Schlachtengeruch belästigt sie und deshalb verziehen sie sich langsam und kleine Händler wie reiche Kaufleute verkaufen ihren Besitz, schließen ihre Pforte und verduften nach der andern Seite des Wassers. Alltäglich überschreiten Flüchtlingstrupps das Eis, ihr Gepäck an langen Bambusstöcken tragend, oder auf Schlitten, die mit Kisten und Koffern aus Schweinehaut, die eine chinesische Spezialität bilden, oder mit Ballen beladen sind, in die man in der Eile alles zusammengepreßt hat, was nicht verkauft werden konnte. Die Söhne des himmlischen Reiches machen sich aus dem Staube, wie die Ratten, die das sinkende Schiff verlassen.

Auch die Konsulen haben ihre Konationalen aufgefordert, Frauen und Kinder fortzuschicken und alle Frauen sind auch bereits abgereist. Damit meine ich die anständigen Frauen; die andern waren infolge des Zuzugs aus Port Arthur niemals zahlreicher als jetzt. Die Dirne kennt keine Angst und war von jeher eine Freundin der Schlachten.



Sechstes Kapitel.

Das Leben in Niutschwang.

Wirtshausszene. — Die Psyche der russischen Offiziere. — Die Neuigkeitenhändler. — Einige Typen der Armeegefolgschaft.

Niutschwang, 20. März.

Aus dem an der Böschung des großen zugefrorenen Flusses gelegenen kleinen Wirtshaus dringt Lärm heraus; um einen mit Gläsern und Speisen bedeckten Tisch stehen russische Offiziere, welche essen und trinken und aus Leibeskräften lachen; zwei andere stehen seitwärts des Tumults und unterhalten sich mit der jungen Frau des Wirtes, eines Dalmatiners, der weiß Gott wie an die Ufer des mandschurischen Flusses gekommen ist und der, während seine Frau immer dichter an die Offiziere heranrückt, die Boys antreibt, die Tafel zu versorgen und unaufhörlich neue Lebensmittel und Flaschen aufzutragen. Abgesehen von den chinesischen Boys erblicken wir hier die traditionelle Szenerie, an die uns die Operette gewöhnt hat, wenn Dragoner und Musketiere auf die Bühne treten, den Wirt rufen, die Bedienung quälen und den Wein rühmen, der in ihren Bechern nicht enthalten ist. Hier aber sind die Becher gefüllt.

In wenigen Monaten oder nur Wochen werden viele von diesen Offizieren tot sein, ihre von Kraft und Jugend strotzenden Körper werden in der mandschurischen Ebene verfaulen, tot werden die Kosaken sein, die an der Türe an den Hals ihrer Pferde gelehnt warten, der dalmatinische Wirt wird mit seiner koketten Gattin geflohen sein und das kleine Wirtshaus wird unter den Schlägen einiger japanischer Granaten zertrümmert sein. Hinter dieser Szene der Heiterkeit steht ganz nahe der Tod.

Aber wer denkt unter diesen Leuten an den Tod? Sie freuen sich ganz des Augenblicks. Ein Geniekapitän, ein

Riese an Gestalt, mit starkem Hals und dichtem Schnurrbart, sprach eben mit mir über Paris, über China, über den Krieg. . . . .

— — — — — — — — — —

Dieser mir so neue, so originell erscheinende russische Charakter wird mir allmählich verständlicher. Die sich hinziehenden Vorbereitungen, diese nicht endenwollenden Präliminarien, diese beharrliche Ruhe nach dem Donnerschlag der Eröffnung, das alles, das ein anderes Volk entnerven würde, läßt sie vollständig gleichgiltig. Sie können warten, sie haben kein Bedürfnis, ihre Tapferkeit zu beweisen, ihre Ueberlegenheit durch eine unmittelbare Schlacht darzutun; haben die Japaner sie bei Port-Arthur überrumpelt, sind ihnen die beiden besten Panzer in den Grund gebohrt, Waffentaten, die andere außer Rand und Band gebracht hätten, sie betrachten das nur als einen feigen Ueberfall. Sie glaubten nicht an den Krieg und trafen keine Vorbereitungen, ihre Eisenbahn brachte keine Soldaten heran, ihre Flotte lag in der ganzen Welt zerstreut, und während der Feind sich bereits reckte, und zum Stoß ausholte, da rechneten sie noch mit einer friedlichen Lösung. Sie hatten Unrecht, sicherlich; aber was nützt es, man muß ihr Empfinden, ihre Neigungen berücksichtigen.

Gespannte Aufmerksamkeit, peinliche Vorbereitungen liegen weder in ihrem Charakter noch in ihrer Tradition, sie sind sorglos, schwer in Bewegung zu setzen und im gewissen Sinne Fatalisten, wie die Orientalen. Wozu sollen die Berechnungen, die Anstrengungen, die Beschleunigungen dienen, ehe die Zeit dazu da ist, sagen sie sich, denn das alles nützt sehr wenig und der Anteil des Menschen an dem Gang der Ereignisse erscheint ihnen nicht so groß,. Vielleicht ist das ihre Schwäche, aber diese Schwäche ist gleichzeitig auch ihre ungeheure Stärke; sie kennen infolge dessen keine Entmutigung und auch die ersten Niederlagen üben auf sie keinen Einfluß aus. Monatelang werden sie sich, wenn es nötig ist, verteidigen und sie werden sich so verteidigen, wie sie es verstehen, wie sie es in der Vergangenheit getan haben. Ihr Rückzug von 1812 und Sebastopol zeigen uns ihre Kampfesweise.

— — — — — — — — — —

„Herr, für zehn Dollar, eine sehr wichtige Nachricht; ich komme eben aus Port Arthur.“ Es passiert sehr häufig, daß man in dieser Weise angesprochen wird; der Krieg hat eben einen neuen Handelszweig erstehen lassen, den Handel mit Gerüchten.

Bei diesem sonderbaren Handel sieht man die Ware erst nachdem sie bezahlt ist, und das erschien mir immer etwas verdächtig, während andere auf diese Weise für gutes Geld Informationen erstehen, die sofort nach London gekabelt werden und von da in die ganze Welt gehen. In großen Städten, in allen entfernten Häfen der fünf Kontinente, in den Klubs, in den Bars, auf den Tischen der Diplomaten, der Gouverneure und in allen Redaktionssälen werden kleine transparente Papierblättchen das verbreiten, was hier unter unseren Augen zutage tritt. Oh diese berühmten Agenturen. In der Ferne sehen ihre Nachrichten immer nach etwas aus und in der Nähe sind sie gar nichts; wenn sich nichts ereignet hat oder wenn man nichts erfahren konnte, das macht nichts, man muß kabeln, denn das Publikum will Neues.

Und man kabelt; der Korrespondent nimmt den Schlitten fährt über den Fluß und morgen ließt man: „Es wird berichtet . . .“ oder: „Es geht das Gerücht . . .“ Daher kommt es, daß hier so mancher Intrigant, mancher Klatschverkäufer und Lügenkolporteur zuweilen einige Dollarstücke ergattert.

Neben dem Nachrichtenhändler sieht man hier noch andere sonderbare Typen. Da ist zum Beispiel die Pferde verkaufende Dirne; eine schöne Amerikanerin, von herrlichem Wuchs und vollen Formen, mit vielversprechender Korsage, wie Rubens sie liebte, um die Incarnation des Blonden darzustellen, die sich aber nicht damit begnügt, mit ihren Reizen zu handeln, sondern neben ihrem Lächeln und ihren Zärtlichkeiten auch — mongolische Ponnys verkauft. Zwei Trupps Pferde folgen ihr und sie befehligt eine ganze Kompagnie Pferdeknechte und Stallburschen. Sie spricht chinesisch und russisch und da sie sehr gesucht und stolz ist, hält sie sich nur an gute Kunden und verachtet den Pöbel. Sie schätzt sich hoch in einem Lande, in dem alle Frauen geflohen sind und durchstreift die Gegend, die sie als ihr Handelsgebiet betrachtet, tapfer ihre verschiedenen Artikel mit sich führend, dabei Dollars einheimsend, die ihr gestatten werden, recht

bald den äußersten Osten zu verlassen und ihre Renten unter einem milderen Klima zu verzehren.

Da ist ferner der Mann, der Berichterstatter und Geschäftsmann zugleich ist. Er vertritt das Blatt X und das Blatt Y, eine Konservenfabrik und ein großes Spirituosenhaus. Er war Cow-Boy auf den Philippinen, Freiwilliger in Transvaal, trägt zahlreiche Auszeichnungen und auf seinen Visitkarten nennt er sich bald Major bald wieder Oberst. Braucht man einen Revolver, er weiß sofort eine wunderbare Waffe, die fast nichts kostet, nur fünf Franken der Einkaufspreis, und wenn man Konservenbüchsen benötigt, wird er einem ein konkurrenzlos dastehendes Haus empfehlen. Er ist immer gestiefelt und gespornt und an allen Orten, seine Agenten klappern die Gegend ab, einen Mann hat er in Port Arthur, einen in Liao-Yang, einen am Yalu und wenn die Japaner landen, werden sie es sicherlich nicht tun, ohne ihn vorher zu benachrichtigen.

An den Ufern des Liao-Ho, in dieser polaren Landschaft, die lange in meinem Gedächtnis leben wird, bewegt sich ein seltsames Völkchen. Indessen beginnt es langsam zu tauen, die Eisschichten verdünnen sich allmählich und stellenweise kann man schon Risse und Spalte bemerken. In wenigen Tagen dürfte die große Eisbank von dem starken Strom hinweggetragen dem Meere zueilen und dann vielleicht werden wir gar bald die japanischen Kreuzer sichten.



Siebentes Kapitel.

Wie ein Chinese über diesen Krieg denkt.

Niutschwang, 6. April.

Ueber diesen Krieg, der sich in China abspielt, haben wir zum Ueberfluß die Schilderung von Eindrücken von Engländern, Amerikanern, Franzosen, von Russen und Japanern, aber nicht von Chinesen und doch, wenn einer das Recht hätte, seine Eindrücke über diesen Krieg mitzuteilen, so wäre es sicherlich der Chinese. Der Chinese obliegt seinem Handel, verkauft seinen Tee, seinen Reis, spekuliert mit dem Geldkurs, zerbricht sich nicht den Kopf und arbeitet anscheinend unbekümmert um die beiden Narren, die da kommen und sich ohne „Vorsicht!" zu rufen bei ihm herumschlagen. In Wirklichkeit sorgt er sich sogar sehr darum, interessiert ihn der Krieg in hohem Maße, nur seine natürliche Diskretion läßt ihn nicht gern dem Europäer Geständnisse machen, die, wenn er sie macht, obendrein von diesen kaum verstanden werden.

Der Zufall, der mir schon oft hold war, hat mir eine Sammlung solcher Geständnisse in die Hände gebracht. Aus Peking hatte ich mir einen ausgezeichneten Dolmetsch mitgebracht, einen ernsten, vielgereisten Mann, der einige Tage nach seiner Ankunft einen langen Brief nach Peking schrieb und mich bat, da die Post angeblich nicht sicher war, ihn einem meiner Freunde anvertrauen zu dürfen, der gerade nach der Hauptstadt abreiste. Die Gelegenheit war zu verführerisch und da ich in Peking einen geprüften Lehrer der orientalischen Sprachen kenne, der auch chinesisch versteht, was selbst unter diesen Lehrern selten ist, ließ ich ihm das Sendschreiben zugehen, dessen wortgetreue Uebersetzung ich nun in der Lage bin mitzuteilen:

3*

Brief des Ma-Tsche-Pao, chinesischer Dolmetsch an seinen Freund Tsch-Ting (Linkes Tor, Ho-Niu-Dro-Straße in der Chinesenstadt in Peking).

„Ich übergebe Dir diesen Brief und verneige mich ehrerbietig, indem ich um Entschuldigung bitte, daß eine so geringe Persönlichkeit, wie ich es bin, es wagt, an eine so hervorragende Person wie Du bist, zu schreiben.

Ich habe Peking eiligst verlassen, so daß ich nicht vermochte, Dich vorher zu begrüßen, wie es meine Schuldigkeit gewesen wäre. Eines Tages rief man mich auf die französische Gesandtschaft, wo sich ein Reisender eingefunden hatte, der einen Dolmetsch für die Mandschurei verlangte. Am darauffolgendem Morgen mußte ich abreisen und noch am selben Abend Pferde, Sättel, Zaumzeug, Decken, Pelze und Proviant einkaufen. Da ich sah, daß man mich benötigte, verlangte ich, wie Du begreifen wirst, ein sehr hohes Gehalt, das Doppelte dessen, das ich zu anderer Zeit gefordert hatte. Diese fremden Teufel haben es immer eilig, und statt langsam und bedächtig vorzugehen, wie es sich für einen vernünftigen Menschen geziemt, machen sie alles in fieberhafter Eile. Wenn sie wenigstens allein darunter zu leiden hätten, aber sie setzen dadurch ihre ganze Umgebung in Mitleidenschaft. So hätte ich an jedem Sattel gut zehn Dollar verdienen können, da keine Zeit zum Feilschen war, mußte ich mich mit fünf begnügen.

„Nachdem wir uns nun so sehr beeilt hatten, befinden wir uns nun schon seit drei Wochen in der kleinen Stadt Niutschwang, wo wir elend untergebracht sind und nichts zu tun haben.

„Mein neuer Herr ist ein Journalist, ein höchst komischer Mensch, dessen Beruf es ist, sich überall einzudrängen und das, was er gesehen hat, zu Papier zu bringen. Es scheint Leute zu geben, die Geld dafür ausgeben, um diese beschriebenen Papiere lesen zu können.

„Dieser Journalist scheint hierher gekommen zu sein, um den Kampf der Russen und Japaner mit anzusehen, doch haben ihn die Russen bis jetzt nicht passieren lassen und ihn zu warten angewiesen, bis man sich später entschieden haben wird. Aber dieses „später“ kommt nicht sobald. Ich habe gehört, daß die Russen nicht gerne sehen, wenn man ohne

Ueberlegung Papier beschreibt, und daß sie jene, die das tun, ins Gefängnis setzen, was ich für sehr richtig halte. Wenn man in den Krieg gehen will, soll man Soldat werden, denn was für Interesse kann man an jenen Leuten haben, die überall herumlaufen, beobachten, umherspüren, Fragen stellen und dann durch Post oder Telegraph Lügen und Wahrheiten im bunten Durcheinander in die Welt hinaussenden.. Wäre ich russischer General, würde ich mir diese Leute hernehmen, ihnen einen Tornister an den Rücken, eine Flinte auf die Schulter hängen und ihnen sagen: Ihr wollt den Krieg sehen? Gut, dann macht ihn auch mit.

„Obwohl, wie man sagt, diese neuen Gewehre ihre Geschosse auf entsetzliche Entfernungen abgeben, und daß mich ein solches bei unserem Umherirren unter den Kombattanten wohl treffen könnte, bin ich sehr ruhig und friedlich. Würde es sich nicht um die 50 Dollar monatlich und um den Profit bei der Pferdefourage handeln, so würde ich aufs rascheste diese Stelle verlassen.

„Man lebt hier ziemlich schlecht, da die Nahrungsmittel infolge des Krieges zehnmal teurer sind als in Peking. Das „Catty" Mehl kostet 15 Cents, drei Stück Kohlen, jedes kaum handgroß, 10 Cents. Die Hälfte der Läden sind geschlossen und die zurückgebliebenen Kaufleute suchen nun soviel sie können zu stehlen. Die Japaner sind Herren des Meeres, die Russen des Landes und was daher dem einen entkommt, entkommt dem andern nicht. Die armen Chinesen befinden sich zwischen diesen beiden, wie zwischen Hammer und Amboß.

„Bald kommt die Zeit, wo die Feldarbeit beginnen soll, aber wer wird sich getrauen sie zu besorgen, wenn die Felder mit Soldaten angefüllt sind. Wenn aber nicht gearbeitet wird, wird es auch keine Arbeit geben und wovon soll man im nächsten Winter leben? Wenn diese Leute sich bekämpfen wollen, warum tun sie das nicht bei sich zu Hause?

„Wenn man das Wasser einer Pfütze rüttelt, geht der ganze Schlamm nach oben, das merkt man jetzt hier, wo die Kanaillen und Diebe überall zum Vorschein kommen. Gestern Nacht ist hier eine Räuberbande in das Haus eines reichen Kaufmanns eingedrungen, hat die Dienerschaft und die Frauen gefesselt und geknebelt und den Kaufmann unter Drohungen aufgefordert, sein ganzes Geld herzugeben. Das

Geld hergeben, das man so nach und nach angesammelt, ist eine traurige Sache und schmerzt, und der Kaufmann wollte es auch nicht tun. Da haben ihn die Diebe in den größten Kessel gesetzt, den sie in der Küche vorfanden, haben den Kessel auf den Herd gestellt und ein Feuer angefacht. Als sich der Kessel immer mehr erwärmte, verlangte der Bandenführer noch einmal das Geld und der Kaufmann gab es, denn es ist das schließlich doch noch angenehmer, als vollständig gesotten zu werden.

„Neulich sah ich außerordentlich große Kanonen vorbeiführen, die wie ungeheure schwarze Tiere aussahen, die man mittels zweirädriger Karren durch dreißig Maulesel transportierte. Die Russen beförderten die Kanonen in ein Fort, das sie uns weggenommen haben, um auf die japanischen Schiffe zu schießen, wenn diese zufällig den Fluß hinauffahren sollten. Ich verabscheue die Russen wie die Japaner im gleichen Maße, vor allen Dingen verabscheue ich immer jene, unter welchen ich mich befinde. Das sind augenblicklich die Russen und wenn die Japaner kommen, werden sie es sein, denen mein Abscheu im höheren Grade zu teil werden wird. Ebenso verabscheue ich alle Fremden in China. Wir gehen nicht in ihr Land, warum kommen sie dann zu uns? Sie sagen uns immer, ihr Land wäre reich und schön, aber wenn es so reich wäre, würden sie es ja nicht verlassen. Es muß sicherlich eine armselige Gegend sein, wo der Boden nichts hervorbringt, und sie, die hier die Anmaßenden spielen, sind sicherlich daheim nur Bettler und Nichtsbesitzer, die nicht einmal eine Hütte haben, um die Nächte darin zu verbringen.

„Bis jetzt verstanden es diese Fremden wunderbar, sich gegen uns zu verständigen; wenn es sich darum handelte, uns zu bekämpfen, uns Geld herauszupressen, waren sie alle einig. Wenn zuweilen Männer, die hierherkamen, um unser Volk zu ihrer Religion zu bekehren, in den Provinzen, wo sie zu viel Eifer an den Tag gelegt hatten, ermordet wurden, dann regnete es nur Straf- und Entschädigungsforderungen. Ihre Gesandten in Peking belästigten dann unsere hohen Mandarinen mit der Forderung, daß zahlreiche Köpfe abgeschnitten werden sollten. Das ginge noch an, da es an armen Teufeln nicht fehlt, deren Köpfe keinen Wert haben, aber sie wollten daß man die Köpfe derjenigen abschneide, die den fremden

Mann getötet hatten, auch wenn deren Träger reich und hochgestellt wären. Außerdem mußten viele Taëls gezahlt werden. Aber weder mit den abgeschnittenen Köpfen, noch mit den Taëls gaben sich die unverschämten Gesandten zufrieden, sie sandten noch die eisenbedeckten schweren Schiffe an unsere Küsten und nahmen uns, um den Tod eines Predigers zu rächen, unsere schöne Reede und so manche schön gelegene Insel weg.

„Gegen einen Staat oder gegen mehrere, die sich vereinigt haben, um uns zu bestehlen, legte sich zuweilen ein anderer Staat zu unserer Verteidigung ins Mittel, aber nur, um uns seinerseits um so besser bestehlen zu können. Der Schutz, den er uns zu gewähren schien, hatte keinen Wert und als Entgelt dafür verlangte er dann ein großes Stück einer Provinz, oder die Konzession für eine Eisenbahn. „Ihr wißt, sagte er, wie sehr ich Euer Freund bin, ihr erinnert Euch, wie ich Euch unterstützte, als Euch Jener angriff und wie ich ihn zwang, Euch diese Stadt, oder jenen Hafen zurückzugeben, den er unrechtmäßiger Weise behalten wollte.“ Sechs Monate später nahm er selbst die Stadt und den Hafen.

„Aber alles hat seine Zeit. Diese Diebesvereinigung hat ihr Ende erreicht. Du wirst wohl zuweilen gesehen haben, wie sich eine Schar Hunde auf einen mit Knochen gefüllten Topf stürzt. Jeder zog gierig ein Stück heraus und zu Anfang ging alles gut, weil genug Knochen vorhanden waren; als diese aber immer seltener wurden, geschah es nur zu häufig, daß ein und derselbe Knochen von zwei Hunden gleichzeitig begehrt ward. Diese betrachteten sich dann eine Weile, knurrten dann in dumpfen Tönen und schließlich warfen sie sich wütend aufeinander, während die andern den Kampf wohlgefällig betrachten, und bereit waren, selbst einzugreifen.

Ich habe Dir geschrieben, um Dir das zu sagen, und habe nichts mehr hinzuzufügen. Möge es Dir wohlergehen und Dein Sohn die Mandarinatsprüfung bestehen.

Ma-Tsche-Pao.



Achtes Kapitel.

Im Hauptquartier der russischen Armee.

Die Erlaubniserteilung und die Abreise. — Die Armbinde der Korrespondenten. — Die Eisenbahn. — Chinesenstadt und Russenstadt. — Das Buffet von Liao-Yang. — Liao-Yang des Nachts. — Das Blumenschloss. — Erinnerungen an den Petrapavlowsk. — Kapitän Crowne. — Gesang eines Regiments. — Ein buddhistisches Parthenon.

Liao-Yang, 27. April.

Endlich sind die erwarteten Erlaubniserteilungen angelangt. Der Zivil-Verwalter hat mir heute Morgen ein Rundschreiben übergeben, das die Verpflichtungen enthält, denen wir uns zu unterwerfen haben und ebenso die Begünstigungen anführt, die man uns verspricht. Es ist mir untersagt, in keiner Weise Kriegsgeheimnisse, als da sind Schlachtenergebnisse, Pläne des Generalstabs, Beschädigungen der festen Plätze etc. etc. auszuplaudern, in meinen Briefen jede Kritik des Generalstabs zu unterlassen, keinem Befehl zuwiderzuhandeln, der mir von den hohen militärischen Behörden, die mit dem Pressedienst betraut sind, zugehen wird. Bei der Ankunft auf dem Operationsterrain muß sich jeder Korrespondent im Hauptquartier des Vizekönigs vorstellen, seine Kreditbriefe und beglaubigte Photographie überreichen, worauf man, wie man uns versichert, die Erlaubnis erhalten wird, den Truppen der Mandschurei und des Amurdistriktes nach Wahl zu folgen. Der Korrespondent muß auf dem linken Arm ein rotes Band tragen mit den russischen Initialen B. K. (Kriegskorrespondent) in schwarz. Die Briefe und Telegramme der Korrespondenten werden zensuriert.

Ich unterzeichnete die mir vorgelegte Verpflichtung und verlasse Niutschwang, wo der so oft angekündigte japanische Angriff und die Landung immer noch nicht stattgefunden hat. Bei Tasche-Kiau endigt die Zweiglinie in die große

transmandschurische Bahnlinie ein. Die russischen Ingenieure haben diese Linie an der Grenze zwischen Berg und Ebene vorbeigeführt. Auf der einen Seite sieht man die ersten Ausläufer des ostmandschurischen Bergmassifs, das sich in den aus kahlen rötlichen Hügeln bestehenden koreanischen Bergketten fortsetzt, und auf der anderen Seite erblicken wir, soweit das Auge reicht, die ungeheure Ebene des Liao-Ho-Tales, das hie und da von einigen bestaubten Bäumen besetzt ist und am Ende eines strengen Winters bereits in heller Schönheit erstrahlte. Das wunderbare warme Licht des Orients badet sich in den Fluten des Stromes, der noch vor einigen Wochen völlig vereist war.

Wenn man jetzt auf der transmandschurischen Bahn von Süden nach Norden geht, so heißt das gegen den Strom schwimmen, und auf jeder Station muß man längere Zeit verweilen, um die Militärzüge passieren zu lassen. Die Züge, denen wir begegneten, führten Artillerie mit sich; die Kanonen und die Protzwagen standen auf Plattformen, in geschlossenen Wagen befanden sich die Pferde, vier auf jeder Langseite, in der Mitte die Mannschaft, liegend oder sitzend, mit dem Abkochen beschäftigt. Dieser Waggon, der sie aus Europa herbrachte, ist ihnen zur Heimat geworden. Der Russe ist ja bekanntlich groß in der Kunst, sich in den beschränktesten Räumlichkeiten einzurichten. Er richtet in solchen sein Bett auf, bereitet seinen Tee, ißt seinen Proviant, den er mit sich führt, und die Sorge um Komfort, vollständige Sauberkeit und peinliche Ordnung beschwert ihn nicht. Das sind Sorgen des Raffinements der durch ein angenehmeres Leben verweichlichten Menschen, der Russe gehört aber zu den jugendlichen Völkern und gerade darin liegt seine große Stärke.

Meine Reiseroute verpflichtete mich nach Mukden, der Residenz des Vizekönigs zu gehen, aber man hatte die Gewogenheit, mir in Liao-Yang einen Aufenthalt von einigen Tagen zu gestatten. Liao-Yang ist als Hauptquartier und Konzentrationspunkt der interessanteste Ort. Es ist eine große chinesische Stadt, an deren Gemarkung eine Russenstadt in die Höhe zu schießen beginnt. Diese Russenstadt ist ganz von der Verwaltung okkupiert und konzentriert sich um den Bahnhof herum, dem Samenkorn, von dem alles ausgegangen

ist. Kleine Häuser ohne Stockwerke, ganz gleichartig, in gerader Reihe und mit gleichen Zwischenräumen, monoton und symmetrisch gebaut wie jedes Werk einer Verwaltung, beherbergen die zahlreichen Bureaus. Ein kleiner Turm bezeichnet eines dieser Häuser als die Kirche, die die Russen überall mit sich führen. Von allen Seiten wird rührig gebaut und die kleine Stadt, zu der jetzt die Menschen und die Rubel zu tausenden zuströmen, sprießt ordentlich in die Höhe. Ueberall werden in der Eile Läden, Kneipen und jene geheimen Oertlichkeiten errichtet, wo die fliegende Schwadron der Armeegefolgschaft im bunten Durcheinander sich einquartiert.

Auf einem Rangiergeleise neben der Station bilden sechs Waggons das „Palais" des Generalissimus, ein rollendes Palais, dem von Zeit zu Zeit eine Lokomotive angehängt wird und das infolge dessen seinem Herrn überall hin zu folgen vermag. Ganz in der Nähe befinden sich ebenfalls in Waggons untergebracht die fremden Militärattachées. Doch wird für sie jetzt ein Ziegelbau errichtet, was jedenfalls besagt, daß für sie ein längerer Aufenthalt vorgesehen ist.

Das Zentrum und der Vereinigungsort aller ist das Bahnhofsbuffet, ein trauriges armseliges Buffet, wie es Franc-Nohain besang. Ohne den Zufall des Krieges hätte dieses Buffet auf dem Bahnhof von Liao-Yang niemals soviel Uniformen, soviel Generale gesehen. Es leidet dabei an einem beklagenswerten Mangel an Sitzgelegenheiten, so daß, wenn die fremden Attachés komplet an dem für sie reservierten Tisch Platz genommen haben, sehr wenig Plätze für die zahlreichen russischen Offiziere und noch viel weniger für das gewöhnliche, der Säbel und der Metallknöpfe entbehrende Zivil übrig bleiben. So bildet sich bald eine Gallerie am Eingang des Saales, wo sich diejenigen plazieren, die dem Essen zuschauen, in der Hoffnung, daß früher oder später einer der gesättigten Gäste ihnen Platz machen werde.

Im benachbarten Hofe rücken alle Augenblicke Kavalleristen im Galopp aus, in jenem beschleunigten Galopp, der den Pferden Transbaikaliens und der Mongolei eigen ist. Kosakenoffiziere des Kaukasus in dem malerischen Kostüm, mit langem Kaftan, der die schlanke Taille eng umschließt, die hohe Astrachanmütze auf dem Haupt, rufen die Befehle. . . . .

* * *

Die in hohen und vollständig intakten Mauern eingeschlossene Chinesenstadt bedeckt den ungeheuren Raum von ungefähr zwei Kilometern in der Länge und einen halben Kilometer in der Breite. Inmitten jeder Seite der Mauer bildet je ein Tor den Zugang. Ein schlecht zugeschütteter Graben mit diversen Schmutzhaufen schlingt sich um die graugetönte Umwallung. Von einem Tore zum andern der Länge wie der Breite nachgehend, schneiden sich zwei große Straßen. Hier entwickelt sich das Leben und der Handel. An hohen Masten hängende Schilder zeigen ihre vergoldeten Inschriften und unter Glasfenstern sieht man Porzellane und sorgfältig geschichtete Teepackete. Die anstoßenden Straßen sind ruhig. Hinter den niedrigen Häusern dehnen sich weite freie Plätze, Gärten und Felder aus.

Fast wäre es ebenso leicht, den Mond herunterzuholen, als in Liao-Yang eine Herberge zu finden. Das einzige Hotel, das Hotel de Poltava, eine ekelhafte Baracke, besitzt im Ganzen zehn Betten, was nicht gleichbedeutend ist mit zehn Zimmern. Wir machten uns daher auf die Suche nach dem französischen Missionar, der sehr weit im Innern der Chinesenstadt wohnt. Nach mannigfachen Querzügen fanden wir endlich sein Haus, wo uns der davor wachende Chinese mitteilt, daß der Pater verreist sei und sich 50 Kilometer entfernt befinde. Was ist nun zu machen? Wo sollen wir unsere Koffer, Pferde und uns selbst unterbringen? Schon bricht die Nacht herein und wir konnten doch nicht auf der Erde schlafen. Aber die Not ist eine kühne Ratgeberin und wir nahmen selbst eine Gastfreundschaft, die uns sicherlich nicht verwehrt worden wäre. In dem kleinen chinesischen Hause, das der Pater schon sehr summarisch umgewandelt hat, nahe der ganz kleinen und ärmlichen Kirche, in der an Stelle der Stühle bloß einige Matten am Boden liegen, und sich ein winziger Altar und ein die Nacktheit der Mauern verbergender Kreuzgang befindet, bringen wir unsere Feldbetten in einem Zimmer unter, das gleichzeitig als Speisesaal und Sakristei dient.

Allabendlich und oft zu vorgerückter Stunde kehren wir in dieses ferngelegene Heim zurück. Diese nächtlichen Fahrten im „rickshaw“, jenem leichten Gefährt, das durch die Kraft eines Mannes getrieben wird, sind von öder Traurigkeit.

Man muß den Weg längs der Umwallung nehmen und jeden Augenblick fürchten, daß die gebrechlichen Räder des Gefährtes auf den entsetzlichen Wegen liegen bleiben; dann muß man die gänzlich vereinsamten Riesentore passieren; verlöschende Lichtstumpfe werfen dabei durch ihre schmierigen Gläser ein äußerst schwaches Licht, das die Finsternis der Umgebung noch unheimlicher erscheinen läßt. Hie und da hört man die dumpfen Holzschläge der Nachtwachen, die dem Geräusch nächtlicher Insekten gleichen und zuweilen hört man auch das durchdringende Pfeifen einer chinesischen Schildwache.

* *
*

„Gehen wir doch ins Folie Bergère,“ sagt lachend der Prinz Arsène Karageorgevitsch, dem ich dort begegnete, wo man eben jedem begegnet, auf dem Bahnsteig der Station, und wir gingen zusammen nach dem „Blumenschloß“, den „Folies“ von Liao-Yang. Dieses „Blumenschloß“ ist ein schmutziges Haus unter den Mauern der Chinesenstadt. „Blumen zu Häupten, Schmutz zu Füßen.“ Die Blumen sind nur in russischen Buchstaben schlecht auf das Außenschild gemalt, aber der Schmutz findet sich ganz naturgetreu und in Fülle in dem benachbarten Graben.

Dieses „Blumenschloß“ vereinigt allabendlich alles, was Liao-Yang an weiblicher Elegance zählt. Abenteuerinnen, die unserer großen Städte und der großen Gesellschaftsschichten, da die Liebe sie schon zu sehr tarifiert hat, überdrüssig geworden sind, Pioniere der Demimonde, die da wissen, daß Männer, die in den Krieg ziehen und von denen doch viele fallen werden, wenig veranlagt sind, ihre Taler zu sparen. . . Sie kommen nach und nach angerückt; die einen mit großen Hüten und die andern dekolletiert, daß man die Büste sieht. Die schönste von allen, die am meisten umschwärmt wird, die Prinzessin, der Stern des Hauses, ist eine Deutsche mit üppigen Formen, die sich rühmt, eine engere Landsmännin Kants zu sein.

Das „Blumenschloß“ erhebt den Anspruch als Singspielhalle zu gelten, in Wirklichkeit wird dort mehr getrunken als

gesungen. Die Damen setzen sich zu den Kunden an den Tisch und sorgen dafür, daß die Champagnerkelche rasch geleert werden. In langen Zwischenräumen treten sie auf das Podium im Hintergrund, bilden einen Halbkreis und singen im Chor, ohne Lust und ohne Ernst, dann kehrt jede sofort wieder zu ihren Flaschen zurück.

Zuweilen verläßt irgend eine der Damen durch eine Seitentüre den Saal, um nach mehr oder weniger kurzer Zeit durch dieselbe Türe wieder einzutreten, wobei ihr Hinausgehen und ihre Rückkehr mit dem Hinausgehen und der Rückkehr eines der Gäste zusammenfällt. Man kann eben im „Blumenschloß" in der verschiedensten Art genießen.

An einem Tische brauen Offiziere Glühwein in einer großen Salatschüssel, die als seltsamer Humpen von Hand zu Hand geht. Ein Kapitän tritt ein, staubig, atemlos und wird mit freudig überraschten Zurufen begrüßt. Vier oder fünf der Zecher erheben sich und werfen sich in seine Arme. Nur Russen können sich so herzlich umarmen. Wie oft sieht man zwei bärtige Riesen eng aneinandergedrückt sich schnalzende Küsse versetzen. Gestern am Bahnhof war ich Zeuge des Abschieds eines Generals von seinen Offizieren, dabei umarmte er jeden Einzelnen. Auch die befreundeten Soldaten die sich begegnen, küssen sich. Die Freundschaft äußert sich bei diesen Slavennaturen eben in spontanerer und herzlicher Weise, als bei anderen Völkern.

Der eben hereingetretene Offizier war am selben Abend vom Yalu gekommen; er hatte die ersten Scharmützel mitgemacht, ein Engagement von Kosaken mit japanischer Kavallerie und einen Angriff der Japaner auf eine russische Kompagnie.

Beim Fortgehen von diesem Ort der Genüsse, begegnete ich durch Zufall einem Zeugen der Katastrophe, die den „Petrapawlowsk" betroffen, einem hohen Offizier, der sich auf eine Felsenklippe begeben hatte, um den Schiffskampf zu beobachten. Das russische Geschwader, das nachts ausgelaufen war, um die von den Torpedobooten signalisierten japanischen Schiffe in einen Kampf zu verwickeln, stieß bald auf überlegene feindliche Streitkräfte und wurde durch Signale in den Hafen zurückbeordert. Da hörte man plötzlich eine Explosion und der „Petrapawlowsk", der nur mehr einen halben

Kilometer von der Küste entfernt war, sank vornüber. Eine zweite noch fürchterlichere Explosion folgte und das Schiff versank rasch. Bis zum letzten Augenblick hatte man den Admiral Makaroff auf der Kommandobrücke gesehen; man bemerkte, wie er seine Kleider abwarf, Befehle erteilte und die Notflagge hissen ließ. Der Semaphor wiederholte unverzüglich dieses Signal und das Torpedoboot vom Dienst fuhr sofort mit Volldampf aus. Als es einige Minuten später zur Stelle kam, war von dem Panzerschiff nichts mehr zu sehen. Der Rumpf hatte sich unten geöffnet und das Wasser war in Strömen eingedrungen.

Einige Offiziere, darunter der Großfürst, die durch die erste Explosion ins Wasser geworfen wurden, hatten sich an eine der umhertreibenden Latten angeklammert, die die Rettungsboote bedecken. Einem Boot gelang es, sie aufzulesen. Einige Unglückliche, die sich dabei an die linke stillstehende Schraube anklammerten, wurden dadurch, daß diese plötzlich in Bewegung geriet, zu Brei zermalmt.

Unter den zahlreichen Opfern befand sich ein Mann, den ich aus Shanghai gut kannte, nämlich den Kapitän Crowne, der das Kanonenboot „Mandschur" kommandierte und der mich drei Tage nach Kriegsbeginn auf seinem Schiff empfing. Das Schiff befand sich damals, wie oben geschildert ist, in einer sehr üblen Situation, da die chinesischen Behörden, vom japanischen Konsul und von den englischen Blättern dazu getrieben, seine plötzliche Abreise forderten. Dies hieß aber das Boot seiner sicheren Vernichtung entgegenführen und es in einen äußerst unglücklichen Kampf treiben, da an der Mündung des Flusses zwei starke japanische Kreuzer warteten.

Als ich an Bord kam, bemalten die Matrosen gerade die Raaen mit schwarzer Farbe, putzten die Kanonen und rollten die Taue ein. Der Kapitän war über seine Untätigkeit und die lange Wartezeit sehr betrübt. Einige Zeit darauf wurde das Boot entwaffnet und die Mannschaft, die sich verpflichten mußte, sich nicht mehr am Kriege zu beteiligen, kehrte nach Europa zurück. Anscheinend vergaß man aber den Kommandanten ebenfalls zu verpflichten und entzückt über diese Vergeßlichkeit reiste er nach Port Arthur, wo er unverzüglich dem Generalstab des Admirals zugewiesen wurde. Am an-

dern Tage fand die Katastrophe statt und der tapfere Mann kam dabei ums Leben.

— — — — — — — — — —

Ein trauriger Morgen bricht an, ein Morgen des gelben Sandwindes in der chinesischen Stadt Liao-Yang. Ich reite zu Pferde aus und schicke mich an, das große Tor zu durchschreiten. Auf dem Rundplatz langt singend eine Kompagnie Soldaten an. Der Gesang ist ernst, aber voll Elan und Begeisterung.

Der Zusammenklang der Stimmen entzückt mich. Man hört wilde Rufe, eine sehr laute Stimme, Kopftöne, zuweilen die hellen Triller einer Pfeife, die dieses gewaltige Gewirre durchdringen. Diese mit dem Kapitän an der Spitze defilierende Truppe macht einen außerordentlich guten, kraftvollen, kohärenten Eindruck. Die Musik ist das Band der Seelen; durch den Rythmus und die Harmonie erhoben, verbinden die alten Legenden vom Vaterland alle diese Männer und lassen sie zusammen voll heiligster Erregung erzittern.

— — — — — — — — — —

In der Nähe der Mauern von Liao-Yang ein wenig abseits von dem staubigen ausgefahrenen Wege, der zu jeder Stunde des Tages von galoppierenden Reitern, Karren und Rickhaws belebt ist, habe ich eine alte buddhistische Pagode von delikater Phantastik und leichter Grazie entdeckt. Treppen, kleine Kioske, Portiken mit Doppelbedachung führen zu dem Zentralkiosk, der die Statuen eines träumenden Buddah und eines kriegerischen Mandschu mit ungeheurem Hackemesser in der Hand, beherbergt. Dieser Hauptkiosk ist von einer ausgesuchten Eleganz und feinem Raffinement; die verlängerten Kuppeln entfalten sich und das Dach sendet sanft aufsteigende Flügel von einer Seite zur anderen. Am Gipfel winden sich die schwarzen Drachen und auf den Dachkanten grinsen Ungeheuer. Im Vordergrund erhebt sich ein großer Dreifuß aus Bronze, der zur Hälfte zerstört ist.

Im Sanctuarium zeichnet ein Kosakenoffizier das größte Götzenbild, während zahlreiche Chinesen seine Arbeit bewundern. Dabei zwitschern die Vögel und die an den Ecken auf-

gehangenen sonderbaren Glocken, die vom Wind hin und her bewegt werden, geben sanfte Töne von sich.

Die alte Pagode ist aber kein Asyl der Sammlung und Einkehr mehr, kein Ort der Vorbereitung auf den Tod, denn in einem Flügel haben unternehmende Chinesen eine Wäscherei errichtet und im Hofe trocknen Wäschestücke auf Stricken an der Sonne. Eine junge europäische Frau mit kurzem Rock und offener Blouse geht vorbei, russische Soldaten von der Intendanz machen einen Höllenlärm beim Zählen der leeren Säcke und ich erfahre, daß das Armeeblatt, die „Mandschurski Vestnik" hier in Kürze ihr Quartier aufschlagen wird.

Oh Zakya-Muni, Zakya-Muni, der Du die Weltvergessenheit und das Elend des Fleisches predigtest, neben der alten verfallenden Mauer ist dein alter friedlicher Tempel, dein Tempel mit den tausend Dächern der Zufluchtsort von durch einen Krieg bewegten Zeugen geworden. Was bedeuten aber diese Eintagstorheiten gegen deine ewige Weisheit? Die unendliche Ruhe deiner Dogmen wird diese vorübergehenden Störungen überwinden und wiederum wie früher wird deine heilige Pagode die große Stille kennen lernen, an den Ufern der stillen Wasser und am Rande der staubigen Straße.



Neuntes Kapitel.

In der Mandschu-Hauptstadt.

Mukdener Eindrücke. — Die Straßen. — Die Damen. — Die Kaisergräber. — Das harte Leben der Korrespondenten. — Das fahrende Bureau der Censur. — Mein Quartier in der chinesischen Herberge. — Die Symphonie der Konservenbüchsen.

Mukden, 6. Mai.

Mukden straft meinen Rhetoriklehrer Lügen; dieser brave Mann sagte uns tränenden Auges, daß die Griechen der Welt die geometrische Schönheit lehrten, die aus der alleinigen Verbindung wohl geordneter Linien entsteht. Nun Mukden, das durchaus nicht griechisch ist, ist das regelmäßigste, geometrischste, symmetrischste Ding der Welt. Die innere Stadt ist ein tadelloses Quadrat; jede Seite ist ein Kilometer lang und von zwei Toren durchbrochen, die sie in drei völlig gleiche Bezirke teilen. Von jedem Tor läuft gerade aus eine Straße, die genau bei dem gegenüberliegenden Tore endigt. Auf diese Weise wird die Stadt von vier perpendikularen Wegen durchzogen. Ueberdies sind die Mauern genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet, so daß jede Mauerseite nach einer bestimmten Himmelsrichtung ausblickt, wodurch die geometrische Schönheit noch mit einer astronomischen verbunden wird.

Um diese Regelmäßigkeit noch weiter zu treiben, hätte jede dieser vier Straßen auch gleichmäßig belebt sein müssen, was allerdings etwas zuviel verlangt wäre, da hier die Phantasie und die Laune des Menschen mitwirkt. Warum ist in allen unseren Präfekturstädten bei den beiden Alleen der Promenade, bei den beiden Trottoirs der Hauptstraßen, des Rue de Liberté oder der Rue de la République, wie sie gewöhnlich heißen, immer nur die eine Seite von allen bevorzugt, während

man die andere Seite den Fremden, Witwen und Hunden überläßt? Ebenso ist in Mukden von den beiden Straßenseiten eine die belebte, die geräuschvolle.

Da ist ein Durcheinander und Gewimmel von hängenden Firmenschildern, während sich vor den schönsten Läden in die Erde gerammte, oben mit bemaltem und vergoldetem Geäste versehene Mastbäume erheben, von denen grimmige Ungeheuer herabzuspringen drohen, während sich über dem nach oben zu sich verengenden Geäste, an der Spitze des blanken Mastes ein herrlicher Pfau mit entfaltetem Rade befindet.

— — — — — — — — — —

Tartarische Reiter ziehen auf ihren flinken Pferden vorbei, einen hübschen, blauen, innen ganz gepolsterten Wagen leitend, durch dessen vergitterte Fenster man die hohe Frisur und die bemalten Wangen einer unbeweglichen Dame, oder das bemalte Gesicht eines ernsten Mandarins erblickt. In einem Seitengäßchen hält ein Wagen vor der Türe eines Yamens, der Kutscher springt ab und während er mit einer Hand das Maultier festhält, hat er mit der anderen bereits einen unter dem Wagen angebrachten Schemel in Positur gestellt. Die im Wagen befindliche Dame schleudert plötzlich ihre Beine nach vorn und steigt aus; einen Augenblick sieht man weiße seidene Strümpfe über hochgesohlten Filzschuhen, den gestickten Mantel, die monumentale Frisur und schon ist die Dame hinter der Gallerie verschwunden, die das Innere des Hauses vor den Neugierigen der Straße verbirgt.

— — — — — — — — — —

Das was dieser staubigen vom Sandsturm vertrockneten Landschaft, wo selbst das Gras gräulich schimmert, am meisten fehlt, diese grünen Winkel, diese mit Rasen und Blumen bestandenen Unterflächen der Wälder, verstanden die Mandschukaiser auf wunderbare Weise zum unschätzbaren Schmuck ihrer Gräber zu gestalten. An den westlichen, den zunächst gelegenen Gräbern, lassen die großen Fichten, deren Nadelbüschel im Winde schwanken, ein hübsches Rosenwäldchen, das Wasser benachbarter Teiche, der mit Veilchen besäte Bo-

den, ziemlich schnell die Mandschurei vergessen. Eine mit Tierstatuen garnierte Allee, eine Reihe von dreistöckigen Kiosken überragten Toren und weite Höfe, führen dann zu einem sehr großen, domartigen Hügel, einer gigantischen Erdaufhäufung, die die eigentlichen Kaisergräber enthält.

Die Gräber des Groß-Moguls zu Agra und Delhi in Indien besitzen eine frappante Aehnlichkeit mit diesen Mandschugräbern. Die Gesamtauffassung ist die gleiche, die weit angelegte Umfassung der Gräber befindet sich auch dort, abgesondert auf Feldern, von schattigen Hainen und stillen Gewässern umgeben.

Wenn man von dieser erfrischenden Oase wieder zurückkehrt, ergreift einen aufs Neue die Trostlosigkeit dieses spröden Stückes Erde, das, als das Land der Kontraste, den Frühling nicht kennt und all das vermittelnde Mäßige nicht, das von der fürchterlichen Kälte zur kochenden Hitze hinüberleitet, vom blendenden Staub zum Schlamm.

Der Journalist, den sein Geschick in die Mandschurei getrieben hat, verzehrt jeden Tag, den Gott schuf, diesen Staub und beschmutzt sich mit diesem Schlamm. Die Stadt die er bewohnen muß, weil es nur dort Quartiere gibt, befindet sich sechs Kilometer vom Bahnhof entfernt, wo man sich eben fortwährend aufhalten muß, um Neuigkeiten zu erfahren und mit den Offizieren zu plaudern. Wenn ich diesen Brief an einem dieser fürchterlichen chinesischen Tischchen, wo ich mich mit eingedrückter Brust zusammenkauern muß, geschrieben haben werde, werde ich aufs Pferd steigen müssen, um ihn der Zensur zu überreichen. Morgen kann ich ihn dann wieder abholen und wenn der Zensor nichts gefunden hat, daß darin irgend ein Geheimnis ausgeplaudert wird, was mich übrigens sehr in Erstaunen setzen würde, wird es mir gestattet sein, ihn zu expedieren. Um diese so einfache Operation zu bewerkstelligen, werde ich doch einen kleinen Raid auszuführen haben. Dabei habe ich nicht gesagt, daß ich dieses Epistel klugerweise gleich abschreiben muß, denn die Erfahrung lehrt, daß in Kriegszeiten auch die ordnungsgemäß abgefertigten, eingeschriebenen, frankierten und gesiegelten Briefe noch oft verloren gehen. Offenbar hat der Leser ja nur für das schließliche Ergebnis Interesse, die Bedingungen unter welchen das Ergebnis ereicht wird, kümmern

ihn nicht. Aber hier sind die Bedingungen wahrhaft so anormale, so außerordentlich schwierige und komplizierte, daß ich wohl auf Interesse hoffen darf.

Im Norden des Bahnhofes, jenseits der ungeheuren Kohlenlager befindet sich das fahrende Gebäude, das die Zensur beherbergt und das sich schon von weitem durch die der internationalen Presse gehörigen Pferde kennzeichnet, die auf dem Wege davor eingestellt sind. Von dem Tritt des Wagens schlägt einem eine schrille Stimme, quiekendes Gelächter und Schreien entgegen und wie ein herabstürzender Wildbach stürmt eine Flut von Sätzen gleichzeitig auf einen ein: „Herr Gaedke, bitte sehr, Platz zu nehmen; Vous voila Monsieur comment allez vous? I am verry sorry, Mr. Mac Cormik . . .“

Es ist der Kapitän von Hoven, der hier stürmische Beweise seines polyglotten Talentes abgibt. Zu gleicher Zeit läßt der Baron in der Sprache Dantes einen schmeichelhaften Satz für einen italienischen Herrn vom Stapel, befiehlt russisch seinem Burschen und verjagt in chinesischer Sprache einen Bettler, der uns belästigt; und wenn er im Verlauf von zwei Minunten n u r englisch, deutsch, italienisch, französisch, russisch und chinesisch gesprochen hat, so liegt es einfach nur daran, daß er nicht Gelegenheit hatte, auch noch andere Sprachen zu sprechen. Er versteht aber außerdem noch arabisch, turkomanisch, mongolisch und die kleinen Dialekte Zentralasiens. Und wenn sich morgen das Volk der Papua zu dem kostspieligen Opfer entschlösse, einen Kriegskorrespondenten hierherzusenden, der Herr Baron würde ihn in papuanischer Sprache begrüßen und ihm sagen, daß es ihm außerordentlich leid täte und er lebhaft bedaure, dieses Telegramm nach Papuastadt nicht durchlassen zu können, daß er aber für die Papuas die lebhafteste Bewunderung und die außerordentlichste Sympathie empfinde.

An der Ostmauer habe ich in einer chinesischen Herberge zwei Zimmerchen mieten können, die eine Papierwand von der Außenwelt, einem großen sehr belebten Hofe, abschließt. Dabei erzittert dieses Papphaus bei dem geringsten Geräusch und der Schlaf, dem man sich darin hingibt, ist wie der Schlaf in einem Zelte, so leicht, daß man die Vorgänge um einen herum alle wahrnimmt, die Reibungen eines sich im Schlafe

umdrehenden Pferdes, wie den leichten Schritt eines durch die Nacht eilenden Kulis.

Mehrere Wochen hindurch habe ich da mitten unter Chinesen gelebt, habe da die häuslichen Scenen meines Nachbars, eines Häutehändlers, belauscht, wenn ich des Abends dem kreischenden und schreienden, von dem Knirrschen einer Guitarre begleiteten Gesang zuhörte, der oft stundenlang andauerte.

Ich habe da einen sonderbaren Vogel erwischt, einen Koch à la Europèen, der ein Dutzend englischer Wörter versteht, aber leider keines auf die Küche Bezug habendes. Unter der Bezeichnung Stewed Beef setzte er mir täglich dasselbe niederträchtige Ragout vor, daß ich mich schließlich, den Tod in der Seele, seinem Talente entziehen mußte. Seitdem öffne ich zweimal täglich meine Konservenkiste.

In einem Roman von Huysmans wird einmal ein Mann geschildert, den es beliebt, eine sogenannte „Geschmackssymphonie", wie er es nannte, zu spielen. In seinem verständig eingeteilten Schrank, wo ein System von Tasten die fein ciselierten Silberbecher zur Füllung brachte, mischte er harmonisch den Kümmel mit dem Curaçao, und nannte das die Flöte mit dem Violon vereinigen. Möge hier nun die gleiche Symphonie in einem weniger raffinierten Rahmen beginnen. Aus dem chinesischen Koffer aus Schweinehaut entnehmen wir die Konserven, die den harmonischen Schmaus bilden sollen. Kommt her, Ihr Pigs feet, um nicht zu sagen Schweinefüße, ihr werdet das Trombon bilden, und ihr, ihr kalifornischen Birnen, die das industrieuse Amerika in Blech gefangen setzte, spielet mir süße, schmeichelnde Töne, Akkorde des Violons und der Harfe. Die Oxforder Würstchen werden die Klarinette machen und dich, du Perle der Perlen, Sonne unter den Sternen, du getrüffelte Gänseleberpastete aus Perigord, dich hebe ich bis zuletzt auf, du wirst die Fanfare bilden, die den Einmarsch des Helden ankündigt. Und eine derartige zu wiederholten Malen gehörte Symphonie wird mir eine Magenverstimmung eintragen, zu der fünf Erdteile dazu beigetragen haben werden.



Zehntes Kapitel.

In der Mandschu-Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Neue Geduldproben. — Die Verwundeten vom Yalu. — Der Russe in jeder Beziehung Original.

Mukden, 13. Mai.

Die Bind am Arme, die ihr mir gegeben,
Ist ein Ding so eig'ner Art.

Sie ist von scharlachroter Farbe, prächtig wie ein Kardinalsmantel, schwarze Buchstaben heben sich davon ab, und neben den russischen, auch vier chinesische Schriftzeichen. Die letzteren besagen buchstäblich „U-Fang-Tse-yen" das heißt „Einer, dessen Beruf es ist, die Kriegsdinge zu sehen." Warum müssen wir aber auf unserer Armbinde lügen, da wir doch nichts von dem Kriege zu sehen bekommen, nicht einmal die Rückseite.

Wohl ist der Artikel 7 der Instruktionen, die man uns unterbreitet hat, folgendermaßen gefaßt: „Der Korrespondent begibt sich, sobald er auf dem Operationsgebiet angelangt ist, sofort in das Quartier des Vizekönigs und präsentiert dort seine Beglaubigungsschreiben; alsdann erhält er die Erlaubnis, den Armeen der Mandschurei nach seiner Wahl zu folgen."

Aber diese Wahl konnte bis jetzt keiner von uns treffen. Einige Privilegierte von uns haben einen Abstecher bis Liao-Yang gemacht, man hat sie aber aus dem Grunde, daß sie die Konzentrationsgeheimnisse verraten könnten, von dort schleunigst wieder weggeschickt. „Der Krieg wird lange dauern," sagten die Russen, „und Sie werden noch genug Gelegenheit haben, ihn zu sehen. Sobald unsere Eisenbahn genügend Leute herbeigeschafft haben wird, sobald Kuropatkin über

beträchtliche Streitkräfte verfügen wird, dann werden Sie das tun können, was Sie tun wollen. Sie wollen Schlachten sehen, nun uns liegt daran, Ihnen große wirkliche Schlachten zu zeigen und nicht die kleinen Treffen des Anfangs.“

„Genießen Sie einstweilen Mukden; Sie haben das außerordentliche Glück, in einer ausnehmend malerischen und vor Ihnen so wenig beschriebenen Stadt zu sein. Besuchen Sie die Pagoden, die Paläste, die Gräber, besehen Sie sich einmal eine Bastonnade, eines der sonderbarsten Schauspiele, die es gibt. Haben Sie Lust, Hinrichtungen beizuwohnen, Sie können solche fast alle Tage sehen, und wenn keine fällig ist, werden die chinesischen Behörden bereitwilligst für Sie eine veranstalten. Es gibt nichts, worin man Ihnen nicht angenehm sein will. Haben Sie Lust, dem tartarischen Großmarschall Ihre Ehrerbietung zu bezeugen, so wollen wir einen kleinen Empfang arrangieren. Sind Sie damit nicht zufrieden, so können Sie die Sammlungen besichtigen, schöne Vasen oder Stickereien kaufen, die Stücke an das Musée Guimet einsenden, Inschriften enträtseln und sich so einen Namen in der Archäologie machen, alles, alles, können Sie tun, nur das nicht, um dessenwillen Sie hierhergekommen sind.“ — —

Die Russen besitzen die schönsten Eigenschaften auf Erden, sie sind einfach und gut, immer geneigt, einem gefällig zu sein, sie gewinnen auch stets die Sympathie eines jeden, aber gegen die Presse hegen sie eine unüberwindliche Abneigung. Man bedenke, daß die Journalisten (wir sind unserer zehn) hier alle gekannt sind, so daß sie stets in Evidenz gehalten werden können und keinen kleinen Finger zu heben imstande sind, ohne daß man davon Kenntnis erlangt, daß ferner ihre Telegramme ud ihre Artikel die Zensur passieren, wodurch sie die wehrlosesten Geschöpfe sind, die es gibt. Andererseits wieder ist es wahrscheinlich, daß die Russen in ausgiebigstem Maße ausspioniert werden. Abgesehen von den Japanern, die als Chinesen verkleidet hier herumlaufen, gibt es zahlreiche Chinesen, die japanische Agenten sind. So kommt es, daß Liao-Yang, das *uns* verschlossen ist, vielen anderen völlig offen steht.

*   *

*

Nicht weit von der Schlammauer, jener zweiten Umwallung der Mandschustadt, hat man in einem Buddhistenkloster, das man eiligst zu einem Hospital umwandelte, die ersten Verwundeten der Yalu-Schlacht untergebracht. Es sind 12 Offiziere, 2 Priester und ungefähr 150 Soldaten. Ich habe da von Kugeln durchbohrte Hände und Beine, wie überhaupt die seltsamsten Verwundungen gesehen. Eine in die Oberbacke eingetretene Kugel hatte den Mund durchquert und ist auf der anderen Backe wieder herausgetreten. Der Mann, ein Artillerie-Unteroffizier, Dratschinsky mit Namen, spricht und lacht und scheint wenig zu leiden, kann jedoch nicht essen. Der Vizekönig hat ihm heute das goldene Verdienstkreuz, die höchste Auszeichnung, die ein Soldat erringen kann, überreicht. Im Jahre 1900 soll der Betreffende bei Tientsin das Leben eines französischen Kommandeurs gerettet haben. Marschall Marschand beglückwünschte ihn damals und General Flueg verlangte für ihn die Ehrenlegion, die ihm die französische Regierung bereitwilligst gewährte.

Der Anblick dieser Verwundeten, die mollig in kleinen komfortablen Betten mit sehr weißen Laken lagen, — Laken sind in diesen Gegenden ein unerhörter Luxus — und von hübschen Krankenpflegerinnen zärtlich gepflegt werden, macht keinerlei schrecklichen Eindruck, man würde glauben, in dem Rekonvaleszentensaal eines gewöhnlichen Hospitals zu sein. Aber ganz in der Nähe befindet sich der Operationssaal mit dem Folterbett, auf dem die zerschnittenen Leiber sich winden und stöhnen. Neben dem, was man sieht, gibt es aber noch Vieles, das man nicht sieht; so das Schlachtfeld, wo die verlassenen Toten zu Hunderten hinfaulen, die Verwundeten lagern, die man nicht zu transportieren vermochte und jene, die unter heftigen Schmerzen während des Transportes mittels Karren auf jenen entsetzlichen Wegen gestorben sind; und an dies alles muß man denken, wenn man sich vom Kriege einen richtigen Begriff machen will.

Die Russen haben hier noch zwei weitere Spitäler errichtet, eines unter Zelten ganz nahe dem Bahnhof und eines im Stadtinnern. Hierbei, wie bei der Einrichtung der Ambulanzzüge, haben sie schnelle und treffliche Arbeit geleistet, da sie überhaupt Sinn für rasche Arrangements haben. Ohne Geräusch und Entfesselung einer Aktenflut erledigen sie die

schwierigsten Angelegenheiten. Es verfährt dabei jeder nach seiner eigenen Methode, so daß es bei einem, der an vollkommen geregeltes Verfahren gewöhnt ist, auf den ersten Anblick den Anschein des völligsten Durcheinanders hervorruft, während man jedoch bald bemerkt, daß die auf solche Weise betriebenen Angelegenheiten nicht schlecht von statten gehen.

Der Russe beunruhigt sich niemals und läßt sich auch nie verwirren, er verschmäht es, seine Aufmerksamkeit den Details zuzuwenden und trägt eine große Dosis orientalischer Sorglosigkeit zur Schau, wodurch er sich besonders charakterisiert. Nervosität, Ungeduld, das Bedürfnis andere anzuschreien, fehlen ihm vollständig. Wenn in einem anderen Lande ein Zug entgleist, werden die Leute gestikulieren, die Bahngesellschaft beschimpfen und den Staat anklagen, hier kümmert man sich gar nicht darum. Gibt es Tote, so beklagt man sie, das ist aber alles. Muß man nicht ohnehin eines Tages sterben, und ist es denn so unnatürlich und so sonderbar, wenn die Waggons aus den Schienen gehen? In der ersten Zeit der transsibirischen Bahn waren die Entgleisungen an der Tagesordnung, so daß sich die Ingenieure ständig auf der Plattform aufhielten, um bei der ersten Abweichung abzuspringen, während die raffinierteren fest verschlossene Wagen benutzten und sich dabei höchstens den Kopf anstießen oder irgend ein Glied ausrenkten.

In anderen Ländern geniert man sich nicht, einen General, der eine Schlacht verloren, oder einen Admiral, dem ein Schiff untergegangen, als Unfähigen oder Verräter hinzustellen; das Publikum regt sich dabei leidenschaftlich auf. Hier wurden die Nachrichten über die ersten Unglücksfälle mit einer erstaunlichen Ruhe und Kaltblütigkeit aufgenommen. „Wir haben dadurch zwar weniger Leute und sind weniger gerüstet,“ pflegte man zu sagen, „wir konnten nur zu Anfang besiegt werden, schließlich werden wir doch siegen.“

Alles ist übrigens bei diesem Volke eigenartig, und auch die militärische Disziplin wird nicht so wie in andern Ländern gehandhabt. Weder in Oesterreich, noch in Frankreich, am allerwenigsten in Deutschland ist es statthaft, daß ein Soldat einen Offizier anspricht, ohne daß es der Dienst erfordert, oder daß er sich gar mit ihm laut lachend unterhält. Das

kann man hier nun alle Tage sehen. Die Beziehungen der Offiziere zu ihren Soldaten haben etwas familiäres an sich, er steht zu ihnen ungefähr in dem Verhältnis wie der Gutsherr zu seinen Bauern.

Aber auch die Beziehungen der Offiziere untereinander sind hier ganz anders wie anderwärts, wo ein Streifen, ein Stern mehr oder weniger auch außerhalb des Dienstes zwischen zwei Menschen eine Scheidewand errichtet, die sogar sehr hoch wird, wenn sich zwei oder drei Streifen oder Sterne dazwischen stellen, bei vier Streifen gar zu einer undurchdringlichen Mauer wird. Hier scheinen die Offiziere eine einzige große Familie zu bilden, wo die Gradunterschiede gar nicht in Betracht kommen. Ein Oberst setzt sich mit den Leutnants zu Tisch, trinkt mit ihnen und unterhält sich völlig kameradschaftlich. Ein General und ein Hauptmann gehen Arm und Arm spazieren.

Aus dieser Disziplin ist jede Steifheit verbannt, sie ist weniger scharf als anderwärts, sie äußert sich weniger in einer Menge äußerer Zeichen und verwandelt in viel geringerem Grade jeden Mann zu einem Automaten, indem sie ihm mehr Natürlichkeit und Geschmeidigkeit läßt. Ob das eine Stärke oder eine Schwäche der russischen Armee ist, vermag ich nicht zu entscheiden; wenn es eine Schwäche ist, so ist es jedenfalls eine solche, auf die man beinahe stolz sein darf.



Elftes Kapitel.

In der Mandschu-Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Die beiden Vizekönige. — Zwischen Hammer und Ambos. — Der mandschurische Seelenzustand. — Worin die russische Okkupation besteht. — Der Krieg und die chinesische Spekulation. — Die Chungusen. — Werden sich die Russen zurückziehen?

Mukden, 18. Mai.

Als ich mich heute Morgen nach dem Bahnhof auf den Weg machte, fand ich die große, mit schönen Läden besetzte Straße in der Chinesenstadt noch lachender und belebter als sonst. Zwischen den hängenden Firmenschildern, auf den vergoldeten Masten wehten zahlreiche Fahnen; auf der Station unten läutete die Glocke der russischen Kirche wie toll, die Offiziere hatten ihre Schärpen angelegt und rechts vom Generalquartier formierte sich ein Regiment zur Parade. Der Statthalter des Kaisers, der Admiral Alexejeff wurde von Port-Arthur zurückerwartet. Die neuliche Landung der Japaner bei Pitseruo und die Furcht, daß die Bahnlinie abgeschnitten werden könnte, hatten ihn veranlaßt, seine Rückkehr etwas zu beschleunigen.

Eine richtige asiatische Cortege bewegte sich dem Bahnhof zu. Zuerst schwarz gekleidete Reiter auf Tartarenpferden, dann Soldaten mit roten Mänteln, die sich schreiend und gestikulierend in vollster Unordnung um die leichten Wagen drängten, in denen die hohen mandschurischen Würdenträger saßen, unter welchen sich auch der allerhöchste, der direkte Stellvertreter des Kaisers von China, der Tartarengeneral oder „Dsin-Dsun" befand. In ihrem hermetisch verschlossenen Wägelchen, das mit Pelz und Seide ausgepolstert ist, und an Stelle des Daches eine Art Himmel aus

blauem Tuche besitzt, saßen die Herren zusammengekauert, wie ein Götzenbild in seinem Schrein. Mit Vorsicht entsteigen sie dem Wagen und bedienen sich dabei eines dargereichten Schemels. Sie strotzen von Seide, auf der Brust befindet sich ein fein gesticktes großes Viereck, auf dem Kopf die runde Mütze mit dem Knopf aus Korallen oder Porzellan, das Zeichen des Grades, den der Träger im Mandarinat einnimmt.

Von zwei großen Maschinen gezogen fährt der Zug langsam ein; die Musik ertönt und Alexejeff erscheint. Der Groß-Tartar nähert sich ihm und bringt dem Vizekönig, dem Vertreter des Zaren ehrerbietig seine Huldigung dar.

Dieser „Dsin-Dsun" befindet sich in einer eigentümlichen Situation. Als schwacher und unentschlossener Charakter konnte oder wollte er nicht während der Boxerunruhen die Plünderungen und Unruhen verhindern. Als die Russen einrückten, floh er daher nach der Mongolei, wo er von einem Rekognoszierungs-Detachement in einem Dorfe versteckt aufgefunden wurde. Man brachte ihn feierlich zurück und setzte ihn mit allem Pomp wieder in seine Würde ein. Seitdem gehört es zu seinem Amt, Nachgiebigkeit zu befehlen. Und der „Dsin-Dsun" ist wirklich nachgiebig geworden. Wenn er aber den Russen deshalb nicht mißfiel, mißfiel er umsomehr dem Pekinger Hofe, der ihn tadelte und absetzte. Schon war sein Vertreter angekommen, aber die Russen baten ihn höflichst wieder abzureisen und behielten den andern, dessen Fall wieder einmal beweist, wie schwer es ist, zweien Herren zu dienen.

Um dem Unglück die Krone aufzusetzen, erscheint nun sogar ein dritter Herr auf der Bildfläche. Nicht genug, daß Peking und die Russen sich hier behaupteten, erscheinen nun noch die Japaner. Was soll da aus dem armen „Dsin-Dsun" werden?

Der Pendel vermag ein genaues Abbild des mandschurischen Seelenzustandes während des Krieges zu geben. Der Mandschu schwankt beständig zwischen Russen und Japaner hin und her. Sobald die Japaner irgendwo, wenn auch noch so entfernt, einen Sieg erringen, bildet sich der in Geographie wenig beschlagene Mandschu ein, daß sie am nächsten Tage hier sein müssen. Wenn sie aber am nächsten Tag nicht kommen, vermindert sich wieder sein Vertrauen und er denkt,

daß die Russen gewiß nicht fortgehen werden. Um die Meinung eines Mandschu umzuwandeln genügt es, wenn ein russisches Bataillon singend die Stadt durchzieht. Der Krieg interessiert den Mandschu im höchsten Grade. Ein Ingenieur, der seit langem in diesem Lande lebt, erzählte mir, das seine Arbeiter den ganzen Tag von nichts anderem sprechen. Die hohen Mandarinen, die reichen Kaufleute senden nach allen Orten Agenten aus, um zu erfahren, was vorgeht. Ein weitausgebildetes chinesisches Informationsnetz überzieht das ganze Land und entzieht sich der russischen Aufsicht. Nach der Schlacht am Yalu hatte die russisch-chinesische Bank in Mukden ihr Geld expediert. Auf dreißig Karren wurden die schwer beladenen Kisten von Soldaten bewacht, fortgebracht; gleichzeitig passierten zahlreiche Nahrungsmitteltransporte, die die Russen von Liao-Yang nach dem Norden beförderten, die Stadt. Das sahen die Leute und schlossen daraus, daß sich die Russen anschickten, Mukden alsbald zu verlassen.

— — — — — — — — — —

Die kaiserliche Stadt Mukden, die Wiege der Dynastie, wurde im vergangenen Jahre schon einmal fast ganz von den Russen verlassen. Nur einige Soldaten wurden zur Bewachung des Kommissars, des Konsuls und der Bank zurückgelassen. Das dauerte aber nur einen Monat; sie kehrten zurück und okkupierten neuerdings die Tore der Stadt und einige Kasernen in der inneren Umwallung. Diese plötzliche Wiederokkupation wurde, wie einige behaupten, infolge eines Mißverständnisses, wie andere sagen, wegen der zwischen dem Kommissar und dem „Dsin-Dsun“ entstandene Streitigkeiten veranlaßt; in jedem Falle hatte sie auf die Chinesen den tiefsten Eindruck gemacht.

Als der Krieg ausbrach, befanden sich in Mukden 150 Kosaken und zwanzig Liniensoldaten. Die Kosaken wurden unverzüglich nach Tatsche-Kiau gerufen und die zwanzig Liniensoldaten behaupteten ohne Mühe die volkreiche Stadt mit ihren hunderttausenden von Bewohnern.

Aber der Chinese wäre nicht Chinese, wenn er nicht, ob er mit den Ereignissen zufrieden ist oder unzufrieden, doch

versuchen würde, irgend einen kleinen Geldprofit herauszuschlagen. Die Bankleute spekulieren auf die Differenzen zwischen Rubel und Dollar. Haben die Russen irgend einen Mißerfolg, fällt der Rubel und die schlauen Chinesen kaufen sofort ganze Stöße, um sie an einem der nächstfolgenden Tage gelegentlich einer Hausse wieder zu verkaufen. In Mukden befinden sich gegen hundert Banken, die einzig vom Geldwechsel leben; es sind zumeist Aktiengesellschaften, die gute Dividenden abwerfen. Hier ist das Vaterland des Geldwechsels, der komplizierten und veränderlichen Währungen und dabei der kleinen einträglichen Betrügereien. Jeder Dollar hat je nach dem Orte seiner Prägung seinen besonderen Wert, der natürlich häufig variiert. Die Teilmünze des Dollars hat einen praktischen Wert, der niemals mit seinem theoretischen im Einklang steht; die Hauptsache ist, daß gewechselt wird, daß das Geld fluktuiert, was für die Kundigen eine stete Quelle des Gewinnes bildet.

Während er reiche Mann spekuliert, verlegt sich der arme Teufel aufs Plündern. Wenn die Russen zufällig hier fortgehen würden, würde notwendiger Weise zwischen ihrem Abmarsch und dem Einmarsch der Japaner eine Zwischenzeit liegen, die die hier so zahlreiche Kanaille weidlich ausnützen würde, wie sie es im Jahre 1900 getan hat, und jene, die nichts haben, werden sich dann auf die Besitzenden stürzen. Nichts wird diese Plünderung verhindern können; die Mandschu-Armee besteht nicht mehr und wenn sie noch bestände, würden die Soldaten zuerst das Beispiel der Plünderung geben. Schon hat man in der vergangenen Nacht in der äußeren Umwallung bei einigen Läden den Anfang gemacht.

Auf dem Lande obliegen die Chungusen dem Räuberhandwerk. Einige möglicherweise von Japanern befehligte Banden greifen die russischen Posten an. Die Kompagnie, die die Kohlenminen von Yantai, ein wenig oberhalb Liao-Yangs gelegen, bewacht, hat kürzlich einen solchen Angriff erlitten und dabei mehrere Soldaten und den Hauptmann verloren. Die stärkeren Banden haben sich aber nach Norden seitwärts von Charbin gewandt, um die Russen, bei etwaigen Rückzugsgefechten von rückwärts zu überfallen.

Werden die Russen zu Rückzugsgefechten gelangen? Nach dem großen Siege, den die Japaner am Yalu erfochten,

ist es kaum anzunehmen, daß sie nicht weiter vordringen sollten, um ihre Feinde von Liao-Yang und Mukden zu vertreiben. Kuropatkin hat erklärt, daß er sich lieber zurückziehen werde, als eine Schlacht unter ungünstigen Verhältnissen anzunehmen und während der letzten Tage sprechen verschiedene Anzeichen für einen baldigen Abmarsch. Man scheint nur mehr die Japaner zu erwarten, ob sie kommen werden?



Zwölftes Kapitel.

Ein Ausflug nach dem Kriegsschauplatz.

Unsere Reise querfeldein. — Das geschriebene und das nicht geschriebene Gesetz. — Was eine Mandarinenstraße eigentlich ist. — Eindrücke von der mandschurischen Ebene. — Das Wunder. — Yantai. — Unsere Umgehungsbewegung um Liao-Yang, drei Monate vor Kuroki. — Der blaue Mann, der Schrecken der Journalisten. — Der Taitse-Ho. — Nachts in einem chinesischen Dorfe. — Die Japaner kommen nicht. — Unsere Verhaftung. — Zurück nach Mukden. — Unzufriedenheit der Censoren.

Mukden, 30. Mai.

Ueberdrüssig der langen Muße, die uns der Generalstab auferlegte und es nichts weniger als angenehm findend, die Zensur in ihrem Waggon aufzusuchen, entschlossen wir uns, ein Bischen Luft zu schöpfen und kühn in der Richtung der Armee nach dem Süden vorzudringen. Sonntag, den 22. Mai verließen wir vier Journalisten, ein Deutscher, ein Italiener und zwei Franzosen um 1 Uhr morgens Mukden. Kein Artikel der offiziellen Regeln, die uns unterbreitet wurden, verbot uns Ausflüge aufs Land, wohl befindet sich unter den Anempfehlungen, die uns zuteil wurden, und die sich zum Reglement verhalten wir die Vorschriften der Kirche zu den Geboten Gottes, auch eine, die da besagt, daß wir niemals den Aufenthalt verändern sollen, ohne uns beim Groß-Zensor, dem Oberst Pistitsch, zu melden. Wir haben aber den Oberst von unserer Abreise nicht benachrichtigt und ich bin Schuld an dieser Unterlassung, denn ich sagte wie die Tochter des Oedipus, es gibt ein geschriebenes und ein nichtgeschriebenes Gesetz; ich gehorche dem letzteren, indem ich das erstere verletze. Neben dem Oberst, der in so liebenswürdiger Weise darauf bedacht ist, mich in seiner Nähe zu haben, gibt es noch in der Ferne meinen Chef, der mir befiehlt, ein Wanderleben

zu führen, soviel als möglich zu sehen und alle Stätten zu besuchen, um Eindrücke zu sammeln und Nachrichten zu finden.

Unsere Expedition war nicht ohne Schwierigkeiten und nicht einmal ganz ohne Gefahr. Der „Pogranitza", der russische Gendarm mit seinem Habichtsauge, der die Umgebung der Eisenbahn bewacht, könnte sich, sobald er die vier Zivilisten nur von der Ferne bemerkt, auf sie stürzen mit dem Rufe: „Billet! Billet!", und da er sehr wahrscheinlich nicht imstande sein würde, dieses Billet zu lesen, würde er ihnen höflich sagen: „Bitte sehr, zum Hauptmann!", und der Hauptmann würde ihnen noch höflicher Tee, Cigarren und Cognac anbieten, würde sich mit ihnen über den Krieg und das Land unterhalten und ihnen schließlich raten, zurückzukehren oder was noch schlimmer wäre, sie dem Generalstab überantworten, der über diese entlaufenen Korrespondenten in nicht schlechten Zorn geraten würde. Vor allen Dingen hieß es aber die Chungusen zu vermeiden, denn wenn die einen erst in den Händen haben, dann vergreifen sie sich an zarte und besonders edle Teile des Individuums. Gerade erst vor einigen Tagen sollen die Chungusen in dem Distrikt, den wir zu durchstreifen hatten, verschiedenfach mit den Russen zusammengestoßen sein und noch am Abend vor unserer Abreise riet uns ein Ingenieur, unseren Plan aufzugeben, da 15 Kilometer südlich von Mukden die Gegend nicht sicher sein solle. Aber das wollten wir nicht, obwohl wir außer unseren Revolvern nur noch zwei Winchestergewehre mit uns führten.

Es ist der denkbar unangenehmste Weg der Welt, diese große Kaiserstraße, die von Mukden nach Liao-Yang führt, der Eisenbahn entlang, von der sie nur zwei bis drei Kilometer trennen. Um zu wissen, was eine ausgefahrene Straße ist, muß man diesen Weg zurückgelegt haben, wo die Räder zuweilen ganz versinken, diesen Weg, der stellenweise wirkliche Sumpfhöhlen bildet oder Haufen verhärteten Kotes aufweist, so daß das ganze aussieht wie die Gletscherdarstellungen auf den Reliefkarten, und auf dem 5 bis 6 Maultiere alle Mühe haben, einen halbleeren Karren fortzubringen. Ist der Weg bei schönem Wetter sehr beschwerlich, so ist er gänzlich ungangbar, wenn es vorher geregnet hat. Niemals würde dann der Train einer Armee, die Proviantkolonnen, und noch viel weniger Kanonen hier passieren können. Die Regenzeit,

die in sechs Wochen beginnt, wird unfehlbar den Krieg deshalb unterbrechen. Die einzige Beförderungszeit auf den Landstraßen ist hierzulande der Winter; dann bewegen sich auf dem alles nivellierenden Eise zu hunderten die Transportwagen mit getrockneten Erbsen, jenem großen Exportartikel, nach Niutschwang hinunter.

Auf der ungeheuren mandschurischen Ebene, die wir an einem heißen Tage durchquerten, an einem Tage, dessen strahlendes Licht den höchsten Farbenzauber des Orients entfaltete, befindet sich alles in vollkommener Ruhe und Abgeschiedenheit bei der friedlichen Arbeit des Feldes. Die Erde ist für den Empfang der Saat bereit und auf die ins Unendliche sich verlierenden Furchen streut der Sämann mit langsamer Hand unter Gesang den Samen aus. Nicht ein Soldat ist zu sehen und während zwanzig Meilen weiter nach Süden hunderttausend Menschen sich in der Erwartung befinden, sich für ein Land, das nicht das ihre ist, die Gurgel gegenseitig abzuschneiden, denken die Eingeborenen dieses Landes nur daran, ihr Getreide zur Entfaltung zu bringen.

Als gegen Mittag die Sonne im Zenith stand und alle Schatten abkürzte, erfüllte ein leuchtendes Zittern, eine intensive Vibration des Aethers den Raum. Alles verschwand, man war ganz in ein flimmerndes Fluidum getaucht, und die Fata Morgana, die Fee der Täuschungen, entfaltete vor dem Reisenden die Zauber ihrer lügenhaften Verführung. Weit gegen den Horizont erschien eine verschwommen begrenzte dampfende Wasserfläche, und darüber hinweg badeten sich Bäume und dichtes Strauchwerk in der lockenden Flut. Während man marschierte, verkleinerte sich das Bild und entfernte sich dabei immer mehr, bis es rasch verschwand. Die große ungarische Ebene hat in mir ähnliche Eindrücke hervorgerufen, dieselben Sensationen des Entfernten, Unendlichen erweckt.

— — — — — — — — — —

Wir beschlossen in Yantai, vierzig Kilometer von Mukden, zu übernachten. Einige haben uns prophezeit, daß wir keine zehn Kilometer weit kommen würden, ohne angehalten und zurückgeschickt zu werden. Es war daher schon ein Erfolg, daß wir soweit gekommen waren.

Nächst Yantai zweigt die Eisenbahn in einer Linie nach Osten zu den von den Russen ausgebeuteten Kohlengruben aus denen der ganze Brennbedarf für die Maschinen gedeckt wird. In einer Nacht der vergangenen Woche haben Chungusen die Wachttruppe der Gruben angegriffen; der russische Hauptmann wurde dabei getötet und an seine Stelle wurde einer meiner Freunde, Herr C . . . gesetzt. Er hat seine hübsche junge Frau mitgenommen, die bereits gegen die Chungusen im Feuer stand. Ob es seine richtige Frau ist, weiß man nicht, man weiß das in der Mandschurei überhaupt nie, im übrigen kümmert sich auch niemand darum und ich sicherlich auch nicht. Die Hauptsache ist, daß sie in ihrem Kosakenkostüm, Hose, Stiefel, langer Kaftan und die Pelzmütze am Kopf, an der Seite das kaukasische Schwert, den Kindjal mit Silbergriff im Gürtel, bezaubernd aussieht, und daß sie zu Pferde sitzt, wie wenige Männer zu sitzen verstehen, daß ich mich eines in zahlreicher Gesellschaft an einem heißen Nachmittag gerittenen Galopps entsinne, wo sie sicherlich die am wenigsten Ermüdete der ganzen Gesellschaft war, und daß Hauptmann C . . . sehr vernünftig daran tut, bei dem rauhen Leben, das er unter den Chungusen hier führt, diese niedliche Amazone in seiner Nähe zu haben.

Wir verbringen die Nacht in einer chinesischen Herberge, breiten unsere Decken und unser Hundsfell aus auf den geflochtenen Strohmatten, welche den Staub und das Ungeziefer, das die zahlreichen Reisenden vor uns zurückgelassen haben, vorzüglich festhalten. Im Nebenabteil schlafen chinesische Polizeileute, die die russischen Farben tragen und mit Gras-Gewehren bewaffnet sind. Wir hatten beschlossen, abwechselnd Wache zu halten, aber die Ermüdung nach einem langen Ritt und der erdrückenden Hitze des Tages ließen uns alle Vorsicht vergessen, so daß wir, den Revolver zur Hand, alle sehr rasch einschliefen.

* *
*

Noch zwei Stunden Weges standen uns bis Liao-Yang bevor, das nur zehn Kilometer entfernt liegt. Die benachbarten Höhen sin dringsum von Soldaten besetzt und die Schwierigkeiten begannen. Liao-Yang war uns formell ver-

boten und von uns hatte keiner den Wunsch dahin zu gehen. Es befindet sich dort ein in blau gekleideter schrecklicher Mensch, der Gendarmerieoberst nämlich, der den Bahnhof und die Umgebung des Hauptquartiers bewacht. Wehe dem armen Zivilisten, der sich in sein Bereich verirrt; wie ein Gierfalke stürzt sich der blaue Mann auf ihn. Dieser Mann, der so furchtbar ist wie ein Drache, hat die Eigenheit über sich selbst in Zorn zu geraten, wenn er mit einem spricht, und ehe man noch den Mund geöffnet hat, steigt er die ganze Skala vom Ratschlag zum Befehl, vom Befehl zur Drohung hinauf. „Ich verpflichte Sie, nach Mukden zu reisen,“ sagt er zuerst und eine Minute später : „Sie müssen nach Mukden reisen“, und zwei Minuten später „Abreisen! Abreisen!“ und dieses „Abreisen“ faucht er nur so zwischen seinen Lippen hervor, wie aus einer Schlange und man bedauert nur, daß der Zug nicht schon dasteht, um hineinspringen zu können und davon zu kommen. Wenn wir aber schon nicht nach Liao-Yang hineingehen, so wollten wir doch wenigstens die Umgebung kennen lernen und zunächst das Tal des Taitse-Ho, an dem die große Straße nach dem Yalu vorbeizieht. Wir wollten sehen, ob man noch immer von jener Seite her den Angriff der Japaner erwartet, und ob sich dort die Schlacht abspielen wird. Wir sind jetzt im Norden Liao-Yangs und müssen uns daher im weiten Bogen, durch die Felder hindurch nach Osten wenden. Unser Gefährte, Oberst Gädke vom „Berliner Tageblatt“, der sich ganz besonders als unser Stratege eignete, sollte diese Umgehungsbewegung leiten.

Bei Liao-Yang beginnen die Berge. Höhen von 100 bis 200 Meter umschließen im Norden das Tal des Taitse-Ho. Alle Gipfel sind von zahlreichen Soldaten besetzt. Den ganzen Tag bewegten wir uns über kleine Landwege, durch Bachbette und Feldereinfriedigungen und abends langten wir in Schali-Ho, im Tal des Taitse-Ho, fünfzehn Kilometer östlich von Liao-Yang an. Das Tal ist am Fuße sanft abfallender Hügelreihen gelegen, die auf einer Strecke von 4 bis 5 Kilometern eine sehr starke Position bilden, die seitlich die Straße und das ganze Tal beherrscht.

In einem der Häuser des Dorfes machten wir Halt. Aus dem Hofe, auf dem sich große schwarze Schweine wälzten, vernahmen wir den Lärm schreiender Stimmen. An der

Papierfaçade öffnete sich ein Fenster und aus der Halböffnung guckten sieben bis acht kleine neugierige und erschreckte Gesichter. Es war die Schule. Der Lehrer, der sich unterbrach, um uns zu empfangen, kehrte zu seinen Kleinen zurück, die sich wieder zum Studium der Schriftzeichen einfanden. Auf Matten hockend, sangen sie mit einer rhythmischen Bewegung des Oberkörpers, jeder für sich, die Lektion. Ich erinnerte mich, in den arabischen Schulen in Fez und Kairo dieselbe Kindermasse auf Matten sitzend, dasselbe Wiegen des Körpers, gesehen zu haben, während dort die Kinder halblaut die Suren des Korans skandierten.

Als ich einen Augenblick fortging, um das Dorf bis zum Ende zu besichtigen, fand ich bei meiner Rückkehr den Hof ganz mit russischen Kavalleristen gefüllt. Eine Kosakenpatrouille war einem unserer Gefährten begegnet. Wir stellten uns dem kommandierenden Offizier, Baron Engelhard, vor, der einen Blick in unsere Papiere wirft und unsere Namen sowie die Titel unserer Zeitungen in ein Notizbuch schreibt. Das war alles. Ob er nicht ein wenig erstaunt war, mitten im Felde, abseits der Eisenbahn, am Gebirge, dieses buntscheckige Korrespondenten-Korps zu finden, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls ließ der Baron, der ein Gentleman war, seine Ueberraschung nicht merken.

„Wovon leben Sie denn eigentlich,“ fragte uns in deutscher Sprache einer seiner Begleiter, ein Unterleutnant, „haben Sie wenigstens Brot?“ Wir beeilten uns, ihm zu sagen, daß wir so schlecht und recht lebten, wie wir es eben konnten, und daß wir kein Brot hätten. Der Kapitän sagte uns, daß er seit dem Morgen zu Pferde sei und noch dreißig Werst nach Osten zurückzulegen habe. Ich wollte ihn gern ein wenig ausfragen, und hätte ihn sogar über sehr viele interessante Dinge zu befragen gehabt, aber es war in der Tat nicht sehr zweckmäßig für uns, die Unterhaltung zu verlängern. Wir drückten uns die Hände und seine Truppe setzte sich in Bewegung. Sie bestieg ihre sibirischen Pferde, herrliche Tiere mit hohen und schlanken Beinen und starker Brust, die wohl imstande sind, einen schweren Reiter und sein Gepäck zu tragen und dennoch stundenlang zu traben.

Nachdem wir allein waren, blickten wir uns gegenseitig lachend an. Was wird geschehen? Wird man unseren Aus-

flug in dem Augenblick unterbrechen, wo er zu gelingen scheint? Sicher wird der Offizier dem General Bericht erstatten, aber ob der General es für zweckmäßig erachten würde, den Generalstab zu avisieren, war fraglich. Immerhin, unsere Papiere waren in Ordnung, wir hatten unsere Armbinde, wenn auch nicht die Erlaubnis, uns ihrer zu bedienen. In jedem Falle werden diese Rapporte Zeit in Anspruch nehmen und wir konnten daher bis dahin noch genug erleben.

So entschlossen wir uns, den Taitse-Ho noch am selben Abend zu überschreiten. Ein Bauer bot sich uns an, um uns die Furt zu zeigen. Der Taitse-Ho, der „Strom der Berge'', unterscheidet sich vorteilhaft von den anderen Flüssen, die wir gesehen haben. Sein klares Wasser fließt über Kieselsteine, er ist jetzt gegen zweihundert Meter breit und doch nur so tief, daß die Brust der Pferde bespült wird. Das Bett selbst ist aber über zwei Kilometer lang, bestand jedoch zur Zeit zum größten Teil aus Kies und Sand. Während der Schneeschmelze und besonders während der Regenzeit genügt dieses breite Bett nicht einmal, um die Wassermassen aufzunehmen, denn von dem gesamten Regenfall absorbieren die abgeholzten Berge und die tonhaltige Erde nicht einen Tropfen.

Wir übernachteten in Kon-Changtse, auf der Mandarinenstraße, die von Liao-Yang nach Korea führt. Das kleine Dorf hat nicht einmal eine Herberge und wir mußten uns ein Haus aussuchen, das das beste Aeußere hat. Der Inhaber war mißtrauisch und wollte uns nicht aufnehmen, erst bis wir ihm einen Sack mit Silbermünzen zeigten, ließ er sich dazu bewegen. Dann begannen die Vorbereitungen für unsere dürftige Mahlzeit. Einer von uns machte sich auf die Suche nach Eiern, der andere besorgte den Herd, auf dem ein armseliges Feuer aus Reisig, dem einzigen Brennmaterial, das aufzutreiben war, knisterte. Der Oberst packte seine Gemüsepurées aus, eine deutsche Spezialität, die in der deutschen Armee im Gebrauch ist und in fünfzehn Minuten eine nahrhafte Suppe gibt, mit der unsere Soldaten auf dem Felde sehr zufrieden wären. Nach dem Purée kamen die harten Eier, die wir mit schlechtem Tee hinunterspülten und dann ein guter Cognac, von dem der Oberst einen großen Vorrat besaß.

Man sagte uns, daß in dem Dorfe keine Soldaten wären und nur eine sehr geringe Zahl in den umliegenden Dörfern. Auch auf der Straße passierten weder Truppen noch Transporte, offenbar konzentrierte sich das Interesse nach einer anderen Richtung und erwarteten die Russen von dieser Seite keinen Angriff mehr.

Die Nacht sank hernieder, eine sternenlose Nacht, ein starker Wind heulte in heftigen Stößen und die zahlreichen Hunde des Dorfes begannen ihr unheimliches Geheule. Bald klagend, langgezogen, bald wütend ausstoßend, entwickelte sich das Bell-Duett, das, wenn es einen Augenblick verstummte, sofort wieder viel stärker einsetzte. Es half nichts, der Schrecken dieses Heulens mußte bis zum Morgen ertragen werden.

Einer von uns vermeinte das ferne Grollen von Kanonendonner zu vernehmen. Wir gingen deshalb bis an den Rand des Dorfes, um weniger durch das Hundegebell gestört zu sein, aber es war nichts wahrzunehmen, nichts als das wütende Tosen des Windes und hie und da ein fernes Leuchten durch die Finsternis, das von den Wachtfeuern in der Umgebung Liao-Yangs herrührte.

— — — — — — — — — —

Das nächste Ziel, das wir uns vorgenommen hatten, war nun erreicht; wir waren im Tal des Taitse-Ho und konnten konstatieren, daß das Gros der russischen Truppen nicht hier war. Herr Pardo, unser italienischer Kollege, ging, um die Kosaken im benachbarten Dorfe zu befragen, und fand dort die Bestätigung dessen, was wir angenommen hatten, daß im Osten in der Richtung von Föngwangtscheng, außerhalb der Kavalleriedivision Rennenkampf, die hundert Werst von hier operierte, keinerlei Truppen mehr vorhanden waren. Diese befanden sich vielmehr um Liao-Yang und im Süden in der Richtung nach Hai-Tscheng.

Demnach war nicht mehr die Rede davon, Liao-Yang vom Osten her anzugreifen, oder es durch eine nordwärts gerichtete Bewegung zu umgehen; die japanische Armee müsse daher nach dem Süden weiter gedrungen sein, um sich mit den bei Taku-Tschan und Pitse-Uo gelandeten Divisionen zu

vereinigen. Sie dirigierten ihre Hauptmacht also auf die Liautunghalbinsel und nahmen nicht Liao-Yang zum Ziel, sondern Port-Arthur.

Dies begründete die hier herrschende Ruhe und Regungslosigkeit. Einige Werste von hier kampiert eine Division im Bett des Taitse-Ho, und wir konnten von einer Anhöhe aus ganz deutlich ihre Zelte und die mit Kochen und Waschen beschäftigten Soldaten erblicken. Wir konnten also wieder nach Mukden zurückkehren, da sich hier nichts ereignen würde, aber wir wollten auf einem anderen Wege zurück, indem wir die Umgehung Liao-Yangs fortsetzten und dann erst auf der Westseite unseren Weg wieder erreichten.

Einige hundert Meter von den Mauern Liao-Yangs entfernt befindet sich ein alter Turm, angeblich koreanischen Ursprungs, dessen Spitze in der Ebene weit sichtbar ist und als Zentralpunkt für unsere Umgehungsbewegung diente. Die zurückzulegende Distanz war lang und wir mußten einen scharfen Trab querfeldein anschlagen. Oberst Gädke setzte sich als Führer an die Spitze, und wir trabten, jeder sein zweites Pferd am Zügel führend, nach. Stundenlang ritten wir durch die für unsere Tiere so beschwerlichen Furchen, und als die Sonne schon hoch am Himmel stand, bekamen wir endlich im Süden Liao-Yangs die Eisenbahn in Sicht.

Auf der Straße von Hai-Tscheng, parallel der Eisenbahn, trafen wir zahlreiche Kavallerie und Militärwagen, überall kamen und gingen Soldaten. Wir befanden uns anscheinend auf der großen Heerstraße in der Richtung des Feindes. Der Wachtdienst war hier außerordentlich streng und eine Postenkette umgab das Dorf Tschaimun-Scha, das wir passieren mußten. Zuerst stellten wir uns dem Vorposten und zeigten unsere Armbinden und unsere Papiere, damit er sie uns nicht erst abverlangte.

Man hielt uns an und zwei Soldaten führten uns mit aufgepflanztem Bajonett zum Offizier. Wir fanden ihn in einem armseligen chinesischen Hause. Dicht am Ofen befand sich das Feldbett, an der Wand hingen der Revolver und einige Effekten, auf dem Tisch standen Tassen und eine Büchse kondensierte Milch. Nächst der Türe brodelte der Samowar aus Blech.

Wir nahmen Tee und plauderten miteinander. Ueberall fanden wir dieselbe wohlwollende, liebenswürdige Aufnahme, keine Unliebenswürdigkeit und keinerlei Aerger über diese ungebetenen Zivilisten.

Vom Leutnant gings zum Hauptmann. Dieser zeigte uns sehr liebenswürdig auf großen ausgebreiteten Karten die Stellung der japanischen Armee, wiederholte uns, daß es hier nichts zu sehen gebe, und legte uns nahe, daß es das beste für uns wäre, nach Liao-Yang zum großen Hauptquartier zu gehen, das uns zweifellos alle Informationen geben werde.

„Das wäre allerdings das einfachste,“ sagten wir kopfnickend, und machten uns nach Tschaimun-Scha auf den Weg. Da ganz nahe befindet sich eine turmartig aufsteigende Bergspitze, der Pic von Tschochan, auf dessen Höhe man die ganze Gegend auf zwanzig Kilometer übersehen kann. Die Russen haben oben einen Posten aufgestellt, der mittels Telephon mit dem Hauptquartier verbunden ist.

Hier standen wir nun völlig blockiert. Der Süden war uns verschlossen, gegen Osten versperrte uns die Eisenbahn den Weg, da sie sehr scharf bewacht wird, und im Norden liegt Liao-Yang mit dem blauen Mann, dem Schrecken aller Journalisten, eine verbotene Stadt für uns, wie ein zweites Lhassa. Nur der Osten allein stand uns offen, jener abgelegene bergige Weg, auf dem wir hergekommen waren.

— — — — — — — — — —

Mukden, 25. Mai (4. Tag).

Wir wandten uns daher nach Mukden, wo wir trotz der großen Entfernung noch am selben Abend ankommen wollten und auch ankommen mußten. Unsere viertägige Abwesenheit konnte dort nicht unbemerkt geblieben sein und wenn sie durch einen außerordentlichen Zufall doch dem Zensor entgangen sein sollte, so werden unsere angloamerikanischen Kollegen von Konkurrenzneid getrieben, ihn schon darauf aufmerksam gemacht haben. Zweifellos ist Herr von Hoven schon auf der Suche nach uns und durcheilt forschend und fragend, das ohnehin schon große Stimmengewirre noch mehr vermehrend, die Stadt.

— — — — — — — — — —

An dem Abhang der zum Taitse-Ho abfallenden Hügel machen wir in einem famosen Schlupfwinkel unter Fichten an jener Pagode Halt, die den schönen Namen „Yunt-Lin-Tse“ trägt. Ein in voller Blüte befindlicher Aprikosenbaum im Hofe hat an den Aesten drei oder vier Käfige hängen, die voll kleiner Singvögel sind; in der Nähe beschattet eine gekrümmte Fichte das Tempeltor, wo die drohenden, mit Lanzen und Schwertern bewaffneten Krieger den großen nachdenklichen Buddha umgeben. Die anstoßende Wohnung des Lama ist künstlerisch arrangiert, mit Blumensträuchern außen und Holzschnitzereien im Inneren. Der Meister war abwesend, aber junge Lamas mit glattrasiertem Schädel offerierten uns ausgezeichneten Tee in feinen Porzellantassen.

Die Dörfer auf der andern Seite des Kammes sind alle mit Truppen besetzt, die erst kürzlich mit der sibirischen Division angelangt waren. Wir selbst hatten nun schon drei Divisionen in der Umgebung Liao-Yangs gesehen und dabei gab es noch in Hai-Tscheng und Tatsche-Kauo Divisionen, abgesehen von den in Port-Arthur befindlichen Truppen, die wahrscheinlich zwei Divisionen stark sein dürften.

In dem Dorfe, wo wir uns während der größten Hitze aufhielten, eregte unser Anblick mehr Neugierde als sonst. Ein großer Kreis umgab uns, und man drängte sich, um uns zu sehen. Inghoo? Bist Du Engländer? sagt der kühnste von den Leuten zu mir. — Fagoo! Franzose! antwortete unser Pferdeknecht und die ganze Gesellschaft wiederholte mit aufgerissenem Munde im Chore: Fagoo!

In einem benachbarten Hause feierte man ein Leichenbegängnis; Mäner und Frauen hatten sich mit weißen Linnen bekleidet. Vor dem Hause produzierte ein Orchester auf erhöhtem Podium eine ohrenbetäubende Musik. Gegenüber war ein großes Zelt errichtet, in welchem sich die zahlreichen Gäste zu Ehren des Toten mit Speisen anfüllten, die die Dienerschaft ohne Unterlaß in Schalen auf großen Platten herbeibrachten. Ein übler Geruch, von den Folgen des Erbrechens, das am Schluß chinesischer Mahlzeiten nichts ungewöhnliches ist, entehrte dieses Trauergelage. In dem Hause, in dem der Tote aufgebahrt lag, schrieben die Notare auf Papier; zweifellos handelte es sich um die Aufnahme des Inventars.

— — — — — — — — — —

Wir kehrten nach Mukden zurück, nachdem wir an diesem Tage fast hundert Kilometer gemacht hatten, was für einen der Sorbonne Entlaufenen, wo die Reitkunst so wenig in Ehren steht, nicht gering anzuschlagen ist.

Als ich mich am andern Morgen zum Zensor, dem Oberst Pistitsch, begab, sagte er: „Welches Unglück, daß Sie abgereist sind? Gerade am selben Tage hätten Sie die offizielle Erlaubnis erhalten, nach Liao-Yang zu gehen.“

Also gerade am selben Tage; es gibt doch seltsame Zufälle.

Zuerst war man sehr böse auf uns, man wollte uns in das Land der Kimmerier verbannen, bis ins ferne Charbin am andern Ende der Mandschurei. Aber schließlich beruhigte man sich doch und verzieh uns diesen Ausflug. Um uns zu strafen, sandte man nach Liao-Yang zwei englische Korrespondenten, statt eines französischen und deutschen, die sonst die ersten gewesen wären. Dann erst sollen wir an die Reihe kommen und dann wieder andere, da man langsam mit kleinen Ladungen, nie mehr als zwei bis drei, vorgehen wollte. Erstens gewinnt man dabei Zeit und es ist immer gut, mit uns Zeit zu gewinnen, dann sind Journalisten, wie bekannt, ein gefährlicher giftiger Stoff, den man nur in winzigen Dosen vertragen kann. Zwei bis drei höchstens verträgt man, mehr töten.

D e r j a p a n i s c h e P l a n. — Liao-Yang und Mukden werden also für den Augenblick weder angegriffen noch geräumt werden und die Chinesen sind äußerst friedlich gestimmt. Als ich heute Morgen ein neues Pferd, das ich gekauft hatte, mit Dollars bezahlen wollte, forderte der Roßhändler ganz empört Rubel, die er vor vierzehn Tage sicherlich mit derselben Empörung zurückgewiesen hätte. Das ist ein unbestreitbarer Beweis, daß das Vertrauen in die Russen gestiegen ist. Viele glauben, daß die Japaner, wenn sie in Liau-Tung einfallen und Port-Arthur neuerdings nehmen werden, Kuropatkin gleichzeitig angreifen dürften, um ihn zum Rückzug nach Norden bis Tielin oder Kay-Yuan, oder noch weiter bis Kuan-Tschan-Tse zu zwingen. Aber diese beiden Aufgaben wären zuviel. Die Japaner werden nur die erstere verfolgen, wie in ihrem Kriege mit China, wo sie Liao-Yang und Mukden verschmähten, da sie in der Höhe des Meeres bleiben wollten. Ihr Plan zeigt außerordentliche Klugheit, bringt aber die natürliche Folge der Klugheit, Langsamkeit mit sich.

Dreizehntes Kapitel.

Die endgültige Erlaubnis.

Die Schwierigkeiten. — Das fieberhafte Leben zu Liao-Yang. — Das Konzert bei der Pagode. — Die Abreise zur Front.

Liao-Yang, 10. Juni.

Ich erhielt die Ermächtigung, nach Laio-Yang abzureisen; diesmal auf offizieller Route, nicht mehr auf Umwegen und querfeldein. Nach fünfzehnstündigen Verhandlungen, Besprechungen und Warten gelang es mir, meine Pferde zu verladen. Aus dem Hauptquartier Alexejeffs ging ich in das Hauptquartier Kuropatkins über. In ersterem beschäftigte man sich viel mit uns, vielleicht zu viel, im letzteren dafür fast gar nicht. Ein Oberstleutnant Lupof, der uns jedesmal auffraß, wenn wir uns ihm näherten, so daß rasch das Wort geprägt wurde „Lupof correspondenti lupus", wurde beauftragt, sich unserer anzunehmen, und das erste Zeichen seiner Fürsorge bestand in der Tat darin, daß er uns wissen ließ, er habe nicht einen Augenblick, ja keine Minute Zeit für uns. Sein Adlatus, ein Hauptmann, benachrichtigte uns, daß er zur Zensierung von Telegrammen und Briefen jedesmal von ¼3 bis ¾3 Uhr zu unserer Verfügung stände. Man wird begreifen, wie sehr einem dadurch die Absendung von Telegrammen erschwert wurde, denn wenn ich eine Nachricht nach 3 Uhr erfahre, muß ich bis zum andern Tage warten, bis es dem Herrn Zensor genehm sein wird, sie durch das Sieb gehen zu lassen. Unsere ersten Briefe gab uns der Herr Hauptmann nach zwei Tagen zurück mit der Erklärung, daß sie viel zu lang seien und er bei seiner Ueberhäufung mit Geschäften keine Zeit finde, all die langen Geschichten zu lesen, wir möchten uns doch einrichten, sie zu versenden, wie's uns beliebe. Dieser Krieger mit seiner blindwütigen Verachtung

alles dessen, was für den Druck bestimmt ist, gefiel mir, und ich machte mich daran, mich danach einzurichten. Einen Brief nicht in dem mit einer offiziellen Marke beklebten Kuvert zur Post geben, war gleichbedeutend, als wenn man ihn ins Wasser würfe, man mußte daher mit Schlauheit darangehen, eine Privatpost einzurichten und mittels eines Stabes von Boten die Briefe auf chinesisches Gebiet zu befördern, nach Tientsin, oder nach anderen freien Meeresküsten. Es war also noch nicht genug, Artikel in voller Ermangelung aller notwendigen Dinge zu schreiben, ohne gesicherte Heimstätte, ohne Stuhl, ohne Tisch, bei dauernder physischer Ueberbürdung, tagsüber von den Fliegen, des Nachts von Ungeziefer zur Verzweiflung getrieben. Aber die physische Ueberbürdung, die dauernden Anstrengungen, die täglichen Ritte, das alles ging noch an, da ein kräftiger junger Mann dagegen bald abgehärtet ist, die große Schwierigkeit liegt nur darin, daß man nach ein oder zwei Wochen eines rein tierischen Lebens, die Feder wieder in die Hand nehmen, sich in irgend eine Hütte einschließen muß, um lange Artikel zu schreiben, die von anspruchsvollen Beurteilern gelesen werden sollen. Aber das alles ist noch nicht genug, ich muß jetzt, nachdem diese Artikel geschrieben sind, mich zerreißen, um sie auch auf den Weg zu bringen. Dabei ist der russische Weg so wenig sicher, und der Seeweg so lang, so daß meine Briefe erst in 45 bis 50 Tagen ankommen dürften, zu einer Zeit also, wo die Ereignisse, von denen gesprochen wird, lange schon vergessen sein werden.

— — — — — — — — — —

Diese alte morsche Stadt Liao-Yang, die da mit ihren niedrigen Häuschen, großen Gärten, mit schmutzigen Wassern gefüllten Gräben zwischen hohen Mauern dahinträumt, ist nun plötzlich voll Leben und Bewegung geworden. Die Eisenbahn wirft täglich tausende von Menschen hierher; Menschen aller Rassen, aus allen Erdteilen strömen hier zusammen, getrieben von der Sucht nach Abenteuern oder schnöder Gewinnsucht. Da man den Bedürfnissen dieser zahllosen und täglich sich vermehrenden Menge Rechnung tragen muß, entfaltet sich überall eine fieberhafte Tätigkeit.

In aller Eile werden Kleidungsstücke und Lagerstätten improvisiert und die Zimmerleute, Tischler und Maurer, die aus der ganzen Umgegend zusammengerufen wurden, arbeiten Tag und Nacht. Innerhalb der Umwallung sind elende baufällige Barracken in wenigen Tagen in Stand gesetzt und zu fabelhaften Preisen vermietet worden. Die Meute der Kaufleute riß sich diese Quartiere aus den Händen und diejenigen, denen es nicht gelungen, eines zu ergattern, müssen sich aus Brettern und Matten eine provisorische Stätte zusammenzimmern, wo sie auf ihren Ballen essen und schlafen können. Chinesische Schneider und chinesische Frauen machen sich daran, Baumwollkleidungsstücke, Hosen und Blusen herzustellen, die sie zehnfach über den Wert an Offiziere und Soldaten verkaufen. Trotz der Unsicherheit der Wege, der Seltenheit der Transporte, der Ueberfüllung der für alle nicht militärischen Güter geschlossenen Eisenbahn, strömen ohne Unterlaß Nahrungsmittelsendungen, Konservenbüchsen und Flaschen herbei. Das Gold fließt in Strömen, der Rubel rollt.

Rasch! Rasch! Es heißt sich beeilen, da drüben donnern die Kanonen und wer ist des morgigen Tages sicher? Mit spannungsvoller Aufmerksamkeit folgt man den Phasen des Krieges, der sich da drüben in allernächster Nähe abspielt und der in jedem Augenblick bis hierher übergreifen kann. Wird man die Kisten und Koffer nicht am Ende noch schneller im Stich lassen oder wieder fortbringen müssen, als man sie hergebracht hat? Je gemessener die Zeit ist, um so höher muß der Gewinn sein, der gilt als Glücklicher und Weiser, der an einem Tage säet und gleichzeitig erntet.

Auch die Schar der Dirnen hat sich auf diese fieberhafte Stadt niedergelassen. Kuropatkin hat das „Blumenschloß" schließen lassen, in dem sich allnächtlich wilde Orgien abspielten und strenge Maßregeln werden ergriffen, um Trunkenheitsausschreitungen zu unterdrücken. Eines Nachts zu später Stunde erschien der Generalissimus in Person im Buffet, und fuhr die hartnäckigen Trinker, die sich noch dort befanden, hart an. Was nützt das aber? Männer, die den Tod vor Augen haben und in dieses schreckliche Land gekommen sind, eines Krieges wegen, der sie nichts angeht, diese Männer wollen, wenn sie es können, die Sorge der gegenwärtigen Stunde, die düstere Angst vor dem Morgen vergessen.

Unter dem hohen seltsamen Turm in der Nachbarschaft des Bahnhofes befindet sich eine Pagode, die Wohnung des Priesters, und ein umfangreicher, von größeren Bäumen beschatteter Garten. Ein mit den Feldgendarmen befreundeter Kaukasier mietete durch einen Geniestreich die Pagode und den Garten. Er erbaut einige Kioske, errichtet überall Tische und Bänke, etabliert in der Wohnung des Lamas die Küche und macht aus dem Ganzen ein Café-Konzert. Allabendlich von neun Uhr bis Mitternacht spielt hier eine Militärkapelle die europäischen Gassenhauer, während Offiziere, Krankenwärterinnen und Dirnen soupieren oder promenieren. Um die Musik zu hören, ein bischen Licht zu sehen und mit lustigen Zechgenossen an einem Tisch zu sitzen, haben Offiziere mehr als fünfzig Werst zu Pferde zurückgelegt.

Das Konzert dauerte bis August. Die Japaner waren nur mehr dreißig Kilometer entfernt und an jedem nächsten Tage konnte die Schlacht ihre Furien entfesseln, und allabendlich fand sich doch dieselbe sorglose Menge zu festlicher Unterhaltung ein.

* * *

Die Tage vergehen und ich muß noch immer im Hauptquartier, zu weit entfernt von der Kampflinie, verweilen. Ich bin um die Erlaubnis eingekommen, dem Corps Stackelberg folgen zu dürfen, das in diesem Augenblick im Süden gegen Liautung zu kämpft. Neue sich widersprechende Sensationsmeldungen dringen von da unten zu uns herauf. Die Russen haben wieder einmal ihre Kanonen verloren, die Dinge scheinen schlecht zu stehen, da man uns nichts sagen will und sich im Generalstab der Beantwortung unserer Fragen hartnäckig entzieht. Aber abends im Restaurant, im Cabaret, da lösen sich die Zungen und ich erfahre Details von der Niederlage von Wafango, die beinahe zu einer Deroute ausgeartet wäre. Ich höre von den Vorwürfen gegen General Stackelberg, dessen Ungeschicklichkeit das ganze Mißgeschick verursacht haben soll.

Auf dem Bahnhof langen stündlich die mit Verwundeten gefüllten Züge an, lange Reihen von Waggons, in denen die

blutbesudelten Fleischmassen aufeinandergehäuft lagern. Es ist doch dumm, hier bleiben zu müssen, wenn es da unten so viel zu sehen gibt und täglich erneuere ich deswegen mein Gesuch, auf das ich keine Antwort erhalte. Eines abends erfahre ich, daß General Kuropatkin und sein Generalstab sich nach dem Süden, nach Haitscheng oder Tatsche-Kiau begeben werde und ich weiß, daß es verloren ist, wenn ich ihn abreisen lasse, ohne ihm die Erlaubnis zu entlocken, da ich dann wochenlang hier seine Rückkehr werde abwarten können. Die Zeit drängt und ich wende mich deshalb an den Quartiermeister General Karkiewitsch. Ich hatte das Glück, ihn an der Schwelle seines Bureaus zu erwischen und konnte ihm so zwischen Tür und Angel kurz meinen Verdruß und meine Enttäuschung während der langen Monate der Erwartung schildern, ihm sagen, daß ich endlich das gerne tun wollte, um dessen willen ich hierhergesandt wurde und — der General ließ sich rühren und gab mir die Erlaubnis, nach dem Kriegsschauplatz abzureisen.

Am andern Tage gelang es mir nach vieler Mühe, meine Pferde zu verladen; nachdem sie erst einmal im Waggon untergebracht sind, werden sie auch heute oder morgen spätestens abgehen. Diese Bahnhöfe in der Mandschurei sind eine wunderbare Schule der Geduld, und da kein anderer Platz zur Verfügung stand, installierte ich mich mit meinen Koffern und meinem Pferdeknecht in dem Stallwagen meiner Pferde und reiste so in dieser übelriechenden Gesellschaft nach dem Süden.

Die Verwaltungs-Chikanen nahmen damit ein Ende. Von diesem Tage ab genoß ich die unbeschränkteste Freiheit. Theoretisch war ich zwar einem bestimmten Corps attachiert, in Wirklichkeit konnte ich aber überall hingehen, wohin ich wollte.



Vierzehntes Kapitel.

Die Entwickelung des Krieges.

Methode und Langsamkeit der Japaner. — Port Arthur über alles. — Die beiden russischen Zentralstellen in der Mandschurei und ihre Beziehungen. — Wie wurde die russische Offensive nach dem Süden beschlossen. — Die Niederlage von Wafangu. — Wieder einmal verfolgen die Japaner nicht.

Ich muß jetzt kurz auseinandersetzen, wie sich die Operationen entwickelt hatten und wie der Krieg stand, als ich mich direkt daran beteiligen konnte.

Auf dem Meere entwickelte sich der Kampf fast ausschließlich um Port-Arthur herum, da es den Japanern daran lag, die russische Flotte endgiltig zu blockieren und sie dadurch an der Ausfahrt und an der Belästigung der japanischen Landungen so viel als möglich zu verhindern. Ihre Absichten gelangen ziemlich schnell und namentlich seit der Petrapawlowsk-Katastrophe hatte es den Anschein, als wenn die russiche Flotte mit den feindlichen Schiffen keinen gleichen Kampf mehr unternehmen könnte.

Da sie auf dem Meere frei waren, landeten die Japaner gleich von Beginn des Krieges an Truppen in Korea, zuerst in Chemulpo, dann in Tschinampo, und okkupierten jenes Land. Ihre erste von Kuroki kommandierte Armee ging den Yalu hinauf und war im Monat Mai soweit, um den Fluß überschreiten und in die Mandschurei einfallen zu können.

Kuropatkin beauftragte den General Sassulitsch, mit fünf Regimentern die Ueberschreitung des Yalu zu verhindern. Sassulitsch, ein mittelmäßiger General, ließ sich von den Japanern täuschen, die die Russen durch geschickte List an einem Punkte festhielten, um den Fluß an einem andern, fast gar nicht verteidigten Punkte, zu überschreiten. Ein russisches Regiment wurde umzingelt und konnte sich erst

unter enormen Verlusten mit dem Bajonett durchhauen. Die Russen verloren dabei eine Anzahl Kanonen. Das war die erste Niederlage, die von Turin-Tschen odere Kalien-tse.

Die Japaner wollten zweifellos ihren Sieg ausnützen und mußten daher direkt auf Liao-Yang zumarschieren, um die noch sehr unzureichenden Streitkräfte Kuropatkins zu zerstreuen und nach Norden zurückzuwerfen. In wenigen Tagen mußten sie im Tal des Taitse-Ho anlangen, wo sich eine neue Schlacht entspinnen würde.

Um dieser Schlacht beizuwohnen, hatten wir den oben beschriebenen Ausflug gewagt, als wir aufs Geratewohl von Mukden fortritten. Alle Russen in Mukden waren eines baldigen Abmarsches gewärtig und der höchste russische Funktionär, der kaiserliche Kommissar, der darüber verzweifelt war, wie er Zeit gewinnen und Wagen beschaffen könne, um seine reichen Sammlungen fortzuschaffen, suchte und fand ein neutrales und sicheres Haus, wo er sie einstweilen unterbringen konnte.

Die Tage vergingen, da erfährt man plötzlich, daß die Japaner, die schon bis Fenghuantschen vorgedrungen und so ungefähr ein Drittel des Weges zwischen dem Yalu und Liao-Yang zurückgelegt hatten, anhielten und sich statt nach dem Norden nach dem Süden wandten, um auf der Halbinsel Liau-Tung sich mit der in Takutschan und Pitseu-Uo gelandeten zweiten und dritten Armee zu vereinigen.

Port-Arthur zieht sie an und fasziniert sie; es bildet den Punkt, gegen den sie alle ihre Kräfte wirken lassen, ist es doch die Ursache, man könnte sagen, die einzige Ursache dieses Krieges. Die Wut, der übrigens sehr berechtigte Zorn, die mächtige Festung im Besitz der Russen zu wissen, obwohl sie selbst, nachdem sie sie im Kriege erobert hatten, von den Russen unter einem lächerlichen Vorwand ungerechterweise daraus verjagt wurden, diese Wut hat die Japaner bewaffnet, hat sie in eine Art fixer Idee versetzt, die erlittene Beleidigung zu rächen.

An Port-Arthur mußte daher in erster Linie gedacht werden. Vom Meer ist es bereits blockiert, so war es nötig, es auch zu Lande zu blockieren, und wir sahen, als einige Tage nach der Landung bei Pitse-Uo die Japaner die Eisenbahn abschnitten, den letzten Zug in Mukden einlaufen, der schon

japanische Kugeln empfangen hatte. Zwischen der Armee Kuropatkins und der Festung war von nun ab jede direkte Verbindung abgeschnitten.

Die Russen, die versucht hatten, die Ankunft der ersten Armee am Yalu aufzuhalten, taten nichts, um die Landung der zweiten und dritten Armee zu hindern. Der Plan Kuropatkins bestand darin, zu warten, und sich lieber zurückzuziehen, als eine Schlacht mit ungleichen Kräften anzunehmen. „Um Krieg zu führen, braucht man Soldaten,“ wiederholte er oft, wie mir eine mit ihm vertraute Persönlichkeit erzählte. Auch sagte er: „Es wäre unmöglich, die Japaner in Korea oder in den mandschurischen Bergen zu bekämpfen. Wenn sie daher von selbst in die Ebene kommen wollen, wo wir sie werden schlagen können, so werden wir uns hüten, irgend etwas zu tun, um sie daran zu hindern.“

Und man hätte in der Tat nichts gemacht, wenn Kuropatkin der Herr geblieben wäre; aber er blieb nicht der Herr. Es gibt — und dem werden die Geschichtsschreiber dieses Krieges Rechnung tragen müssen — in der Mandschurei zwei russische Zentralstellen. Die eine wird durch den Namiestnik gebildet, die andere durch den Chef-General. Der Namiestnik vertritt hier den entfernt weilenden Kaiser, und hält wie dieser die Hand über alles. Der General Kuropatkin empfing aber von demselben Kaiser den Oberbefehl über die Armee und die Armee zu kommandieren ist in Kriegszeiten eine wichtige Sache, vielleicht sogar die wichtigste.

Der Namiestnik schien als Admiral seine Kombinationen und seine Sachkenntnis in erster Linie auf den Kampf zur See zu lenken, während die Kämpfe zu Lande seine Aufmerksamkeit und seine Ratschläge nicht zulässig erscheinen ließen, besonders seitdem die Japaner ihn von Port-Arthur zuerst entfernten und dann völlig abschnitten.

Mukden ist nur sechzig Werst von Liao-Yang entfernt, ich habe die Strecke zu Pferde in einem Tage zurückgelegt. Die beiden Zentralstellen sind also ziemlich nahe, aber zwei zu nahe beieinander befindliche Attraktionspole stören die Ströme.

Im Bereiche der ersten Zentralstelle habe ich gelebt, ehe ich zur zweiten zugelassen wurde. Da ich des Krieges wegen hierher gekommen bin, so interessierte mich die zweite Stelle,

da sie doch die Seele des eigentlichen Krieges ist, in höherem Grade als die erste. Während des langen Aufenthaltes, den ich bei jener zu nehmen gezwungen war, habe ich Gelegenheit gehabt, auch sie kennen zu lernen. Da habe ich bemerkt, daß diese Stelle gleichzeitig militärischer und ziviler Natur ist, und zwar mehr militärischer als ziviler; sie umfaßt Diplomaten und einen ausgedehnten Generalstab, der, wenn er die Operationen auch nicht leitet, was ja nicht seine Aufgabe ist, sie nichtsdestoweniger verfolgt und sie mit leidenschaftlichem Interesse kritisiert.

Welcher Art sind nun die Beziehungen dieser beiden Zentralstellen? Das ist eine große, ernste Frage, dieselbe, die Leibnitz aufwarf, als er die Monaden erfand und in sie das Weltall auflösen wollte. Eine Unendlichkeit von Monaden, — gut, aber wie sie zusammenstimmend machen? Könnten Monaden Reden halten, Briefe schreiben, kann man sich ein Parlament aus Monaden vorstellen? Der geniale Philosoph behauptete, daß die Monaden unter sich ohne Verbindung seien; Monaden hätten weder Tor noch Fenster, eine direkt aus dem göttlichen Gedanken hervorgehende, vorhererrichtete Harmonie leite ihre Beziehungen. Aber Monaden haben keinen Krieg mit Regimentern und Panzerschiffen zu führen, sie haben nicht an einem intriguenreichen Hof gegen Neider und Eifersüchtige Stimmung zu machen, und die Harmonie, die so Leibnitz geeignet erscheint, um das Weltgetriebe zu leiten, würde kaum mit demselben Erfolge den Höchstkommandierenden mit dem Namiestnik in Einklang setzen.

Täglich sorgt der Telegraph in langen Depeschen dafür, diesen Einklang herzustellen, und wenn eine ernste Frage ersteht, ordnet der eine oder der andere der beiden Chefs einen seiner hohen Vertreter ab, der in seinem Namen spricht und verhandelt. Wenn es sich schließlich um eine wichtige Entscheidung handelt, begibt sich der General, der doch dem den Kaiser vertretenden Naniestnik unterstellt ist, nach Mukden, um mit diesem zu konferieren. Er kam auch in den letzten Maitagen dahin, als die Japaner ihren Marsch auf Liao-Yang einstellten und sich nach Kiau-Tung wandten. Ich telegraphierte damals die Nachricht über diese Konferenz an den „Temps“ und kombinierte in der Suche nach dem Zweck, daß es sich vielleicht um die Entscheidung über die Offensive

handle, um die Japaner bei ihren Einschließungsmaßnahmen gegen die Festung zu stören. Während der Zensor das Telegramm las, prallte sein Bleistift ordentlich zurück und meine Hypothese wurde schleunigst gestrichen, woraus ich sah, daß sie richtig war. Am andern Tag kündigte mir ein General an, daß er als Gesandter des Namiestnik nach dem Süden abgehe und zwei Tage später wußte man, daß ein Corps unter dem Befehl des General Stackelberg auf Port-Arthur marschiere.

Das bedeutete eine große und wichtige Aenderung des dem Höchstkommandierenden zugeschriebenen Planes, der darin bestand, die Truppen an einem Punkt im Innern zu konzentrieren und Verstärkung abzuwarten. Dieser dazu gewählte Punkt war Liao-Yang. Viele behaupten, daß, wenn Kuropatkin völlig frei gewesen wäre, er nicht das zu sehr südlich gelegene, seiner Meinung nach der koreanischen Grenze und dem Meere zu nahe Liao-Yang gewählt hätte. In der Tat gaben die ersten Ereignisse dem General recht, denn nach der Schlacht bei Thuren-Tschen (Ka-Lien-Tse) stand der Weg nach Liao-Yang den Japanern offen.

Die Japaner stellten aber ihren Marsch ein, und die Landungsschwierigkeiten, die zur Verbindung ihrer verschiedenen Armeen zu verbessernden und zu errichtenden Wege, die Unterbrechung der russischen Bahn, die Umschließung Port-Arthurs beschäftigten sie mehrere Wochen hindurch. Diese Langsamkeit der Japaner, die übrigens nur Klugheit war, eine übertriebene Klugheit zwar, aber immerhin Klugheit, hielten damals wie später viele Russen für Schwäche und Angst. Die öffentliche Meinung regte sich über die Länge des Krieges und die Untätigkeit Kuropatkins auf und stellte die Frage, warum denn, wenn die Japaner es nicht tun, die Russen nicht angreifen, und warum man nicht versuche, das blockierte Port-Arthur zu entsetzen?

So entwickelte sich nach und nach die Idee einer Offensive nach dem Süden. Kuropatkin war dieser Idee völlig abhold; er wies deren Unzuträglichkeiten und deren Gefahren nach, wies auf die Masse der japanischen Streitkräfte hin, die sich im Südosten von Liau-Tung konzentriert hatten, auf die erwiesene Unzulänglichkeit der russischen Streitkräfte, bei

denen noch alles zur Verteidigung Nötige erwartet wurde, während das bereits Angekommene nicht nur nicht in Bezug auf die Quantität, sondern auch im Hinblick auf die Qualität ohne Bedeutung sei. Nicht ein gleichartiges, organisiertes Corps Rußlands war an Ort und Stelle, nur in der Eile formierte Einheiten aus nicht zusammenpassenden Elementen. Mit welchen Truppen sollte man da die Offensive ergreifen? Man konnte nur sehr wenig, höchstens zwei Divisionen und eine schwache Artillerie absenden, die von einem Tag zum andern auf sehr starke feindliche Streitkräfte stoßen könnten. Das schlimmste daran war aber, daß der ursprüngliche Konzentrationsplan durch diese Aenderung ganz über den Haufen geworfen wurde. Wenn das Corps einmal nach dem Süden gesandt war, mußte man es doch unterstützen, ebenfalls in die Provinz Liau-Tung einmarschieren, so die russische Front bedeutend verlängern, wodurch sie nur um so schwerer zu bewachen sein würde.

Aber von Mukden und Petersburg kam der formelle Befehl und das Armeekorps wurde abgesandt. Es drang beherzt in Liau-Tung ein und wurde bei Wafangu geschlagen. Man warf die ganze Schuld der Niederlage auf den Kommandanten, ein bequemes Mittel, der Verantwortlichkeit auszuweichen. Man sagte, daß Stackelberg eine sehr schlechte Position gewählt, gegen eine sehr starke feindliche Artillerie nur die Hälfte der seinigen in Anwendung gebracht habe und daß sich in den abgegebenen Befehlen die größte Zusammenhanglosigkeit bemerkbar gemacht habe, so daß die Regiments- und Brigadechefs nicht wußten, was sie tun und was sie lassen sollten. Aber selbst dadurch, selbst bei dieser Unordnung wäre den Russen der Sieg geblieben, da ihr linker Flügel bereits die Japaner geworfen hatte. Die russische Infanterie war auf dreihundert Meter gegen die feindlichen Positionen herangerückt und wurde von den Japanern, deren Munition verschossen war, mit Steinwürfen empfangen, eine Charge hätte genügt, um sie in volle Unordnung zu bringen, als in demselben Augenblick der Befehl zum Rückzug ankam, der unter diesen Umständen unbegreiflich erschien.

Man ging noch weiter in der Kritik und sagte, daß Stackelberg gar nicht auf dem Schlachtfelde erschienen war,

daß er mit seiner Frau im Waggon geblieben wäre. Die alte, bei vielen russischen Offizieren verborgen glühende Eifersucht gegen ihre Kameraden von deutscher Abkunft und deutschen Namens erwachte. Man überhäufte diesen, mürrischen, pedantischen Deutschen, der die russische Seele und den russischen Soldaten nicht verstehe, mit Spott und machte unflätige Kalauer über seinen Namen.

In Wirklichkeit war das alles ungerecht und ganz falsch. Ich war nicht bei Wafangu, da ich damals dem Generalstab noch nicht die Erlaubnis entrissen hatte, der Armee folgen zu dürfen, aber ich habe zahlreiche Augenzeugen aller Waffengattungen und aller Grade, Russen sowohl wie Ausländer, befragt, die darin übereinstimmten, daß die von dem General eingenommene Position wohl keine sehr gute war, daß er sich auch in der Abschätzung der feindlichen Streitkräfte irrte, da seine Aufklärer und seine Rekognoszierungen in diesem von hohen Bergen durchschnittenen unebenen Terrain nur einen Teil der Japaner entdeckt hatten, mit denen er es deshalb allein zu tun zu haben glaubte, und er die Schlacht bei sehr ungleichen Kräften unternahm, daß er jedoch tapfer seine eigene Persönlichkeit einsetzte, so daß sein Pferd verwundet wurde und er sich in der Folge so verhielt, daß an seine Bravour nicht gezweifelt werden könne.

Die Japaner benutzten ihre Ueberzahl, die Ueberlegenheit ihre Infanterie, die beweglicher, besser equipiert und für den Marsch in den Bergen besser trainirt war, als die der Russen, und machten in der Nacht eine große Umgehungsbewegung, um den rechten feindlichen Flügel, und um nicht abgeschnitten zu werden, befahl Stackelberg den Rückzug. Die Gefahr war aber derartig groß, daß er seine Truppen zwei Nächte hintereinander marschieren lassen mußte, und nur diese Vorsicht und die wiederholt konstatierte Langsamkeit der Japaner im Verfolgen verhinderte den völligen Zusammenbruch. Die russische Artillerie, die den Japanern in der Quantität nicht gleichkam, war ihr auch nicht in der Qualität gleich. Einige Batterien, namentlch einige Kosakenbatterien schossen gut, aber die meisten maskierten ihre Kanonen unzureichend, so daß sie demontiert wurden, bevor sie dem Feinde großen Schaden zufügen konnten.

Das Korps Stackelberg zog sich nach dem Norden zurück und hier zeigte sich abermals die Langsamkeit der Japaner. Sie wollten oder konnten den geschlagenen Feind nicht verfolgen. In diesem Augenblicke war es, als ich mich dem Korps anschloß, dessen Hauptquartier damals in Kaiping war.



Fünfzehntes Kapitel.

Bei den russischen Vorposten in Liau-Tung.

Ein im Lande fremder Führer. — Pyrenäenartiger Anblick der Berge. — Kaiping und die Minemauern. — Ein Biwak beim Mondenschein. — Ein General in Unterhosen. — Der Marsch in der Nacht. — Leben bei den Vorposten. — Arme Chinesen!

Kaiping, 24. Juni 1904.

„Ni isnais doroga, durak? Du weißt den Weg nicht, Dummkopf?" worauf der Kosak, an den diese Worte gerichtet waren, die Hand stramm an der Mütze haltend, antwortete: „Ia ni magou sna? Woher soll ich ihn kennen?" In Tschakasi, achtzehn Werst südlich von Tatsche-Kiau, dem Hauptquartier des Korps Stackelberg, das sich nach der Niederlage bei Wafangu gegen Norden zurückzog, hatte man ihn uns als Führer gegeben, er sollte uns nach Kaiping bringen. Der Kosak marschierte entschlossen voran und wir folgten ihm blindlings in der Meinung, daß er den Weg wunderbar kenne. Wir gingen rechts, wenn er rechts ging, wir schnitten den Weg ab, wenn er ihn abschnitt, bis der Mann plötzlich an einem Kreuzweg unentschlossen stehen blieb, herumschnüffelte und uns zu unserem Entsetzen endlich gestand, daß er zum ersten Mal in seinem Leben in dieser Gegend sei.

Schon sank die Nacht herab; ich sandte einen meiner chinesischen Diener, um einen verspäteten Bauer auszufragen, und als dieser mit den Nachrichten zurückkam, wagten wir uns in einen Engpaß hinein. Nachdem wir den ganzen Tag auf der Ebene marschiert waren, kamen wir plötzlich in die Berge und zwar auf steile, steinige Pfade, die man, das Pferd am Zaume führend, zu Fuß überschreiten mußte. Der Weg sah aus wie ein Saumpfad in den Pyrenäen. Die Berge sind rauh, zerklüftet und waldlos, überall voll Schluchten und

Rissen, von den Stürmen so kahl gefegt, daß kaum hier und da, wenn in den Ritzen etwas Boden zurückgeblieben ist, ein wenig Gras sproßt. Der eben aufgehende Mond gab diesen Bergen einen noch wilderen, noch trostloseren Anblick; das blaue Licht rieselte den Bergabhang hinab und vor uns zog sich die schwarze Kontur des Engpasses hin. Da unterhielt ich mich mit meinem Gefährten Prinz Jaime von Bourbon, Husarenoffizier in der russischen Armee, über Spanien, jenes Land, das seine Väter beherrschten und wo der wechselnde Lauf des Glückes, ihn vielleicht selbst wieder zur Herrschaft gelangen lassen könnte.

Als wir den Gipfel überschritten hatten, fanden wir einen auf einer Böschung langhingestreckt lagernden Kosakenposten. Den Abstieg vollzogen wir durch das Bett eines ausgetrockneten Baches. Als wir in einem alleinstehenden Hause einen Chinesen wecken wollten, um uns des Weges zu vergewissern, sahen wir plötzlich vor uns hohe, rohe Mauern aufragen. Es war die Stadt Kaiping. — Jeder Ort ist hier befestigt; Mukden hat seine doppelte Umwallung, Liao-Yang Mauern von 50 Kilometer Länge, Haitscheng, Kaiping, kurz jede Anhäufung von Wohnstätten von einiger Bedeutung hat ihre Fortifikation. Der geschickte Kaufmann, der in früheren Zeiten so genau die tausend Geheimnisse des Handels und Tausches kannte, der in der Anhäufung von Metallbarren in seinen wohlverschlossenen Koffern seinen höchsten Ehrgeiz fand, der Mandarin, der wie angenagelt über seinen Büchern saß und durch eine komplizierte Maschinerie von Prüfungen hindurchging, um dem Volke das Recht zu bringen und ihm dafür sein Geld abzunehmen, die große Menge der kleinen Händler und Handwerker, dieses ganz fleißige, unternehmende und sparsame Volk in seiner Masse, sie alle fühlten sich nur wohl hinter festen Mauern, an denen sich der Unternehmungsgeist der Plünderer und der Elan der mongolischen Reiter brechen mußte. Einige Wachtmannschaften auf der Höhe eines Turmes genügten, um tausende zu schützen, die derweil ihrer friedlichen Beschäftigung nachgehen konnten. Es bestand keinerlei Bedürfnis nach einer Armee, nach Soldaten, die soviel Geld kosten und die hier immer nur die Hefe der Gesellschaft bildeten, da das Waffenhandwerk von den anständigen Menschen hier stets verachtet wurde.

Der Chinese hat überhaupt Sinn für Befestigungen und er befestigt seine Stadt ebenso wie sein Feld. Die Wege sind hierzulande so schlecht, daß man gezwungen ist, an der Seite zu marschieren. Das weiß der Bauer und überläßt dem Passanten einige Meter seiner Mais- oder Sorghopflanzung. Das ist das Opfer eines Weisen, der sich Rechenschaft darüber gibt, daß es eine entsetzliche Strafe ist, stundenlang auf schlechten Wegen zu wandeln, daß man daher damit rechnen müsse und besser freiwillig etwas opfert, um nicht alles zu verlieren. Jenseits dieses schmalen Raumes gräbt er dann einen tiefen Graben, hebt auf der anderen Seite eine Böschung aus und schützt auf diese Weise seine jungen Pflanzungen davor, zertreten oder aufgegessen zu werden.

Außerhalb der Stadt, ganz nahe dem Strome, befindet sich das Biwak der Avantgarde, die General Krause befehligt. Die weiße Farbe der Zelte erstrahlt unter dem Mondenschein, hier und da lagern einige Soldatengruppen, die bei der schönen Nacht im freien schlafen, in der Nähe der Wagen hocken einige Mann und bessern Sattelzeug aus. In einem dichten Gehölz von Zitterpappeln, durch dessen Zweige einige zitternde Lichtstrahlen hindurchfallen, finden wir das Zelt des Generals. Es ist ein ganz kleines Zelt, kaum größer als das eines gewöhnlichen Soldaten; ein Feldbett, ein Tisch, ein Faltstuhl füllen es ganz aus und wir hatten Mühe, uns darin aufstellen zu können. Der General empfing uns in Hemd und Unterhosen; er hatte sich zu Bett gelegt, schlief jedoch nicht. Die Japaner sind ganz in der Nähe und jeden Augenblick traten Offiziere und Soldaten ein, um Nachrichten zu überbringen oder Befehle entgegen zu nehmen. Spät ist es; wir hatten zu essen vergessen und zwar aus guten Gründen, denn dieses Vergessen war bei uns jetzt zur täglichen Gewohnheit geworden. Der General bietet uns eine Tasse Tee an, würzt ihn mit einigen Tropfen kaukasischen Rotweins und spricht uns von Wafangu, wo seine Regimenter so gelitten hatten. Eine Kompagnie wurde bis auf 46 Mann vernichtet, von denen noch zwanzig in die Gefangenschaft der Japaner gerieten, jedoch wieder entkamen. Diese erzählten, daß man sie zuerst recht gut behandelt hatte, daß die Soldaten sich jedoch, sobald die Offiziere sich entfernten, über sie hermachten, sie schlugen und bespuckten. Man band sie dann alle zusammen in

der Mitte des Lagers an, wo sie sich während der Nacht losmachten und durch die feindlichen Linien hindurch entkamen. Ueberall schliefen die Japaner, die von der dreitägigen Schlacht und dem fortwährenden Marschieren vollständig ermattet waren. Die flüchtigen Russen erreichten die ihrigen dann ohne Unfall.

Ich habe den Bericht der russischen Soldaten über die schlechte Behandlung seitens der Japaner hier wiedergegeben, obwohl ich nicht weiß, ob er richtig ist. Es hat jedoch, nach den aus verschiedenen Quellen stammenden Berichten den Anschein, als ob der Krieg die Tendenz hätte grausamer und wilder zu werden, daß man unhumaner Weise versucht wäre, zu vergessen, daß Verwundete und Gefangene weder Kämpfer noch Feinde mehr sind.

Von allem Anfang an war es nicht so, aber seit einiger Zeit scheint der Krieg wirklich diesen Charakter anzunehmen, was sicherlich ein großes Unglück wäre.

Wir mußten noch zwei Stunden weiter südlich reiten, bis zu den Kavallerievorposten der Brigade Samsonoff. Man gab uns einen Artilleristen und einen berittenen Jäger als Führer mit und wir zogen dann in die wunderbar klare Nacht hinaus.

Der Fluß mußte an einer Furt überschritten werden; das Wasser reichte dabei nicht einmal bis zur Brust unserer Pferde. Erhebt sich aber an irgend einem Punkte seines Laufes ein Sturm, dann ist in wenigen Stunden alles verändert und der Fluß wird reißend und so tief, daß es unmöglich wird, ihn zu überschreiten. Es gibt dann nur ein Mittel, die Eisenbahnbrücke zu benützen und wir kamen in die Lage, einige Tage später das Experiment zu versuchen.

Gegen Mitternach langten wir bei dem kleinen Dorf Sau-Fan-Tschen an. Alles schlief; überall fanden wir schlafende Soldaten neben ihren Pferden. „Wo ist der General Samsonof,“ frug der Prinz einen Soldaten, den er wachgerüttelt hatte, dieser antwortete ihm: „Ia ni magu sna? Woher soll ich das wissen?“ und fiel wieder in seinen Schlaf zurück.

Ein blaues Banderole an einem benachbarten Tore zeigte uns das Haus des Generals. Der Prinz übergab die Befehle, die der Korpskommandant ihm anvertraut hatte und mir wies

man ein Zimmer an, in dem auf dem chinesischen Ofen noch zwei Plätze frei waren.

In seinem Mantel eingehüllt, wandte sich mir beim Eintritt ein Schläfer mit den Worten zu: „Sieh da, wo kommen Sie zum Teufel so spät daher?" Es war einer der französischen Militärattachées, der Kommandant Cheminon, der seit Wochen hier das rauhe erschlaffende Leben der Vorposten führte. Ich kroch schnell in meine Decke, nahm den Sattel unter die Ohren und schlief ein.

Es war ein kurzer flüchtiger Schlaf; bei dem ersten Erscheinen des Tageslichtes begann der Schwarm der Fliegen zu summen, und klebrige Insekten, deren Berührung überaus lästig ist, suchen und finden die Haut. Vergebens rollt man sich, selbst auf die Gefahr hin zu ersticken, in Decken, vergeblich umhüllt man sich den Kopf mit Leinen, immer dringen die Fliegen ein und stechen einen. Es bleibt nichts anderes übrig, als sich zu erheben, in den mit Pferden angefüllten Hof zu gehen, wo bereits ein frühaufstehender Chinese einen mit Sorghostengel gefüllten Topf ans Feuer setzt.

* *
*

Seit einigen Tagen leben wir von grünen Bohnen. „Man muß sich beeilen. sie jetzt zu essen," sagte der Dragonerhauptmann, in dessen Gesellschaft ich und der Prinz wohnten, „alles treibt in diesem Lande so schnell, daß die jetzt noch so zarten Bohnen in einer Woche hart wie Leder sein werden." Und morgens und abends serviert uns seine Ordonnanz Schüsseln mit Bohnen, bald gekocht, bald gedünstet oder als Suppe bereitet, immer aber mit jenem entsetzlichen konservierten Fleisch garniert, das unsere Soldaten als „Affenfleisch" bezeichnen.

Des nachts ist das Ungeziefer so unerträglich, daß uns die schwere Hitze des Nachmittags infolge der verloren gegangenen Nachtruhe noch mehr entkräftet und niederschlägt. Man möchte sich in einen endlosen Schlaf versenken, aber die Fliegen, der schwarze Schwarm der Fliegen, erlaubt es nicht. Ich benutze schon so genial ich nur kann, mein unvollkommenes Moskitonetz, aber einigen dieser Luder gelingt es

dennoch, darunter zu schlüpfen. Zu meiner Seite wütet der Prinz, der Dragoner heult und fing dann mit sanfter Stimme zu deklamieren an: „Es gibt, o Gott, soviele Fliegen, daß ich mich nach der Nacht sehne, wie nach Erlösung und wie nach dem Glück . . . . meine Seele o Gott hat soviel Kummer, soviel Kummer und soviel Schmerz, daß ich mich zur Erlösung nach dem Tode sehne.“ Ganz entsetzt über diesen lyrischen Erguß den das Rabelais'sche Vollmondgesicht und die heiteren Scherze dieses enragierten Wuttkitrinkers sonst nicht vermuten ließen, richtete ich mich mit einem Sprunge in die Höhe. Aber der Dragoner brach in ein helles Lachen aus. „Das ist ein russisches Gedicht,“ sagte er, „das ich Ihnen da vorgetragen habe; Sie werden zugeben, daß der erste Teil zum mindesten auf Wahrheit beruht.“

Da das Schlafen unmöglich ist, muß man die Zeit mit Sprechen vertreiben. „Neulich,“ so erzählte der Prinz, „arretierten die Kosaken einen verdächtigen Chinesen gerade in dem Moment, als er unsere Linien verlassen wollte. Man führte ihn zum General, der ihn mit Hilfe eines Dolmetschers ausfragte, und dieser Dolmetsch erkannte, daß das derselbe Chinese sei, der uns kurze Zeit früher wertvolle Nachrichten über die Japaner verkauft hatte. „Was wolltest Du bei unseren Feinden machen?“ fragte der General in strengem Tone. Zuerst verweigerte der Mann die Antwort, aber durch schreckliche Drohungen getrieben, gestand er ganz furchtsam, daß er bei den Japanern dasselbe machen wollte, das er bei den Russen gemacht hatte, ihnen nämlich für klingende Dollarstücke falsche oder wahre Nachrichten verkaufen. War dieser Sohn des himmlischen Reiches nicht bewundernswert? Welch intelligente Meinung hatte er vom Kriege und wie wunderbar verstand er es, seine Verpflichtungen zur Neutralität einzuhalten.

Von den Chinesen, die auf diese Weise ihren Profit machen wollen, sind die im Solde der Armee stehenden Dolmetsche die schurkenhaftesten, ein Spitzbubenhaufe, der schon hundertmal gehenkt zu werden verdient hätte. Diese, mit der Besorgung aller Beziehungen zwischen der Regierung und den Eingeborenen betraut, bestehlen ohne Scham die einen wie die andern. Handelt es sich darum, einen Handel abzuschließen, eine Requisition zu machen, so tritt der Dolmetsch

als der notwendige Makler dazwischen und verlangt viel von dem kaufenden Russen, gibt wenig dem verkaufenden Chinesen und steckt die Differenz für sich ein. Die halbeuropäische Kleidung, in die man ihn dummerweise gesteckt hat, der Kosakensäbel, der an seiner Seite hängt, sind für ihn die Zeichen seiner Allmacht. Er preßt unbarmherzig seine Landsleute aus, die ihn verabscheuen. Ein Meister in der Kunst der Erpressung legt er den Ortschaften Kontributionen auf, indem er ihnen droht, daß er bei Zahlungsverweigerung Einquartierung dahin dirigieren werde. Hat er einen Feind, den er vernichten will, bezichtigt er ihn, Chunguse oder japanischer Spion zu sein. Und der Russe ist so leichtgläubig, so sehr geeignet, sich hinters Licht führen zu lassen.

Die reichen Kaufleute von Mukden und Liao-Yang, denen größere Kapitalien umfangreichere Spekulationen erlauben, machen durch den Krieg ganz ausgezeichnete Geschäfte. Sie bemächtigen sich der verschiedensten wichtigen Nahrungsmittel und verkaufen diese mit Hilfe von Bestechungsgeldern, zehnmal teurer, als sie sie eingekauft haben, an die Russen. Aber auch die kleinen Händler und Hausierer, die den Kämpfenden mit ungeheurem Aufschlag alles liefern, was sie nötig haben, sehen den Krieg ganz gern und bereichern sich an ihm.

Inzwischen verarmt aber der bessere und anständigere Teil der Bevölkerung, die tausende von Bauern und Landarbeitern, die einem baldigen und völligen Ruin entgegen gehen. In immer geringerem Maße ist die Intendanz in der Lage, das zu zahlen, was jenen Bevölkerungsteilen durch den Krieg genommen wird. Dabei leben Tiere und Menschen zu Lasten der Bevölkerung; die Pferde und Maulesel fressen die Hirse, den Hafer und das Sorgho vom Felde weg und auch die Soldaten können nicht immer zurückhaltend und anständig sein, da es schwer ist, hungrige Menschen am Stehlen zu hindern.



Sechzehntes Kapitel.

Bei den russischen Vorposten in der Provinz Liau-Tung.

(Fortsetzung.)

Eine Rekognoszierung. — Koreanische Felsen und Legenden. — Meine ersten Kugeln. — Der Tod Tretiakofs. — Unzufriedenheit meines Pferdeknechtes. — Die Beerdigung eines armen Jägers. — Schrecken und Trauerscenen des Krieges. — Was ist der Krieg eigentlich? — Die Eigenschaften des russischen Soldaten. — Japanische Tornister. — Der nach Chinesinnen lüsterne Japaner.

Siao-Fan-Tschen (fünfzehn Kilometer südlich von Kaiping), Ende Juni.

Das Kommen und Gehen von Stafetten und Kurieren war heute Abend besonders stark. Man erzählt sich, daß General Samsonoff vom Generalstab Befehle erhalten habe, und allmählich befestigte sich die Ansicht, daß man nachts zu einem Angriff auf die Japaner abmarschieren werde. Es war daher angebracht, nach dem ziemlich dürftigen Diner schlafen zu gehen. Seit acht Tagen fehlt es an Brot; gestern hat zwar ein Zug welches gebracht, es war aber infolge der Feuchtigkeit so verdorben, daß es der General verbrennen ließ. Die kleine an den äußersten Punkt im Süden vorgeschobene Kavalleriebrigade ist eben vom Verpflegungszentrum zu weit entfernt. Die Mannschaften müssen sich daher den Riemen enger um den Leib schnüren, das essen, was ihnen an Zwieback geblieben, einige chinesische Backwaren und jene kleinen Gurken, die die augenblicklich reifende Frucht bilden; die Offiziere essen die letzte Sardine ihrer letzten Büchse und die Pferde verzehren die trockenen Stengel der Sorghopflanze.

Um zwei Uhr morgens bei tiefster Dunkelheit hatten sich alle Truppen auf dem Felde rechts vom Dorfe vereinigt. Von

meinem chinesischen Diener begleitet irre ich mitten unter den Schwadronen, in der wirren, bewegten Masse umher. Nur verschwommen nimmt man die düsteren Reihen der Kavallerie, die Mannschaften der Artillerie, die Kanonen und Munitionswagen wahr. Jeder kennt seinen Platz, nur ich allein weiß nicht, wohin ich mich begeben soll. Aber da ruft mich schon ein Soldat an und meldet mir, daß Prinz Jaime von Bourbon, in dessen Gesellschaft ich seit Tatsche-Kiau gereist bin, mich benachrichtigt, er sei von General Samsonoff, dessen Ordonnanzoffizier er ist, gebeten worden, mich während des Kampfes zu führen und mir alles zu zeigen, was ich sehen wolle.

Der Eisenbahn folgend marschieren wir nach dem Süden. Nach fünf Kilometern treffen wir auf ein Lager von zwei Regimentern Infanterie und einer Batterie, die am Abend vorher von Kaiping abmarschiert waren, um hier zu kampieren und, falls notwendig, der Kavallerie Unterstützung zu leihen. Als der Tag erwachte, waren wir nicht mehr sehr weit von Yang-Yetscheng entfernt, einer kleinen, von Mauern umfaßten Stadt, die ebenso wie ihr eine Werst weiter nördlich gelegener Bahnhof von den Japanern besetzt war. Der General gab den Befehl, sich des Bahnhofs zu bemächtigen und einen heftigen Angriff zu unternehmen, der den Gegner zur vollen Entfaltung seiner Kräfte zwingen solle. Wenn diese Kräfte sehr beträchtliche wären, sollte er sich zurückziehen, nachdem er sie sorgfältig erkundet habe, trifft diese Voraussetzung nicht zu, sollte er den Angriff mit Hilfe von Infanterie durchsetzen. Für den ersten Vorstoß disponierte der General über ein Dragoner-Regiment, den Primor-Dragonern, fünf Schwadronen sibirischer Kosaken, zwei Schwadronen Pogranitza Straja (Wegwachen), zwei bis dreihundert berittene Schützen und eine Batterie transbaikalischer Kosaken. Seit einigen Tagen hatten die Aufklärer eine wichtige Bewegung der Japaner nach Osten gemeldet, die Armee Okus habe ihren Marsch nach Norden plötzlich eingestellt, und scheine sich nach dem Osten zu wenden. Deshalb wollte man wissen, welche Streitkräfte die Russen bei Yang-Yetscheng zurückgelassen haben.

Nicht weit von der Eisenbahn, zu deren Linken, erblickte man zwei eigenartige Felsen, die die Form von Zucker-

hüten haben und wie zwei Türme aus der Ebene emporragen. Auf der Höhe des einen Felsen befindet sich ein Steinblock, der wie eine von Riesen auf dieses ungeheure Piedestal gesetzte Kolossalstatue erscheint. An diese Felsen knüpft sich eine alte koreanische Legende. Ein mächtiger Mann, der diese Gegend beherrschte, war in den Krieg gezogen und kam zehn Jahre lang nicht zurück. Während dieser zehn Jahre harrte seiner sein Weib, das täglich auf den Gipfel des Felsen stieg, um die Rückkunft ihres Gemahls zu erspähen. Schließlich wollte sie sich aus Verzweiflung von der Höhe herabstürzen, aber die wohlwollenden Götter ließen sie in diesem Augenblicke auf der Höhe des Felsens zu Stein erstarren, um unter den Menschen das Andenken an ihre Treue zu verewigen.

Die Erinnerungen an die koreanische Okkupation sind in diesem Lande sehr zahlreich, so befinden sich in der Nähe Kaipings hohe koreanische Türme aus Ziegelstein, die dazu bestimmt waren, durch Signale die Einfälle der Koreaner zu verkünden. Arme Koreaner ! Die Zeit eurer kriegerischen Unternehmungen liegen weit zurück!

Die Kolonne hielt an und formierte sich in Kampfstellung. Die Artillerie und die Dragoner werden hinter einer Baumgruppe als Reserve zurückgelassen, der General und seine Kosakeneskorte bleiben im Zentrum in der Nähe der Eisenbahn. Die Attacke wird von den Pogranitzas, den Kosaken und der berittenen Infanterie ausgeführt. Die Mannschaften sind abgestiegen und lassen ihre Pferde am Eingang eines Waldes zurück. Nach wenigen Minuten ertönen die ersten Schüsse. Sie kommen von den japanischen Vorposten, die sich zurückziehen. Der Vormarsch wird fortgesetzt und ein starkes Gewehrfeuer entwickelt sich auf der ganzen Front. Ich trat in ein kleines Gebüsch, das mir den Ausblick verstellte. Nun sah ich durch die Zweige hindurch, mittels meines Feldstechers die Station und dahinter die Stadt. Die Russen avanzierten ohne Unterbrechung in aufgelöster Ordnung. Eine ein wenig zurückgebliebene Schwadron steigt zu Pferde und wirft sich in lebhafter Attacke auf den Bahnhof. Die Pferdemasse setzt über Hecken, Gräben, Sorghostengel und ich erkenne drüben, wie die Japaner sich zurückziehen, die Wagen unfertig bespannt davonfahren und Menschen in voller Unordnung umherirren. Schon haben die russischen

Kavalleristen den Bahnhof erreicht und umzingelt. Zwei verspätete Japaner fliehen kaum hundert Meter von den ersten russischen Soldaten entfernt durch die Maisfelder und wären sicherlich gefangen genommen worden, wenn sie nicht durch eine Salve der am Boden lagernden russischen Reihen zur Erde gestreckt worden wären.

Hinten auf dem Hügel sieht man schwärzliche Punkte sich bewegen, es war die japanische Artillerie, die sich bemerkbar machte. Um nicht direkt ihrem Feuer ausgesetzt zu sein, wenden wir uns dem linken Flügel zu. Aber schon bemerkte man auf der ganzen japanischen Front eine lebhafte Bewegung, Massen wälzen sich heran, die zu stark sind für das kleine russische Korps, das sich infolgedessen wird zurückziehen müssen.

Im Galopp reiten wir querfeldein über Hecken und Felder, wir schneiden die Eisenbahnlinie und auf sieben bis achthundert Meter Entfernung besetzt ein Kosakendetachement eine kleine Häusergruppe. Ein ganz junger Leutnant steht auf einem Dache und übersieht mit seinem Fernrohr das Terrain. Als er uns gewahr wird, heißt er uns willkommen und wir steigen zu ihm hinauf. In diesem Augenblick stürzte mit verhängten Zügeln, den Hals des Pferdes unausgesetzt mit der Nagaika bearbeitend, ein Lanzenreiter herbei und meldete dem Offizier: „Die Japaner sind höchstens eine Werst von hier, sie haben auf uns geschossen und meine beiden Kameraden sind gefallen.“ Rasch schrieb der Offizier einen Zettel, den er dem General überbringen läßt. Ein auf Auslug stehender Soldat bezeichnet mir einen Punkt, auf den ich mein Glas einstelle; niemals hatte ich noch so genau die Japaner gesehen. Eine Reihe über Hecken hervorragender Köpfe, dahinter der Oberkörper eines berittenen Offiziers, weiter dahinter im Schnellschritt heraneilende Mannschaften. „Jetzt hinunter,“ rief der Leutnant, „die Kugeln werden bald pfeifen,“ und zwei Minuten später pfiffen in der Tat schon um uns herum die Kugeln und schlugen an den Mauern der Häuser an. Zum ersten Mal hörte ich jenes charakteristische Geräusch, das sich wie ein Zerreißen der Luft anhört und meine Taufe als „War-Korrespondent“ war damit vollzogen. Eine von den Reserven entsandte Dragoner-Schwadron führte einen kräftigen Angriff aus und brachte jenen Teil der Japaner zum Rückzug.

Einstweilen hatten die Japaner am rechten Flügel und im Zentrum bereits große Kräfte, mindestens ein Dutzend Bataillone und fünfzig Kanonen zur Aufstellung gebracht. Um dagegen anzukämpfen, wäre ein ganzes Armeekorps nötig gewesen. General Samsonoff ließ daher zum Rückzug blasen. Die Reserven und die Artillerie zogen sich zuerst zurück, alsdann in vollkommener Ordnung die engagierten Truppenteile. Die Japaner beschränkten sich darauf, wieder die Position einzunehmen, die sie verloren hatten, da sie anscheinend keine Lust hatten, von dieser Seite anzugreifen.

Die Verluste betrugen zwanzig Tote und Verwundete zuzüglich einer von einem Offizier kommandierten Rekognoszierungspatrouille, die vermißt wurde. Ich erfuhr auch die traurige Nachricht von dem Tode des Kapitän Tretiakof, in dessen Gesellschaft ich die vorhergehenden Tage verbracht hatte. Tretiakof war Kapitän bei den Gardehusaren. Als junger, wohlhabender Mann hatte er darum nachgesucht, nach dem Kriegsschauplatz abgehen zu können und nahm Dienste in einem Dragonerregiment. Heute Morgen hatte ihn der General an Stelle des mich führenden Prinzen von Bourbon zum Ordonnanzoffizier genommen. Mitten im Kampfe beauftragte er ihn, einen Befehl nach dem rechten Flügel zu bringen, wobei er seinen Weg hinten herum nehmen sollte, damit er dem Feuer der Japaner nicht ausgesetzt sei. Der Kapitän war jung und beherzt, vertraute seinem schnellen Pferde und nahm seinen Weg gerade aus, wobei er zu Anfang durch Bäume gedeckt war. Bald gelangte er jedoch auf offenes Feld, das von zwei Seiten von den Japanern bedroht war; nun hätte er zurückkehren und hinten herum reiten müssen. Tretiakof gab aber seinem Pferde die Sporen und trieb es zum Galopp an. Ein fürchterliches Feuer empfing ihn, so daß er bald vom Pferde sank. Dieses machte noch einige Sprünge und fiel dann auch. Der ihn begleitende Husar bekam drei Kugeln in den Körper, doch trug ihn sein Pferd zu den russischen Linien. Bei der Ankunft fiel er hin und meldete sterbend den Tod seines in den Händen der Japaner gebliebenen Hauptmanns.

Am Morgen beim Abbruch hatte uns Tretiakof, indem er uns Cigaretten reichte, noch gesagt: „Das wird eine gefährliche Sache, die uns teuer zu stehen kommen wird, mindestens

zweihundert Tote und Verwundete werden wir haben.“ Es hatte uns weniger gekostet, aber unter den wenigen Gefallenen war auch er.

— — — — — — — — — —

„Ich nicht zufrieden, Japaner sehr böse, mir meinen Kopf abschneiden, wenn mich finden hier mit den Russen.“ So drückte mir mein chinesischer Pferdeknecht seine Beschwerden aus. Schon in der letzten Zeit war er sehr überrascht über das sonderbare Leben, das er führen mußte. Die nächtlichen Märsche, die plötzlichen Abreisen, die Aufenthalte in den chinesischen Herbergen, die Unterhaltungen mit russischen Vorposten setzten ihn sehr in Erstaunen, während die Steigerung der Heu- und Getreidepreise, die seinen Profit zu schmälern drohten, ihn sehr unzufrieden machten. „Alles teuer hier, alles teuer,“ wiederholte er, „ich Peking zurück.“

Der heutige Tag setzte aber allem die Krone auf. Ich führte ihn in den Kampf, ließ ihn das Gewehrfeuer und die Kanonen hören und da er dem keinen Geschmack abgewinnen konnte, erklärte er mir kurz, daß er weggehe, daß er diese schreckliche Mandschurei verlasse, wo man so schlecht lebe und so schnell sterben könne, und daß er es vorzöge, nach seiner lieben Hauptstadt zurückzukehren.

Ja, es ist sicher, daß er weggehen wird . . . Ich verspreche ihm einige Dollars mehr und — — — — er blieb.

* *
*

Man bahrte den Leichnam des Soldaten auf einem ruhigen Plätzchen neben dem Haupttore auf. Die Hände wurden über den grauen Mantel gefaltet und auf den fahlen Kopf begannen sich schon die Fliegen niederzulassen. Neben der Nase bemerkte man ein kleines schwarzes Loch, das durch geronnenes Blut geschlossen war. Es war die Stelle, wo die tötliche Kugel eingedrungen.

Im Hofe bereiten fünf bis sechs Mann einen Sarg aus schlecht gehobelten Brettern, die oberflächlich zusammengenagelt wurden. Kameraden des Toten haben Blattwerk

herbeigebracht, das sie mit einigen Blumen zu Kränzen winden. Der Körper wird langsam aufgehoben und in den Sarg gelegt, zwischen die Finger steckt man die Medaillen des Toten, die er als Lebender immer getragen und befestigt auf seiner Brust das Georgskreuz, das er durch seine Tapferkeit bei Wafangu errungen hatte.

Es war ein sibirischer Jäger, ein Elitesoldat der berittenen Infanterie. Als er in der letzten Schlacht verwundet wurde, blieb er einige Tage im Hospital zu Liao-Yang, von wo er gestern zurückkehrte. Seine aus den besten Schützen zusammengesetzte Abteilung ist häufig verwendet worden und bei dem Treffen von heute Morgen wurde er getötet.

Unter den Bäumen bei den letzten Häusern des Dorfes hat der Pope, ein junger schwarzbärtiger Mann mit matten Augen hinter Brillengläsern die Meßgewänder aus steifen Stoffen angelegt, die ihm ein Soldat armselig in einem Tuche eingewickelt soeben gebracht hatte. Vor den an einem Baume angenagelten Heiligenbildern, wird der Sarg zur Erde gestellt, der Deckel ist geöffnet und das Gesicht des Toten liegt frei da, unter dem feinen Regen, der unaufhörlich herabfällt. Eine Abteilung ist in Waffen ausgerückt und steht daneben, die Offiziere stehen neben dem Popen, der mit tiefer Stimme die Leichengesänge psalmodiert, während ein Soldat ihn bei den höheren Passagen unterstützt.

Ehrerbietig beugen sich bei den Gebeten die Soldaten des Detachement, ehemalige Kameraden des Toten. Alle fallen gleichzeitig auf dem durchnäßten Boden auf die Kniee, alle küssen die Erde, die einen der ihrigen aufnehmen wird und in die sie vielleicht morgen auch schon versenkt werden.

Ein letztes Gebet, der Pope wirft auf den Leichnam eine Hand voll Erde, auf das trockene Kommando präsentieren die Soldaten das Gewehr. Dann heben vier Mann den Sarg auf ihre Schultern und tragen ihn querfeldein bis zu jenem Gebüsch, wo das Grab bereits gegraben ist.

Eine Stunde später sind die Pferde gesattelt, die Schwadronen geordnet. Die Brigade hat plötzlich den Befehl erhalten, sich mehr nach dem Süden, einige Kilometer von den japanischen Vorposten entfernt, zu begeben und die Reiter brechen bei Regen und Nebel von diesem Dorfe auf, das sie nie mehr wieder sehen werden.

Traurigkeit und Entsetzen bringen diese Kriegsscenen mit sich! Heute Morgen sah ich einen Soldaten, der drei Kugel erhalten hatte. Er lag im Sterben und um ihn bei seinem entsetzlichen Totenkampf die Qualen eines über das holperige Pflaster rasselnden Karrens zu ersparen, trugen ihn sechs Mann auf einer Bahre. Der Verwundete röchelte, furchtbar, eine Hand ragte aus der Decke hervor und krampfte sich an der Tragstange der Bahre an, aus seinem halbgeöffnetem Munde stieg zuweilen eine Blutwelle. Die zerrissenen Lungen machten ein Geräusch wie ein kalter Blasbalg in einer Schmiede. Es sah aus wie die letzten Zuckungen eines verblutenden Tieres.

Traurigkeit, Schrecken und Häßlichkeit, anderes ist der Krieg nichts. Die wenigen Augenblicke der Schönheit, der Begeisterung, der Aufopferung, der Anblick der großen in Bewegung befindlichen Kräfte, mit wieviel Stunden des Entsetzens und der Düsterkeit werden diese aufgewogen. Das was ich vom Kriege gesehen habe, zeigte mir ihn als eine unendliche Kette kleiner mittelmäßiger und langweiliger Erscheinungen: Lange Tage, die mit den Offizieren in übelriechenden Kneipen unter tausenden von Fliegn und bei dem Geruch verdorbenen Fleisches verbracht wurden, endlose Reisen, die Bummelei in den Waggons, die Hoffnungslosigkeit mit diesen Zügen, die bei jeder Station halten, und nicht rascher vorwärtskommen als ein marodes Gespann, jemals zum Ziele zu gelangen, die mit aneinandergedrängten Lebewesen, — Pferde und Menschen durcheinander — angefüllten Waggons, die starken Gerüche von Leder, Schweiß und Pferdemist, die langsame Entleerung der Wagen auf schmutzigen Bahnsteigen und die Verdutzheit der Soldaten beim Verlassen ihres rollenden Hauses, ihr Erstaunen, soweit in ein häßliches Land gekommen zu sein, dann die Lager, mit den niederen, in unabsehbaren Reihen inmitten von Schmutz, Unflat, Staub und Schlamm errichteten Zelten, die auf den Wegen wie eine endlose Herde dahinziehender Kolonnen, der Haufe der Nachzügler, die Menschen mit fahlem Gesicht, schwerfällig in ihren plumpen Stiefeln sich dahinschleppend, das Gewehr wie einen Knüttel über die Schulter geworfen; und dann der Tag der Schlacht, wo die Reihen, die Massen sich formieren, vorwärtsschreiten oder zurückweichen und

Menschen, viele Menschen unter den Kugeln fallen, die, man weiß nicht von wo, man weiß nicht von wem, abgefeuert werden.

Das sind die wirklichen Bilder des Krieges, und jene, die sie anders geschildert haben, die Geschichtsschreiber, die Romanziers, die leidenschaftlichen Liebhaber des Schlachtengetümmels, die in friedlicher Stube, die Füße warm in Pantoffel gehüllt, die Mütze am Schädel, die eingebildeten Schönheiten des Krieges geschildert haben, sind nichtssagende Träumer oder Narren gewesen.

Vor diesem Schauspiel von Widerwärtigkeit und Tod erfaßt einen ein ungeheures Lebensverlangen, eine wahnsinnige Sehnsucht, dieses widerliche Land zu fliehen, wo sich die Menschen gegenseitig abschlachten. Zehn Meilen von hier liegt Niutschwang, und auf seinem tiefen Flusse liegen die Steamer vor Anker, liegt ganz nahe das freie, das schöne Meer, liegt der Weg, auf dem man in freundlichere Gegenden gelangt, zu all den Freuden der lieblichen Länder Europas.

— — — — — — — — — —

Es ist ein rauhes Leben, das die Vorposten führen; sie müssen stets der Allarmierung gewärtig sein, müssen stets auf dem Qui-vive stehen. Auf Befehl des Generalstabs muß über jede wahrgenommene Bewegung des Feindes sofort berichtet werden und so müssen bei Tag und Nacht die Pferde stets gesattelt und zum Abritt bereit stehen. Die Brigade Samsonoff ist immer vorne, zuweilen zu weit vorne, und zu weit entfernt von Infanterie führt sie alle Rekognoszierungen aus, was zu täglichen Kämpfen Veranlassung gibt. Zwei Wochen vor Wafangu vernichtete sie durch Ueberfall einige japanische Schwadronen, acht Tage hindurch hatte sie Befehl, den Feind zu beunruhigen; während der Schlacht selbst stand sie auf dem von den Japanern am meisten bedrohten rechten Flügel, seitdem wurde sie bald angreifend, bald angegriffen, bis 15 Kilometer südlich von Kaiping fortgeführt. Menschen und Tiere sind überarbeitet, die Schwadronen auf die Hälfte reduziert. Eines der Regimenter, die Primor-Dragoner, die sich schon vor dem Kriege hier befanden, steht schon seit fünf Monaten im Felde. Es hat die Provinz Liau-Tung im

vollsten Sinne in der Richtung Taku-Tschau, Pitse-Uo, Port-Arthur durchwandert. Als die Japaner nach ihrer Landung bei Pitse-Uo auf verschiedenen Punkten die Eisenbahnlinie bedrohten und bei Poulantien auf einen Zug schossen, da führten einige Schwadronen des Regiments eine schöne Leistung aus, die ihnen zur Ehre gereichte und für Port-Arthur von großem Nutzen war. Es gelang durch ihre Eskortierung in die schon vollständig abgeschnittene Festung einen vollständigen Munitionstrain mit dreißig Wagen Pulver, Patronen und Geschosse einzuführen. Oberst Spiridoff, der den Militärtransporten beigeordnet war, leitete persönlich diesen kostbaren Transport, der unter den Augen der Japaner passierte.

Man muß es für ganz unverständlich halten, wie die Russen, die doch denken konnten, daß die Japaner in die Provinz Liau-Tung einmarschieren würden, da der Plan Kuropatkins sie doch nicht daran zu hindern dachte, solange mit der Instandsetzung der Festung warten konnten. Die Russen warteten erst die Torpedostöße auf den „Cäsarewitsch" und „Rhetwisan" ab, um sich, zwei Tage nach dem Abbruch der diplomatischen Verhandlungen, einzugestehen, daß der Krieg nun sicherlich beginnen werde, anstatt sich gegenüber einem wütenden, angriffsbereiten Gegner sofort klar darüber gewesen zu sein, daß die aufrechterhaltene Okkupation der Mandschurei, ihre Absichten auf Korea, eine große ungeheure Begehrlichkeit bewiesen und daß derartige Begehrlichkeiten sich nur auf feste Fäuste stützen dürfen, und nicht auf Finessen, Unterhandlungen, Aufschübe und auf das Ansehen einer zu entfernten und deshalb wenig reellen Macht.

Inmitten der Anstrengungen dieses einem stärkeren Feind gegenüber so tapfer durchgeführten Rückzuges hatte man Gelegenheit, den russischen Soldat an der Arbeit zu sehen, und seine wunderbaren Eigenschaften schätzen zu lernen. Die Eskadron Pogranitzas (Wegwache) ist gestern um zwei Uhr morgens abmarschiert, um eine gefährliche Rekognoszierung auszuführen, bei der sie mehrere Mann verloren hatte. Sie kehrte spät am Nachmittag zurück; der Regen fiel in Strömen, Tiere und Leute waren ganz durchnäßt und vom Straßenkot über und über beschmutzt. Da das Dorf schon ganz mit Soldaten besetzt war, bat uns ein Unteroffizier,

seine Leute in den Hof des Hauses eintreten zu lassen, das ich und ein Hauptmann bewohnten. Alsbald wurden die Sättel abgeschnallt und die Reinigung begann. Dann erbauten die Reiter aus Sorghostengeln eine Hütte, die sie vor dem Regen schützen sollte. Der Regen prasselte auf diese improvisierten Stätten herab, und man ging daran, sich zu stärken. Da es kein Brot gab, wurden Tee und Konserven vorbereitet. Aber da erschien ein Offizier, das Kommando ertönte „Sattelt die Pferde!" und die Schwadron wird zehn Kilometer weit in ein Dorf geschickt, das sie morgens passiert hatte und wo man sie anscheinend hätte bleiben lassen sollen. Man stürzt die Kochtöpfe um, und ergreift Zaumzeug und Sattel. Nicht ein Wort fällt, nicht eine Bemerkung, nicht ein Murren wird gehört, alle behalten die gleiche Miene der Unempfindlichkeit, der Sorglosigkeit gegenüber der zwecklos verursachten Ermüdung.

Mit solchen Leuten kann man viel machen; Abspannung, Entmutigung, Mißtrauen sind ihnen vollständig unbekannt; auch nach einer Niederlage sind sie dieselben, die sie vorher waren. Die russische Armee hat viele Fehler, viele Schwächen; ich habe sie gesehen und sehe sie noch und werde darüber sprechen, aber ihre Stärke liegt in diesem Menschenmaterial.

— — — — — — — — — —

Im Hauptquartier packen ein Hauptmann und zwei Unteroffiziere japanische Tornister aus, die man in einer Anzahl an diesem Morgen erbeutet hatte. Dieser japanische Tornister ist die genaue Kopie des französischen, aber welche Sorgfalt, welche Genialität in der Anordnung der Objekte zeigt sich darin. Alles ist gefaltet, gerollt, zusammengebunden in Papier oder Leinwand, die Bürsten und kleinen Konservenbüchsen, sind äußerst vernünftig aufeinander geschichtet, und der Feldzwieback ist wie eine Bonbondüte verpackt. Das Schönste darin ist ein zusammengefaltetes, zylinderförmiges Moskitonetz, das man über den Kopf zieht und am Halse hermetisch verschließen kann, wie den Helm eines Tauchers. Aus der inneren Tasche, die das Dienstbüchelchen enthält (auch eine genaue Kopie des unsrigen) entnimmt der Hauptmann einige Blätter, das Papier für die Heimatsbriefe, illu-

strierte Postkarten mit verschiedenen Darstellungen und Karrikaturen, wie sie der Krieg zu tausenden hervorgebracht hat. Da liegt auf einer ein Russe, ein großer starker Mann, auf dem Globus ausgestreckt, und sucht mit seinen Händen Asien zu erhaschen, während seine Stiefel Europa bedrücken. Aber dabei beugt sich der starke Mann zu sehr nach vorn, er verliert das Gleichgewicht und stürzt in den Abgrund. Da fand sich auch eine interessante obscöne Photographie, die eine junge, ganz nackte Chinesin darstellte, die ein verführerisches Lächeln zur Schau trug und mit den Händen eine unzüchtige Gebärde machte. Die kleinen Japaner scheinen sehr lüstern auf die Chinesinnen zu sein. Mein Pferdeknecht, der in Peking viel Japaner kennt, die er, wie neun Zehntel seiner Landsleute lieber hat, als die Russen, hat mir schon oft gesagt: „Japaner lieben sehr chinesische Frauen, lieben sehr!“ Er hat mir aber nicht gesagt, ob „chinesische Frauen wieder lieben sehr, kleinen Japaner.“ Nein, denn mein Reitknecht ist ein sehr diskreter und schamhafter Junge; er hat aber noch folgende köstliche Bemerkung hinzugefügt: „Und Chinesen nicht zufrieden.“



Siebenzehntes Kapitel.

Auf dem Kreuzweg von Tatsche-Kiau. Eindrücke vom Rückzug und der Wartezeit.

Durch das Tor des Todes. — Japanische Langsamkeit. — Der heutige Krieg, ein Kampf der Erdarbeiter. — Eigentümliche Situation zweier Armeen. — Die Angst eines Brothändlers. — Hauptmann Ivanof; die Musik bei den Vorposten. — Das große Biwak von der Höhe gesehen. — Das gräßliche Leben in Tatsche-Kiau, Fliegen, Hundstage und Hunger. — Defilé eines Regimentes: Fehler und Eigenschaften des russischen Infanteristen. — Kleinrussische Tänze.

Tatsche-Kiau, 15. Juli.

Das in der Umgegend von Kaiping lagernde russische Korps zieht sich kämpfend vor den Japanern zurück; die Kavallerie am rechten Flügel dem Meere zu, durch sumpfige Ebenen, die Infanterie im Zentrum und am linken Flügel auf den Berghöhen.

Die kahlen rauhen Berge, die Kaiping im Norden abschließen, bilden das Tor von Liau-Tung. Ein neues Land beginnt dort, eine wildromantische, zerklüftete, unfruchtbare Gegend, von Schluchten und Abflußgräben durchzogen, wie ein aufgekochter, dann augenblicklich festgewordener Teig. Der runzelige, zerwühlte Anblick dieser Berge ist eigentümlich. Man merkt deutlich die Wut und Kraft des zerstörenden Wassers. Jeder Regenguß gräbt eine neue Furche ein.

Den Uebergang von Tatsche-Kiau nach Kaiping ermöglichen zwei Pässe; der eine ist ein richtiger Saumpfad, der andere ist auch für Wagen zugänglich, aber sehr unwirtlich und steil. Hohe Felsmassen überragen ihn und am Höhepunkt überschreitet eine fantastische Brücke, der Ueberrest einer alten Mandarinenstraße, die sich am Kamm der Berge hinzog, den Weg. Die Chinesen nennen sie das „Tor des

Todes" und ganz in der Nähe befindet sich die Inschrift: „Wanderer, erinnere Dich Deiner letzten Stunde."

Hier mußte nun die lange Reihe von Wagen passieren und die Japaner, die die genaue Lage der Brücke durch ihre wunderbaren Karten kannten, ließen einen Shrapnellregen darauf herniedergehen. Die russische Artillerie antwortet unaufhörlich und zieht sich von Stellung zu Stellung zurück. Auch die Infanterie feuert und der Rückzug vollzieht sich mit ziemlich geringen Verlusten in guter Ordnung. Es dürften nur 150 bis 200 Mann außer Kampf gestellt worden sein.

Am rechten Flügel zieht sich die ganze Kavallerie und die Kosakenbatterien durch die sumpfige Ebene zurück, scheinbar der leichteste Weg, in Wirklichkeit jedoch der abscheulichste. Die neuerlichen Regengüsse haben die Wege überschwemmt und die Sorghofelder unter Wasser gesetzt. Die Pferde sinken bis zur Brust in den Schlamm ein und die Kanonen verschwinden darin fast ganz. Man muß immer die Infanterie zu Hilfe rufen und erst, wenn sich mehrere Mann, ganz nackt, vor die Räder spannen, gelingt es, die Geschütze unter den größten Kraftanstrengungen ein wenig vorwärts zu bringen.

Wieder einmal haben die Japaner in diesem Kampfe die Artillerie wundervoll maskiert; ihre Kanonen sind völlig unsichtbar und nichts deutet auf eine Batterie, höchstens daß auf der Höhe eines seitlich gelegenen Hügels ein oder zwei Mann den Schuß durch Signale dirigieren. Ein auf diesem Gebiete sehr erfahrener fremder Militärattachée hat sich mir kürzlich über die japanische Artillerie geäußert, die er bei Wafangu beobachten konnte. Sie wendet mit vollkommener Präzision die Prinzipien an, die sie von anderen Heeren, namentlich von den Deutschen und den Franzosen, entlehnt haben, dennoch wurden mehr als einmal die Entfernungen schlecht abgeschätzt und der Schuß schlecht geregelt. Wenn der Erfolg sofort eintrat, so geschah das oft nur, weil die Japaner wunderbar das Land kennen, das sie, abgesehen davon, daß zahlreiche Chinesen in ihren Diensten stehen, durch ihre Offiziere und Agenten, die als Chinesen verkleidet, es bereisten, vorher mit Merkzeichen versehen und vermessen ließen. Auch sind sie bei der Aufstellung ihrer Batterien sehr langsam. Kurz ihre guten Eigenschaften liegen hauptsäch-

lich in der Klugheit und in der Methode, mit der sie ans Werk gehen. Mit unerhörter Verschwendung verschießen sie ihre Munition, und ihre Munitionsversorgung muß ihnen viel Schwierigkeiten bereiten. Vielleicht erklärt sich ihr langsamer Vormarsch zum Teil daraus.

Von Yang-Ye-Tscheng bis Kaiping sind sie 30 Kilometer vorgedrungen. Entsprechend ihrer bisherigen Taktik werden sie sich jetzt zweifellos wieder Tage oder gar Wochen aufhalten und ihre Linien verstärken, sogar das Gros der Truppen ein weng zurückziehen, damit der Feind deren Stärke nicht kennen lerne. Im Vordergrund stellen sie dann eine starke Linie von Infanterie und Artillerie auf, gegen die die bestgeführte rekognoszierende Kavallerie nicht viel auszurichten vermag.

— — — — — — — — — —

Seit acht Tagen erwarte ich das Ende dieses Waffenstillstandes und irre einstweilen zwischen den russischen Linien des Korps, dem ich attachiert bin, herum. Das Hauptquartier ist in Sa-Taipu, sechs Werst südlich von Tatsche-Kiau. Zwei Kilometer weiter befinden sich die Positionen, an denen die Russen mit Eifer arbeiten. Der gegenwärtige Krieg ist ein Krieg der Erdarbeiter, denn an jeder Stelle, wo der Soldat hält, gräbt er ein Loch in die Erde und verbirgt sich darin. Dauert der Aufenthalt länger als eine Stunde, wird das Loch sehr tief und wandelt sich zu einer Tranchée. Die Russen sind die größten Erdwühler der Welt und die Japaner geben ihnen darin nichts nach. Was man hier in kurzer Zeit darin geleistet hat, ist erstaunlich; links vom Dorfe ragen drei Hügel mit sanftem Abfall aus der Erde hervor, der zweite ist höher als der erste, und er dritte höher als der zweite. Die Flanken dieser Hügel sind völlig durchgegraben und der ganze Kamm ist auf der Länge von einem Kilometer von Tranchéen durchbohrt; besonders an der äußersten Rechten, die das Tal seitlich beherrscht. Rechts vom Dorfe erhebt sich, ganz nahe der Eisenbahn, ein Kobje von 150 Metern Höhe, der ebenfalls stark befestigt ist. Das sind die Schlüssel der Passage zwichen denen sich eine Ebene von ungefähr zwei Kilometern Länge erstreckt, die ihrer ganzen Breite nach

von einer Verschanzungslinie für Infanterie durchschnitten wird. Diese Position wäre trotz ihrer Ausdehnung, wenn man sie bis aufs äußerste verteidigen wollte, imstande, die Japaner wohl einige Zeit aufzuhalten. Ob man sie aber verteidigen wird, ist sehr fraglich, da die russische Front für die Truppenzahl, über die verfügt wird, ziemlich lang ist. Sie reicht vom Norden Liao-Yangs bis in die Umgebung von Kaiping, also über eine Distanz von 150 Kilometern, an deren Flanken sich überall Japaner befinden. Die Russen sind im Tale und in der Ebene immer an der Eisenbahn, die alle ihre Truppenkörper verbindet. Die Eisenbahn ist für die Russen alles, sie bildet auch den Grund ihrer Anwesenheit in der Mandschurei, sie ist jene Riesenunternehmung, die den großen Krieg hervorgerufen hat, die einzige Arterie, durch die alles herbeigeschafft wird. Die Japaner wiederum sind in den von Süden nach Norden sich ziehenden Bergen eingeschlossen, die das Aktionsgebiet bilden, auf dem sie sich mit einer staunenerregenden Geschicklichkeit bewegen, sie halten die ganze linke Seite der Russen bis in die Ostebene bei Liao-Yang hinauf im Schach, sogar noch höher hinauf, obwohl nur in schwachen Teilen, bis östlich von Mukden. Werden sie nicht etwa durch eine einfache Bedrohung an einem Punkte dieser langen Linie die Russen zwingen, ihre Streitkräfte enger zu konzentrieren und Tatsche-Kiau und Niutschwang aufzugeben?

In der Nähe der Positionen, in dem Dorfe Polifu, machte ich die Bekanntschaft eines chinesischen Notabeln, eines reichen Brotfabrikanten. Er hat sein eigenes Haus, dieser Notabel, eine geräumige Wohnung, die von einer Steinmauer umschlossen wird; Magazine sind da, Depots, und weite Höfe, wo geschäftige Diener hin und her eilen. Er ist schon ein bejahrter Mann, der seine Söhne bereits selbständig gemacht hat. Es wird ihm nachgesagt, daß er trotz seines Reichtums sehr gerecht wäre.

Ich weiß nicht, ob das stimmt, aber ich sehe, daß er ernst ist, gute Manieren besitzt, mich stets mit höflichem Gruße empfängt, mir einen großen Stuhl zum Sitzen anweist und mich unter den Bäumen seines Gartens mit gutem Tee in feinen Porzellantassen traktiert. Ich verbringe bei ihm die heißen Stunden des Tages. Das Gesimse des benachbarten Daches ist voll Tauben, die zärtlich girren. Die Kinder des Hauses

beobachten mich lächelnd und mit großem Erstaunen; bis zur Hüfte nackte Kulis mit muskulösem Oberkörper tragen die an einer Bambusstange hängenden Brotlaibe in den Trockenraum.

Dieser mandschurische Patriarch ist über die nächsten Tage nicht ohne Sorge und zuweilen verraten seine Höflichkeiten, seine übertriebenen Liebenswürdigkeiten seine ungeheure Angst. Das Dorf befindet sich im Feuerbereich der russischen Kanonen und wenn nun die Japaner ihre Geschütze auffahren werden, wenn das fürchterliche Artillerieduell beginnen wird, was wird da aus dem Hause werden, was aus den Scheunen, wo die Brotlaibe aufeinandergeschichtet liegen? Wird nicht irgend eine Granate hier zum Platzen kommen, und wenn er dem schon entgeht, wird er nicht durch die russischen Nachzügler und durch die japanische Avantgarde geplündert werden?

Ohne Zweifel wäre auch er, wie so viele andere Leute des Dorfes es getan, weggegangen, wäre er vor der fürchterlichen Drohung geflohen, aber sein Reichtum fesselt ihn an die Gefahr. Er mußte bleiben, um seine Fabrik zu überwachen, und in der unvernünftigen Hoffnung, daß ich vielleicht ihm einige Hilfe gewähren, von seiner Wohnung das Unheil abwenden könnte, steigert er seine Liebenswürdigkeiten und sein Entgegenkommen.

Am Ende von Polifu steige ich bis zum nächsten Gipfel hinauf, wo einige Bataillone lagern. Die Japaner befinden sich ganz in der Nähe und man kann mit dem Feldstecher die Befestigungsarbeiten beobachten, die sie ausführen. Die Schildwachen der beiden Armeen beobachten sich gegenseitig. Eines Tages verteilte man an die russischen Soldaten die Geschenke, die die Kaiserin für jeden Kämpfer gesandt hatte. Es war ein gut verpackter Sack mit einiger Wäsche, Hemden, Unterhosen, Taschentüchern, Seife, Tabak, Würfelzucker und Tee. Die versammelten Kompagnien brachten dreimal ein begeistertes Hoch auf die Kaiserin aus, während zu Füßen eines alten koreanischen Turmes die Regimentsmusik spielte und sicherlich auch von den Japanern gehört wurde.

Hauptmann Ivanof lud mich zu sich in das Zelt und vertraute mir seine Eindrücke über den Feldzug an. Der Hauptmann ist furchtbar gebräunt, da die russische Kopfbedeckung

einen sehr unzureichenden Schutz gegen die trockene Sonne der Mandschurei bietet und er bereits seit vier Jahren in diesem Lande lebt. Während der Boxerbewegung kam sein Bataillon auf dem Seewege von Wladiwostock nach Port-Arthur und dann per Eisenbahn von dort nach Yangye-Tscheng. Es nahm damals Kaiping mit Gewalt. In einem mühevollen aber richtigen Französisch, wobei er die Worte suchen mußte und auch fand, sprach er mir von Wafangu, von dem Tode seines intimen Freundes, den ein Shrapnell an seiner Seite tötete. In seinem ruhigen Ernst ist der Hauptmann der Typ des guten russischen Linienoffiziers. Die Liebe zum Vaterland, die Hingebung für den Kaiser, der der Ehrenoberst seines Regimentes ist, die Religion, all das bildet für ihn ein Prinzipiengebäude, über das nicht nur jede Diskussion, jede Kritik, sondern auch jeder zweifelnde Gedanke ausgeschlossen ist.

Während wir plaudern, hat der Soldat den Samovar angezündet; denn wohin der russische Offizier auch gehen mag, selbst zwei Schritte vom Feinde entfernt, hat er immer den Samovar bei sich. Wenn keine Wagen mehr da sind, um ihn zu führen, so bindet man ihn an ein Maultier und wenn Brot und Fleisch mangeln, so liefert der Samovar doch immer in vollen Tassen den heißen köstlichen Trank.

— — — — — — — — — —

Und so vergehen in Ruhe und tiefer Stille die Tage. Werden die Japaner avancieren, werden sie nicht avancieren, war die Frage. Wenn man den russischen Aufklärern Glauben schenken darf, so haben die Japaner an dieser Seite ihre Streitkräfte vermindert. Dennoch hätten sie ein großes Interesse, diesen entscheidenden Schritt zu tun, da sie nur noch 15 Kilometer von Tatsche-Kiau trennen, worauf Niutschwang in ihre Hand fallen muß; Niutschwang, der große Hafen der Mandschurei, das einzige Fenster der Russen auf das Meer.

Und wären nicht hier und da einmal einige Kanonenschüsse zu hören gewesen, hätte ich wahrlich den Krieg völlig vergessen. In der Nähe der Station von Tatsche-Kiau befindet sich ein großer Hügel, den ich oft besteige, da man

dort eine belebende Luft einatmet und fern von allen Fliegen und Schmutzgerüchen oberhalb der übelriechenden Ebene lagert. Gen Westen sieht man Niutschwang, den Rauch seiner Fabriken und seiner Schiffe, dann einen grauen Streifen, das Meer; zu meinen Füßen die niedrigen, kleinen gleichmäßigen Bauten, die den Bahnhof umgeben, wie Spielzeug umherliegend, da der Eisenbahnzug Kuropatkins mit seinem Leinwanddach, auf das eine Pumpe einen erfrischenden Wasserstrahl wirft, rings herum die Felder und Gärten, wie ein menschlicher Ameisenhaufen in tiefster Ruhe, der sich morgen vielleicht schon beleben wird, um den Tod zu geben oder zu empfangen.

Wie kann man aber nur an diesem strahlenden Morgen an den Tod denken? Man sieht nicht mehr den Schmutz und Unflat, den Schrecken der aneinandergehäuften Menschenmassen da unten, von hieraus sieht alles hübsch aus, ja sogar kokett; diese tausende in gerader Linie aufgestellten Zelte, diese im regelmäßigen Viereck aufgestellten Wagen mit ihren Pferdeseilen und die geometrische Regelmäßigkeit des Biwaks, und man möchte fast glauben, es wäre dies alles nur ein Spiel, ein fantastisches Spiel eines mächtigen Riesen, der imstande ist, durch eine Geste die Massen durcheinander zu rütteln.

Die in Tatsche-Kiau, die „große Steinbrücke'', verbrachten Tage sind die gräßlichsten meines Aufenthaltes in der Mandschurei. Außer den netten Amtsgebäuden, die die Station umgeben, die sämtlich für Hospitalzwecke oder für den Generalstab in Anspruch genommen werden, gibt es hier keine Chinesenstadt, wo ich mich wie in Liao-Yang und Mukden hätte einquartieren können. Der französiche Missionar von Haitscheng, den ich durch den glücklichsten Zufall eines Tages auf dem Bahnhof traf, räumt mir Platz in seiner Hütte ein, in der er wohnt und die Messe liest. Diese armselige Hütte besitzt im ganzen zwei Räume, ein enges Zimmerchen mit dem „Chan'' zum schlafen, einen anderen etwas größeren Raum, mit einem armseligen Altar zum Beten. Die Mauern sind vollständig nackt, der Boden besteht aus gestampften Lehm und ist nicht einmal mit Matten bedeckt. Das ganze Mobiliar bilden einige wackelige Bänke. Da habe ich nun zwei bis drei Wochen in vollständiger Entblößung zugebracht. Damit ich leicht imstande wäre, der Kavallerie zu folgen, war

ich fast ohne alles Gepäck gekommen, ohne Feldbett, ohne Wäsche, ohne Konserven. Das Bahnhofsbuffet lag zwei Kilometer entfernt und wenn es im Notfall für 25 Personen Platz aufwies, so wurde es fortwährend von ungefähr 200 Hungrigen belagert. Die nicht bediente Kundschaft fluchte, peinigte die unglücklichen chinesischen Boys, die nicht imstande waren, den „Tschi" und das „Borj", die Kohlsuppen und Bouillons in genügenden Mengen herbeizuschaffen. Dann begab sich zuweilen die verhungerte Meute in die Küche, bedrohte die verzweifelten Köche und schöpfte mit den Händen die Suppe in den Topf oder riß vom Bratofen das noch nicht gar gebratene Fleisch weg. Einmal beobachtete ich sogar einen langbärtigen Popen, einen ehrwürdigen Diener Gottes, wie er schamlos ein erst zur Hälfte gebratenes Huhn stibitzte.

In den ersten Nächten wollte ich aus Respekt vor dem Sanktuarium in der Nebenkammer, auf dem „Chan" schlafen, aber die Wanzen waren mir dort zu zahlreich. Um ein wenig Schlaf zu finden, mußte ich in der Kirche auf zwei zusammengestellten Bänken mein Bett errichten.

Die Fliegen machen das Schreiben, ja selbst die Niederschrift einiger Notizen unmöglich. Ich mußte mir einen kleinen Chinesen engagieren, der allmorgendlich auf ein bis zwei Stunden zu mir kam, um hinter mir stehend mit seinem Fliegenfänger, einem langen, an einem Stab befestigten Büschel Haare, über meinem Kopf herumzufuchteln.

Oh wenn mir Niutschwang noch offen stünde! Niutschwang ist das anziehende Asyl, der Ort, wo man in Erwartung des Krieges wenigstens noch essen und friedlich in seinem eigenen Zimmer arbeiten kann, Dinge, an die man sich hier völlig entwöhnt hat. Niutschwang ist mir aber verboten; es ist nämlich ein offener Hafen und ich bin gezwungen, im Innern zu bleiben. Ein einziges Mal bloß hatte ich mich hineingewagt und man war sofort in Unruhe darüber, wechselte Depeschen aus und redigierte sogar schon einen Haftbefehl.

* *
*

Der durchdringende Ton der Blechinstrumente, der Wirbel der Trommel ertönt und das ganze chinesische Bedientenpack stürzt sich aus den Toren, um das Regiment defilieren

zu sehen. Sibirische Reservisten waren es, die mit ihren langen Bärten im schwerfälligen Schritt vorbeimarschierten. Der ungeheure, ganz ausgefüllte Leinwandtornister drückt schwer, die wie eine große Wurst zusammengerollten Zeltteile sind kreuzweise über die Brust geschlagen, die beiden Enden schließen in dem blechernen Kochtopf ab, das stets mit dem Bajonett versehene Gewehr ist nachlässig über die Schulter gehängt und die schweren Stiefel schleppen am Boden, so daß der Gang dadurch noch schwerfälliger und noch gehemmter erscheint. Das Gesamte erweckt wohl den Eindruck von Kraft, aber einer passiven, trägen Kraft. Bei dieser Truppe, die unter den Klängen eines schleppenden Marsches defiliert, findet man jene nervige Wiederauffrischung, jene rhythmische Spannung der Beine und der Körper nicht, die bei anderen Armeen, auch bei völliger Ermüdung, bei einiger Willensanstrengung zutage tritt. Fast Niemand geht im Schritt, die Reihen sind durcheinander und auf zwei bis drei Kilometer weit rückwärts bummelt eine Schar von Spätlingen und Nachzüglern hinterher. Große Beweglichkeit und Begeisterung macht sich bei diesen Truppen sicherlich nicht bemerkbar.

Man vermag auch nicht peinliche Ordnung und strenge Disziplin zu bemerken, was nicht Wunder nimmt, da diejenigen, die auf die Ordnung im Marsch zu sehen hätten, die die Nachzügler vorwärtszutreiben, die Faulen anzueifern hätten, die Unteroffiziere, jene Hauptbestandteile jeder Armee, ganz zu fehlen scheinen. Weder im Biwak, noch auf den Märschen, weder während der Ruhe noch im Kampfe stechen sie aus der Soldatenmasse hervor. In Frankreich, Deutschland, Oesterreich, sind die Unteroffiziere sofort zu erkennen. Sie sind anders gekleidet, sie nähren sich auch anders und stehen abseits von den Mannschaften; hier aber unterscheidet sie jedoch nichts auf den ersten Anblick und es gehört ziemlich lange Zeit dazu, um sie herauszufinden.

Seit vier Tagen regnet es; die den Bahnhof umgebenden Felder, auf denen eine ganze Division kampiert, sind nichts weiter als ein ausgedehnter Morast. Nur mit großer Mühe, indem sie Rinnen um ihre Zelte graben und ringsherum durch von weither geschleppte Erde eine kleine Böschung aufrichteten, konnten die Soldaten ihre Zelte vor völliger Ueberschwemmung schützen. Aber dennoch patschen sie in schwar-

zem, klebrigem Schlamm herum, essen, trinken, schlafen in diesem Schlamm. Diese mandschurische Ebene, die so klar und strahlend bei Sonnenschein ist, wird unendlich traurig bei Regen, wenn aus dem befeuchteten Lehmboden alle Arten ungesunder Düfte emporsteigen. Oh! Wie traurig und trostlos ist das Leben dieser Menschen, die plötzlich zehntausend Kilometer weit von ihren Heimstätten in diese entsetzliche Gegend geführt wurden, eines Krieges wegen, dessen Zweck sie nicht begreifen, oh wie sehr wäre hier Entmutigung, Murren, Vorwürfe entschuldbar. Aber der russische Soldat ist nicht entmutigt und er murrt nicht. Oft denke ich daran, was andere, nervenschwächere und willenstärkere Truppen in solchem Falle tun würden, wie bei ihnen Leidenschaft und Begeisterung bald verschwinden und Zorn und Abscheu an ihre Stelle treten würden, wie man da gegen den Krieg und gegen das Verbrechertum derjenigen wettern würde, die ihn verursacht haben, und über die Unfähigkeit und vielleicht auch über den Verrat der Führer schreien würde.

Wenn es wenigstens rasch zur Schlacht käme; die Schlacht würde die Ablenkung herbeiführen, sie würde das Ueberraschende und vielleicht auch die Lösung bilden. Aber nein, man muß in diesen Sümpfen warten, Tage, Wochen hindurch warten. Und der Russe wartet ruhig, und er weiß auch im voraus, daß, wenn der Kampf losgehen wird, er zurückweichen wird müssen, da die Japaner schon seit langem stärker sind, als er. Er wird wieder dreißig Kilometer zurückweichen, und wird wieder warten, wird sich wieder eingraben, ohne daß seine immer gleichmäßige und ruhige Laune dadurch berührt werden wird. Der russische Soldat ist ein ausgezeichnetes Verteidigungswerkzeug, weil er voll Geduld und Resignation ist.

Heute Abend trat auf dem verdüsterten Himmel eine Lichtung ein, die dunklen Wolken öffneten sich und die letzten Strahlen der Sonne ließen noch die Wasserpfützen erglänzen. warfen noch etwas lachende Freude auf das durchnäßte Biwak. Es ist Sonntag und die Militärkapelle spielt. Die Soldaten verlassen ihre Zelte und drängen sich um die Musiker, die nach einigen Märschen und Walzern plötzlich eine russische Volksweise, einen fieberhaften, galoppartig raschen Tanz intonierten. Da treten, von dem Rhythmus erfaßt, zwei Mann,

es waren Kleinrussen, auf eine weniger schlammige Rasenfläche und fangen mit lebhaften Bewegungen zu tanzen an. Sie strecken und dehnen die flinken Beine, springen auf und nieder wie Sprungfedern aus Stahl und wuchtig schlagen sie mit den Stiefeln auf den Boden. Diese Sprünge und Windungen und Grimassen bringen die Menge zum Lachen und Schreien und als die Musik, wie vom Teufel erfaßt, noch lebhafter wird, sieht man nur fröhliche strahlende Gesichter. Vergessen waren alle die Entsetzen des Regens und des Schlammes, die unzureichenden Mahlzeiten und die Befürchtungen über den bevorstehenden Tod; diese großen Kinder dachten nur mehr an Tanz, Lachen und Unterhaltung.



Achtzehntes Kapitel.

Mit Kuropatkin in die mandschurische Schweiz.

Plötzliche Abreise des Generalissimus nach Osten. — Wo wird der Hauptangriff stattfinden? — Ich bin von der Ebene ermüdet und reise in die Berge. — Bei schöner Nacht auf einem Strohkarren. — Anping im tiefen Tale; die Bäche und Tannen. — Kuropatkin kehrt noch schneller zurück, als er abgereist ist.

Liao-Yang, 25. Juli.

Die glühenden Hundstage sind nun da, eine drückende Hitze drückt Tiere und Menschen nieder. Wo soll man leben, wo soll man sich hinschleppen in diesem gräßlichen Lande, wie kann man den Fliegen, den üblen Gerüchen, dem blendenden Staube entkommen? Wo kann man die Frische der Wälder, das sanfte Grün der Wiesen, die reine Luft, den Gesang fließenden Wassers genießen? Wo? — —

Nicht weit von hier, gen Osten, gibt es Berge, recht hohe Berge mit Bächen und Tannenwaldungen, mit steilen Höhen und Pässen, mit Aussichten auf ferne Täler, begraste Flächen und in Stille gehüllte Wölbungen, ein Land der Ruhe, eine mandschurische Schweiz. Aber die Menschen, die sich da zusammenfinden, führen ein gar seltsames Leben. Sie durchgraben erregt und ängstlich die Erde, graben Trachéen und stellen Kanonen auf und den Alpenstock vertritt die stets mit dem Bajonett gespickte Flinte; endlose Reihen von Wagen, mit Patronenkisten und Geschossen beladen, versperren die Wege und kein liebenswürdiger Hotelier, kein Hotel, und kein Morgenkaffee mit Milch und Butter und Honig erfreut uns. Man schläft in ausgegrabenen Höhlen, in seinem Mantel eingehüllt, den Sattel als Kopfkissen, und man muß noch froh sein, da schlafen zu können, denn in den Häusern

lassen es die zahlreichen Insekten, die Wanzen, Flöhe und Skorpione nicht zu.

Und nicht, um mich der Waldfrische zu erfreuen, die Ruhe der Berge zu genießen, sondern um zu sehen, wie sich die Menschen gegenseitig abschlachten, reise ich morgen in diese mandschurische Schweiz.

— — — — — — — — — —

Seit Tagen und Tagen wartete ich mit Kuropatkin und dem ganzen Generalstab in Tatsche-Kiau, daß es den Japanern gefallen möge anzugreifen, aber die Japaner wollten nicht. Als ich nun eines Nachmittags zufällig nach dem Bahnhof komme, finde ich alle Beamten in vollster Aufregung: Der Zug des Oberkommandierenden sollte im nächsten Augenblick nach Liao-Yang abgehen, da, wie man sagte, japanische Bewegungen im Osten diese überstürzte Abreise erforderlich machten.

Für mich entstand nun die Frage, ob ich bleiben oder dem General folgen solle. Von der Umgebung kannte ich bereits jeden Hügel, hatte ich alle Positionen gesehen, alle Linien durchwandert und die Ebene fing bereits an, mich zu langweilen. Ich sehnte mich nach den Bergen, wo sich vielleicht auch recht wichtige Ereignisse abspielen könnten.

Es war auch gar nicht daran zu zweifeln, daß die Japaner nun endlich angreifen werden, sie mußten es tun, um die Russen mehr nach dem Norden zurückzudrängen, sie aus dem Küstengebiet fortzujagen und ihnen so das Verlangen und die Hoffnung, Port-Arthur zu entsetzen, endgiltig zu hintertreiben. Die Russen waren die einzigen, die sich dieser Ansicht verschlossen und aus der Einstellung der Vorwärtsbewegung der Japaner glaubten schließen zu können, daß die Japaner nunmehr auf jeden Vormarsch verzichtet hätten. Der Optimismus unserer Freunde ist grenzenlos und wenn der Optimismus sicherlich auch eine große Kraft in sich schließt und oft bewundernswert ist, so ist das, was ich hier davon bemerkt habe, nur zu oft schlecht am Platze gewesen. und bildete ein Gemisch von Sorglosigkeit, Verblendung und sogar Kindlichkeit; namentlich wenn man davon sprechen hörte, daß den Japanern der Atem ausgegangen wäre, daß sie niemals wagen würden, die Berge zu verlassen und in

die Ebene hinabzusteigen, daß ihre Soldaten von Ermüdungen und Krankheiten erschöpft seien, daß man sie nur durch Anregungsmittel mit Kola und Alkohol, die aber nur eine vorübergehende Wirkung ausüben, noch auf den Beinen erhält.

Das sind Großmuttererzählungen. Wenn sie Tatsche-Kiau, das ihnen so wichtig ist, da es den Schlüssel für Inkau bildet, aus dem ihre Feinde zu verjagen sie nur zuviel Interesse haben, nicht angreifen, so ist das nur deshalb, weil sie wahrscheinlich eine andere Operation vorbereiten. Um die Russen zurückzuwerfen, haben sie es durchaus nicht nötig, sie gerade hier anzugreifen, alle diese Befestigungen zu erzwingen, die hier seit Wochen gegen sie errichtet wurden; ein geschickt ausgeführtes Flankenmanöver, eine Bedrohung der russischen Verbindungslinien würden denselben Erfolg hervorrufen, wie ein Frontangriff. Nun weiß man durch die Chinesen, daß sich im Osten große Verschiebungen vollziehen, daß die Japaner überall Wege bauen, so daß ihnen ein ganzes Routennetz ermöglichen wird, sich frei von einem Flügel zum andern zu bewegen, ja selbst bei Regen Proviant und Munitionen zu transportieren. Und gerade darauf bezogen sich die am vorhergehenden Tage aus der östlich von Liao-Yang gelegenen Ebene eingelangten Nachrichten. Die Japaner haben Sikuyan okkupiert und die Russen in das Taitse-Ho-Tal zurückgetrieben, und sie werden sicherlich in dieses Tal eindringen. Die Umgehungsbewegung Kurokis, jene berühmte Bewegung, von der man nachher soviel gesprochen hat, tritt immer greifbarer zutage. Warum sollte denn Kuroki nicht die ungünstige Situation der auf einer zu langen Linie verstreuten feindlichen Armee ausnützen? Warum sollte er nicht versuchen, ihre Verbindungen bei Liao-Yang und vielleicht sogar auch durch ein Seitental hindurch bei Mukden zu bedrohen? Also wird die große Schlacht, der entscheidende Zusammenstoß sich nicht hier, sondern da oben abspielen.

Die plötzliche Abreise Kuropatkins, sein Besuch Mukdens und die Konferenz mit dem Namiestnik lassen all das noch wahrscheinlicher erscheinen. Ich entschließe mich daher, meine Pferde und Dienerschaft hier zu lassen und unverzüglich abzureisen. In Liao-Yang erfahre ich bei der Ankunft, daß der Generalissimus am andern Tag, am 22. Juli, sich nach dem Osten, nach Houtia-Tse begeben wird.

* * *

Ich wollte ihm gerne folgen, aber meine Pferde sind unten geblieben und es war nicht daran zu denken, sie nachkommen zu lassen. Bei der Ueberfüllung der Züge bietet das Einladen der Pferde endlose Schwierigkeiten, erfordert es das Verbringen ganzer Tage mit den nötigen Schritten bei einem überlasteten Beamtenpersonal, trübseliges Warten auf dem Bahnsteig, bis einem endlich ein leerer Waggon angewiesen wird, und es handelte sich schließlich auch nicht darum, die Pferde zu expedieren, sondern darum, sie sofort ausladen zu können.

Ich habe nur meinen Sattel in meinem Reisesack mitgebracht und war nun gezwungen, mir hier das Pferd dazu zu kaufen. Aber die Russen haben alles zusammengekauft und der chinesische Roßtauscher, der noch einige Pferde besitzt, hat ihren Preis unverschämt in die Höhe getrieben und das Kaufen, die Bepackung, das Ordnen, das Riemzeug, Adjustieren, um mit dem geringsten Gewicht die wichtigsten Dinge an Proviant und Kleidung fortschaffen zu können, das sind lauter unerträgliche Obliegenheiten, die Stunden in Anspruch nehmen.

Wenn man mir jetzt die Frage vorgelegt hätte, was dazu gehört, um aus Jemandem einen tüchtigen Kriegskorrespondenten zu machen, hätte ich ohne weiteres geantwortet, daß es dabei das wichtigste ist, ein guter Pferdeknecht zu sein. Sicherlich sind Urteil, klarer und rascher Blick, eine geschickte Feder, die Fähigkeit, lange Zeit hindurch die größten Fadheiten anzuhören und eine Unmenge Alkohol zu vertilgen, nicht ganz unnütz, aber das kommt alles erst in zweiter Linie.

Ich reiste endlich am 24. abends, recht spät ab, da ich entschlossen war, der erdrückenden Hitze wegen ein gut Stück des Weges in der Nacht zurückzulegen. Der Weg nach Anping, der ersten Etappe in der Richtung von Hutsia-Tse und Sikuyan, vereinigt sich zunächst mit der von Liao-Yang nach Korea führenden Mandarinenstraße. Nach sieben Kilometern trennt sich der Weg und setzt sich direkt nach dem Osten fort, wobei er eine Zeitlang dem Tale des Taitse-Ho folgt.

Auf diesem elenden staubigen Wege entwickelte sich eine unerhörte Transportbewegung; da sah man leichte im raschen Trab von zwei feurigen Pferden gezogene Trainwagen, dann chinesische, niedrig auf den Rädern ruhende Karren, die, mit

Kisten schwer beladen, von vier Tieren, Pferden und Maultieren im wirren Durcheinander gezogen wurden, wobei eines an der Wagenschere, die drei andern vorgespannt waren. Ein phantastisches, unzusammengehörendes Gespann, diese chinesischen Karren, bei denen ein Tier links, das andere rechts zieht, und dabei an jeder Erdscholle hängen bleiben, in jede Bodenvertiefung hineinfallen, stets drohen, den Wagen umzustürzen, ihn aber doch nie umwerfen, und das ein freundlich lächelnder Chinese, der vorne kauert und seine lange Peitsche aus Bambusrohr herumfuchteln läßt, dirigiert.

Als die Nacht herankam und es sehr beschwerlich wurde, auf diesem überfüllten Weg vorwärts zu kommen, band ich mein Pferd an einen dieser Karren, der mit Heu beladen war, und während das Tier hocherfreut war über diese wandelnde Raufe, streckte ich mich auf der Karre aus und ließ mich so stundenlang unter dem hellbesternten Himmel dahinfahren. Der sorglose Chinese hat nicht einmal seinen Kopf gewandt, als ich hinten aufstieg. Weder das Heu noch die Pferde gehören ihm, alles gehört den Russen, die es gut bezahlten. Ja, wenn das Heu ihm gehören würde . . . .!

Auf einem Felde am Eingang eines Dorfes macht der Transport Halt und ich stelle mich dem Offizier vor, der ihn kommandierte. Es war ein starker, dickhalsiger Mann, der sich sofort, nachdem er vom Pferde gestiegen war, in einem Kochtopfe aus dem nächsten Brunnen Wasser bringen ließ und es unbekümmert um Mikroben, um Typhus, Dysenterie etc. in vollen Zügen hinuntergoß, wie ein durstiger Ochse. In chinesischer und russischer Sprache schrie er die Kutscher an, rüttelte er die Soldaten durcheinander, brachte er etwas Ordnung in dieses Durcheinander und etwas Ruhe in diesen Höllenlärm. Wenn er den Namen seines Burschen, Spiridof, von einem Ende des Transportes zum anderen ruft, so wußte man, daß er da und bereit war, sofort jeden Fehler aufs härteste zu ahnden.

Mir gegenüber war er sehr höflich; auf dem Boden wurden zwei Matten aufgelegt, darüber unsere Mäntel gedeckt. Der Samowar war schon angezündet und bald wurde uns der Tee serviert. Vor dem Schlafengehen machte der Kapitän noch mit entblößter Brust in Unterhosen und Schlappschuhen eine Runde um die Wagenreihen. Der Trans-

port umfaßte mehr als hundert Karren, die mit Munition beladen waren und er schien gerade der rechte Mann gewesen zu sein, um diesem Haufen von Karrentreibern Disziplin beizubringen.

Ich dachte dabei an die subalternen Offiziere der napoleonischen Armee, die Kinder des Volkes waren, roh und ungebildet, aber von Kraft strotzend und Kraft ausstrahlend und die sie erfüllende Betätigungsgabe, wissend, wie man zu den Leuten zu sprechen hat, wenn man wollte, daß sie gehorchen sollten.

* *
*

Anping ist in einem tiefen Tale gelegen, ein langes, chinesisches Dorf, nahe dem Geröll mit sich führenden Flusse. Jenseits des Flusses steigen sanfte begraste Flächen hinan, zartes Grün ziert die Weiden, die Felsvorsprünge sind mit düsteren Tannen besetzt und zahlreiche Bäche rieseln von allen Seiten herab. Sogar die Häuser, zwar viel ärmlicher und viel kahler als jene der Ebene, haben diesen besonderen Geruch, der mich intensiv an die verlorenen Winkel der Auvergne erinnerte, jenen starken, eindringlichen Geruch, in dem sich das Odeur des Kuhmistes mit dem Aroma der Tannen vermengt.

Das ausgetrocknete Strombett ist ganz mit Biwaks, Artillerie- und Trainparks, bedeckt. Auf der Höhe der benachbarten Gipfel schwebt ein Ballon captif, ein anderer, erst zur Hälfte gefüllt, zum Aufstieg vorbereitet.

Von Anping aus steigt der Weg nach Hutsia-Tse auf und ganz nahe dabei befinden sich die russischen Positionen. Von der Paßhöhe aus erstreckt sich der Blick bis auf das von den Japanern okkupierte Sikuyan. Deutlich kann man ihre Befestigungen wahrnehmen, die sie auszubessern beschäftigt sind. Aber nichts in ihrer Nähe läßt auf eine Angriffsabsicht schließen. Am Tage meiner Abreise von Liao-Yang hörte ich erzählen, daß sie im Begriffe wären, Hutsia-Tse einzunehmen (dabei sind sie noch zwölf Kilometer davon entfernt) um in das Tal des Taitse-Uo hinabzusteigen und auf Mukden zuzumarschieren. Diese Befürchtungen waren sehr übertrie-

ben und die russische Offensive, von der man soviel gesprochen hat, würde gegen die bedeutenden japanischen Kräfte, gegen jene drei Divisionen, die Sikuyan halten, durch nichts zu rechtfertigen sein.

Ich blieb einen Tag. Ein feiner Regen fing an, nieder zu gehen und Nebel umhüllte sämtliche Gipfel. Regen und Nebel, also noch eine Aehnlichkeit mit der Schweiz. Die Hütte, in der ich die Nacht verbrachte, brachte mich zu der Einsicht, daß die Wanze eine große Freundin der Berge sein müsse, denn noch nie, und ich fing doch an, mich an die Wanze zu gewöhnen, seit Monaten nie bin ich so gräßlich zerfressen worden. Als ich endlich, überdrüssig, mich bis aufs Blut zu kratzen, ein Streichholz entzündete, sah ich Legionen dieser Tiere an den Mauern herumkrabbeln und fluchend versuchte ich es, mich näher zur Schwelle zu lagern, wo das vorspringende Gesimse des Daches mich so gut es geht vor dem Regen noch schützte.

Am andern Morgen wollte ich zu der Vorpostenlinie abgehen, aber ein Offizier benachrichtigte mich, daß sich im Süden unvorhergesehene Ereignisse vorbereiten und daß General Kuropatkin plötzlich abreist und noch abends in Liao-Yang eintreffen werde. Da ich nur hierhergekommen war, weil dieses das Quartier des Höchstkommandierenden ist und ich annehmen mußte, daß sich in seiner Nähe interessante Ereignisse abspielen werden, hatte meine Anwesenheit keinen Zweck mehr, nun er wieder von hier fortgeht; so machte ich kurz entschlossen Kehrt, und ritt ohne Unterbrechung nach Liao-Yang zurück.



Neunzehntes Kapitel.

Der Verlust von Tatsche-Kiau und Inkau.

Kriegslist der Japaner. — Warum man räumt? — Die Russen verlassen Inkau. — Die Odyssee des „Sivutsch“. — Ein uninteressierter Chinese. — Materielle und moralische Folgen des Verlustes von Inkau. — Die öffentliche Meinung im Kriege.

Liao-Yang, 28. Juli.

Sonnabend, den 23. Juli verließ Kuropatkin Liao-Yang, um sich nach Hutsia-Tse und Anping im Osten zu begeben, am selben Abend noch machten die Japaner, die sich zwei Wochen still verhalten hatten, einen kräftigen Vorstoß und trieben die russischen Vorposten zurück. Dieses Zusammentreffen ist zu auffällig, um natürlich zu sein. Die Japaner, die ein wunderbares Spionagesystem besitzen und durch ihre zahlreichen chinesischen Agenten immer über die Truppenbewegungen und die Reisen des Höchstkommandierenden auf dem Laufenden gehalten werden, kannten diese Abreise sicherlich schon seit dem Morgen. So lange Kuropatkin in Liao-Yang war, konnte er mit seinem Zug in einigen Stunden nach Tatsche Kiau hinunterfahren, wenn er aber einmal im Gebirge war, so brauchte man seine plötzliche Rückkehr nicht zu befürchten.

Die Japaner griffen daher an, schritten an dem alten koreanischen Turm vorbei, von dem ich oben gesprochen habe, errichteten ihre Batterien vier Kilometer von den russischen Positionen entfernt in der Umgebung des Dorfes Polifu, und am andern Morgen, am Sonntag, entwickelte sich bei Sonnenaufgang eine wütende Kanonade. Mein Wirt, der Brotfabrikant von Polifu, mußte da eine große Angst ausgestanden haben, denn fünfzehn Stunden lang wüteten die Kanonen und die japanischen Projectile sind sicherlich nicht weit entfernt von seinem Hause niedergegangen. Wie mußte er

fluchen, wie mußte er alle Teufel auf Russen und Japaner herabwünschen ·

Die Batterieen der Japaner fügten den Russsen wenig Schaden zu. Die Zahl der Verwundeten betrug am rechten Flügel, wo sich nur Artilleriekampf entwickelte, kaum 50 für jedes Korps. Die Japaner zielten ständig auf die feindlichen Positionen, die ihnen von als Chinesen verkleideten Offizieren als solche bezeichnet wurden, aber die Kanonen der Russen standen ein wenig abseits.

Im Zentrum versuchten die Japaner sich einen Durchgang zwischen den dort postierten beiden Armeekorps zu eröffnen und machten einen Infanterieangriff, der jedoch zurückgeschlagen wurde. Ein russisches Bataillon ließ sich zu einer Gegenattacke verleiten, verfolgte die Japaner und griff sie mit dem Bajonett an. Ihrer Taktik getreu griffen die Japaner nicht zum Bajonett, sondern wichen zurück, um das Bataillon weiter vorzulocken und überschütteten es dann mit Feuer. Das Bataillon hatte 4 bis 500 Verwundete und lieferte den größten Prozentsatz der Verluste jenes Tages. Neuerdings gingen die Japaner dann zum Angriff über und wurden wiederum zurückgeschlagen; die Russen behaupteten überall ihre Positionen.

Für den nächsten Tag erwartete jeder eine große Schlacht, entweder einen Gesamtangriff der japanischen Infanterie, oder gar eine russische Offensive. Entgegen aller Erwartung traf in der Nacht der Befehl ein, sich langsam auf Haitscheng zurückzuziehen.

Dieser Befehl mußte vom Höchstkommandierenden gekommen sein. Der japanische Angriff war keineswegs so kräftig, oder so entscheidend um diesen Rückzug, dieses Verlassen der festen Positionen, der Trancheen, Gräben und dieses ganzen, seit so langer Zeit aufgewühlten Stückes Erde, als notwendig erscheinen zu lassen. Es waren andere Gründe strategischer Natur, die diese Entscheidung motivierten. Man hatte, wie mir versichert wurde, Kenntnis davon, daß drei japanische Divisionen die linke Flanke überfluten und direkt auf Haitscheng zu marschierten, bereit, die ihnen entgegentretenden russischen Truppen, die um vieles schwächer waren, durcheinander zu werfen. Diese Drohung allein würde genügen, den Rückzug zu rechtfertigen. Zehn Tage vorher war

schon auf die bloße Nachricht hin, daß die Japaner auf Haitscheng vormarschierten, die Rede davon, Tatsche-Kiau alsbald zu räumen. Eines Abends sollte ich nämlich mit einem Kapitän des Generalstabes zum Hauptquartier des rechten Korps reiten. Zur verabredeten Stunde trat der Kapitän in das von mir bewohnte chinesische Haus und sagte: „Es ist absolut zwecklos, daß Sie mitkommen, die Japaner sind in der Richtung auf Haitscheng signalisiert und wir werden während der Nacht unsere Stellung räumen.''

Andererseits hielt Kuropatkin wahrscheinlich sehr wenig darauf, daß man Tatsche-Kiau halte, das zu sehr nach dem Süden liegt und von Liao-Yang, dem Versammlungspunkt, zu entfernt ist.

Wenn er völlig freie Hand gehabt hätte, kann man sicher sein, daß er niemals hingegangen wäre, daß er diesen Punkt weder befestigt, noch je daran gedacht hätte, ihn zu verteidigen. Aber man hatte diesen Punkt nun doch befestigt und der Oberkommandierende selbst, der dort viele Tage verblieb, schien damit die Wichtigkeit andeuten zu wollen, die man diesem Punkte beilegte. Tatsch-Kiau war der Schlüssel Inkaus und Inkau schien es, wäre wohl eines Kampfes wert gewesen. Wenn man aber durchaus räumen wollte, warum hat man dies nicht früher getan,, bevor es den Anschein hatte, daß sich eine Schlacht entwickeln werde. Man hätte sofort nach den ersten Anzeichen des japanischen Vormarsches sich zurückziehen müssen, vielleicht hat man sich jetzt zuviel darum geschlagen oder — — zu wenig.

Es ist außerordentlich schwer, genau zu eruieren, was im Oberkommando vorgegangen ist. Vielleicht hatte Kuropatkin den Kommandanten des Südkorps zuviel Freiheit gelassen. Vielleicht haben diese, als sie sahen, daß man sie stark angreifen wollte, in der Kenntnis der Ideen des Generalissimus von selbst den Entschluß zum Rückzug gefaßt, der ihm, wie sie dachten, nur genehm sein konnte. Die Räumung begann noch in der Nacht vom 24. und am andern Tage kehrte Kuropatkin von Hutsia-Tse nach Liao-Yang zurück. Die Armee, Offiziere sowohl wie Soldaten, die das Bewußtsein hatten, daß sie sich ohne Kampf zurückziehen mußten, waren zum größten Teil überrascht und enttäuscht.

Der Befehl zum Abmarsch traf in Inkau des nachts ein und die schwache Garnison, die sich dort befand, alle Militärbeamten, einige Zivilbeamte marschierten sofort ab, der größte Teil zu Fuß die Eisenbahn entlang. Seit Beginn des Krieges hatte man diese Räumung so oft angekündigt, daß alle Welt und sogar diejenigen, die sie am meisten wünschten, nicht mehr daran zu glauben vermochten.

In Inkau befand sich ein russisches Kanonenboot, das der Krieg dort überrascht hatte. Zuerst war es vom Eise festgehalten und später konnte oder wollte es nicht mehr nach Port-Arthur zurückkehren. Da das Meer verschlossen war, so blieb nur der Weg zu Lande und der „Sivutsch" fuhr den Fluß hinauf. Ein chinesischer Lotse führte es in wunderbarer Weise durch die Sandbänke hindurch und brachte es bis Sanchiake, ein wenig oberhalb des alten Niutschwang, was als eine außerordentliche Leistung angesehen werden mußte. Als man dem Lotsen eine hohe Belohnung anbot, verweigerte er sie und erklärte, daß er den Russen nur aus Haß gegen die Japaner so gute Dienste geleistet habe, da diese ihm während des Krieges mit China seine Dschunke versenkt hatten und fast die ganze Mannschaft in grausamer Weise ertränkten. Ein Chinese, der Geld zurückweist, ist eine unglaubliche Erscheinung. Die Geschichte wurde mir aber von dem zweiten Kommandanten des „Sivutsch" im Bahnhofbuffet von Antschan-Tschuang erzählt.

Das Kanonenboot blieb dort einige Tage, von einem Infanterie-Bataillon und zwei Sotnien Kosaken bewacht, aber der Rückzug nach dem Norden wurde fortgesetzt und das Schiff konnte ihm nicht mehr folgen. Die Mannschaft verließ das Schiff daher, nahm mit, was mitzunehmen war, und versenkte es dann.

Armer „Sivutsch" ! Ich habe ihn diesen Winter oft gesehen in seinem Graben neben den englischen und amerikanischen Kriegsschiffen, dann an jenem Frühlingsabend, als er unter dem Hurrahgeschrei der Matrosen sein Loch verließ.

Es war ein altes, ungraziöses, dickbäuchiges Schiff, das beste daran aber war sein Weinkeller. Die Offiziere bezogen ihren Wein aus Frankreich, direkt aus den besten Häusern von Burgund und Bordeaux. Der Wein war sorgfältig auf Flaschen gezogen und genoß die Ehre, seine eigene Kammer

zu besitzen, wo er mit unendlicher Vorsicht und zartester Aufmerksamkeit gehütet und gleichzeitig gegen zwei Feinde, gegen die Wärme wie die Kälte, aufs energischste verteidigt wurde. Während des Winters sorgte ein geniales System dafür, daß die Kammer in stets konstanter Temperatur erhalten wurde; ein Mann wachte Tag und Nacht am Thermometer, stets bereit zu einer Alarmierung, wenn sich die geringste Abweichung zeigen sollte. Im Sommer vertrat das aufgehäufte Eis den Dampf, und dank diesen beiden triumphierte der dem russischen Herzen so wohltuende Wein über das mandschurische Klima.

Die Räumung Inkaus ist ein sehr wichtiges Ereignis in diesem Kriege. Inkau war das offene Tor, der freie Weg für den gesamten äußersten Osten. Da der Hafen mit allen Häfen Chinas in Verbindung steht, 20 Stunden von Tschifu, 4 Tage von Shanghai entfernt ist, empfing Rußland auf diesem Wege alle Waren Europas und Amerikas und besonders Japans, so japanisches Bier, japanische Mineralwässer und japanische Streichhölzer. Alltäglich suchten griechische, armenische, deutsche und französische Händler um die Erlaubnis nach, ihre Frachten in das Innere befördern zu dürfen, und um das, was auf dem Wege von Inkau ins Land kam, wurde die transsibirische Bahn erleichtert. Außerdem stand Inkau direkt oder indirekt über Tschifu mit Port-Arthur in Verbindung und konnte nach dort Nachrichten weitergeben oder von dort solche empfangen und Proviant oder sogar Munition hineingelangen lassen. Inkau war für die ermüdeten russischen Offiziere (beileibe aber nicht für die Journalisten) ein Ort der Erholung, eine Promenade, das Seebad.

Man hat es dennoch verlassen, ohne einen Schuß abzugeben und die öffentliche Meinung ist aufs höchste darüber erstaunt, ja sogar erbittert. Hier gibt es nämlich auch eine Oeffentlichkeit. Das Rote Kreuz umfaßt eine ganze bürgerliche Bevölkerung, Aerzte, hervorragende Professoren, hohe pensionierte Beamte, Grandseigneurs, äußerst kluge Frauen, eine Elite, die mitten im Kriege lebt, den Ereignissen folgt und sie mit leidenschaftlichem Interesse diskutiert. Diese Oeffentlichkeit steht in Verbindung mit allen Teilen Rußlands und hat sogar auf den Hof Einfluß; sie wirkt auf die öffentliche Meinung Rußlands ein, die wiederum auf sie zurück-

wirkt, so daß sie diese öffentliche Meinung bald leitet, bald wiederum von ihr geleitet wird.

Diese Leute vom Roten Kreuz sind fast alle unzufrieden darüber, daß man Inkau aufgegeben hat. Die Gründe, die dafür maßgebend waren, die strategischen Gründe, scheinen ihnen unerreichbar, verschwommen, kaum verständlich zu sein, während die brutale Tatsache, der Rückzug vor dem Feinde, sie unendlich berührt.

Dieser Seelenzustand ist übrigens sehr begreiflich. Man hat sich zurückgezogen, weil man es tun mußte, weil man nicht anders handeln konnte, und gerade diese Notwendigkeit ist es, die die russischen Herzen bedrückt, sie unendlich erregt. Sie wollen die doch evidente Tatsache noch nicht gern zugeben, daß die Japaner eine große Nation sind, daß ihre Kräfte beträchtlich sind, ihre Armee zahlreich und wunderbar trainiert ist, daß Rußland aber bei Beginn des Krieges nichts hier hatte und alles auf zwei einfachen Schienen aus entsetzlichen Entfernungen kommen lassen mußte, daß es unter solchen Kampfbedingungen, um zu siegen, unsinnige riesenhafte Anstrengungen wird machen müssen.

Ohne Zweifel ist Port-Arthur von hervorragenderem Interesse, umschließt es doch die gegenwärtige Flotte, die sich schwerlich wo anders hin wird retten können, und soll es doch die künftigen Flotten aufnehmen, wenn man die Absicht haben wird, sie kommen zu lassen. Wenn Port-Arthur einmal von den Japanern genommen sein wird, ist an dessen Wiedereinnahme gar nicht zu denken. Der Namiestnik weiß dies alles, und er wußte ganz gut, was er tat, als er Port-Arthur um jeden Preis entsetzen wollte, als er das Korps Stackelberg nach dem Süden senden ließ. Wenn man selbst das Unwahrscheinliche annimmt, daß sich Port-Arthur trotz der wütenden Attacken ziemlich lange halten könnte, so bedeutet jeder Rückzug eine Chance weniger für den Entsatz. Aber niemand kann Unmögliches leisten. Solange hier nicht soviele russische Soldaten vorhanden sein werden, als japanische da sind, so lange ist es töricht, an eine Offensive zu denken, und leider ist dieser Tag noch nicht gekommen.



Zwanzigstes Kapitel.

Der Zusammenprall zweier Welten.

Die auf dem Landwege und die auf dem Wasserwege Gekommenen. — Russen und Engländer in Inkau.

Liao-Yang, 1. August.

Die Russen sind von Inkau (Niutschwang) abmarschiert und dieser lange erwartete Abmarsch klärt eine Situation, die diese Stadt zu einem einzigartigen Beobachtungsort, zu dem interessantesten Punkte Asiens machte. Inkau, der durch Verträge, wie die Häfen von Shanghai, Tientsin, und die andern großen internationalen Städte an der chinesischen Küste geöffnete Hafen, wurde von den englischen Kaufleuten, die es bewohnten, wie ihr eigenes Gebiet, ihr Settlement, angesehen, war aber seit vier Jahren durch die Russen militärisch besetzt. Neben dem „Sikh", dem Wächter des englischen Konsuls, jenem großen Kerl von einem Sikh, mit assyrischem Bart und langen Beinen, der im Winter vor Kälte zittert und den Hals bis zur Mitte des Gesichts in einem Tuche eingewickelt trägt, sah man dann den bebärteten, bleichfarbigen sibirischen Soldaten in seinen schweren Stiefeln, mit seinem unzertrennlichen Begleiter, dem mit Bajonett versehenen Gewehr, das er niemals, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht wenn er einzeln ist, oder in geschlossenen Gliedern erscheint, verläßt.

Hier an diesem Orte sah man Russen und Engländer, die beiden Anwärter auf die Souveränität Asiens, die sich von einem Ende des alten Kontinents bis zum andern, an den Ufern des persischen Golfes sowohl, wie an den Grenzen Indiens oder Tibets suchen, fürchten und belauern, aber durch undurchschreitbare Wüsten oder durch die höchsten

Berge der Welt getrennt sind, miteinander in Berührung treten.

Hier stehen sich die Vertreter der beiden Welten, jene, die auf dem Landwege und jene, die auf dem Wasserwege herankamen, einander gegenüber. Die Ersteren rücken aus ihren weiten sibirischen Ebenen, die noch zu neu sind, um schon etwas abwerfen zu können, in diese schon alten Städte vor, die der komfortliebende Engländer gestaltet hat. Sie erblicken dort Hotels, die, wenn sie auch mittelmäßig sind, dem sie plötzlich entdeckenden Reisenden zaubervoll erscheinen, sie sehen weiße Tischtücher, angelernte Boys an schön gedeckten Tischen, eine peinliche Aufmerksamkeit, ein an den Tag gelegtes Bestreben, dem Gaste gefällig zu sein, lauter Dinge, in denen sie ihre lange Reise nicht verwöhnte; sie sehen die Magazine mit Nahrungsmitteln angehäuft, im Hafen ein Gewimmel von Dschunken und Schaluppen, von Dampfern, die Waren ein- und ausladen, alle das Zeichen von Tätigkeit, Gewerbefleiß und des daraus entspringenden Reichtums tragend. Hier einen gut entworfenen, gut unterhaltenen Kai, sorgfältig erbaute Häuser, durch die halbgeöffneten Fenster sehen sie hinter den mit Spitzen besetzten Gardinen kokett eingerichtete Interieurs, glänzende Parkette, Teppiche, Spiegel und tausenderlei Bibelots. Auf diesen Kais bewegen sich geschäftig elegante Männer, die bei warmem Wetter in feinen Flanell gekleidet sind, in blendend weiß erglänzenden Tennisschuhen, den umgekrempten Panama auf dem Kopfe, und in tadellosem Hemdkragen, Männer, die so sehr von ihnen selbst verschieden sind und die so ganz anders leben als sie. Wenn sie das alles bei ihrer Ankunft aus dem so primitiven Sibirien so unvermutet antreffen, sind sie ganz erstaunt und fühlen sich an das Ende einer ganz neuen Welt versetzt. Gleichzeitig hegen sie große Freude, hier das freie, niemals vereisende Meer zu erblicken. Port-Arthur und Dalny! Man muß gehört haben, wie die Russen die Namen dieser beiden Städte ordentlich verliebt aussprechen; Port-Arthur, der nach den großen Zentren, nach den großen Routen des äußersten Ostens hin vorgeschobene Wachtposten und Dalny, die kokette so schnell in die Höhe geschossene Stadt in der Bucht . . . . .

Aber die andern, die Männer vom Meere blicken mit Zorn und Verachtung auf diese Neuankömmlinge, die auf

einem ganz neuen Wege die fernen Ufer Asiens zu erreichen vermochten. Wer hätte das noch vor zwanzig Jahren geglaubt, daß Menschen von Europa auf dem Landwege, ohne ihren Eisenbahnwagen zu verlassen, hierherkommen könnten. Man hätte den für einen Narren erklärt. Und jetzt ist diese Narrheit verwirklicht.

Die transsibirische Bahn setzt sie in Erstaunen, erscheint ihnen wie ein Wunder, wie eine Abweichung von den Naturgesetzen, und da sie an ihre Existenz nicht zweifeln können, entschädigen sie sich durch die immerwährend vorgebrachte Behauptung, daß sie schlecht gebaut sei, zu nichts dienen und nicht von Dauer sein wird.

Der Bau dieser Bahn setzt sie aber nicht nur in Erstaunen, sondern auch in Schrecken, denn von Europa bis hierher durchquert sie auf mehr als zehntausend Kilometern russisches oder von den Russen besetztes Land, welche dieses nicht wieder los zu lassen gesonnen sind. Der Moskowiter sieht den ganzen Schienenweg entlang nur seine Leute, nur seine Soldaten und seine Beamten, nur seine bemützten und gestiefelten Leute, er reist in seinen Waggons, findet auf allen Bahnhöfen den Wuttki und die Sakuska, überall serviert man ihm seine traditionellen Mahlzeiten, seine Nationalgerichte und auf der ganzen zehntausend Werst langen Strecke fühlt er sich wie bei sich zu Hause, ist er auch tatsächlich bei sich zu Hause.

Dieses Reich ist wahrhaftig von einer erdrückenden Größe.

Der Engländer hinwiederum als der Besitzer eines ebenso großen, ebenso ausgedehnten Reiches, ist Herr des Seeweges, wie der Russe Herr des Landweges ist, denn die gut befestigten und klug ausgewählten Etappen, das okkupierte Aegyten, das uneinnehmbare, von schwarzen Felsen geschützte Aden, Indien, Ceylon, Singapore, Hongkong, das chinesische Gibraltar, und viel näher noch, Port-Arthur gegenüber, das erst neuerdings erworbene Wai-Hai-Wai, verbinden die verschiedenen Punkte dieses Reiches, ebenso wie die transsibirische Bahn die russischen Besitzungen miteinander verbindet; und deshalb sieht der Engländer nicht ohne Neid und nicht ohne Furcht seinen mächtigen Konkurrenten so nahe an sich heranrücken.

Aber hier in Inkau sind die beiden Feinde, Russen und Engländer, doch Europäer. Ihre Hautfarbe, die gemeinsame Notwendigkeit gesellschaftlicher Verbindungen, sowie ein sehr ausgeprägter Hang für Spirituosen nähern sie einander. Das Bindemittel bildet der Klub von Inkau, das mit Gläsern in allen Gestalten und Größen reich besetzte Buffet, wo geschäftige Boys ohne Unterlaß für die Füllung sorgen. Wenn Inkau der interessanteste Ort der Welt ist, so ist der Klub der interessanteste Punkt Inkaus. In bezug auf Alkohol ist der Russe von einem liebenswürdigen Eklektizismus; er liebt zweifelsohne seinen „Wuttki", aber er liebt auch die „Brandys", die „Fines", den „Triple-Sec", den „Whisky", sogar den „Pepermunt" und der „Gin-Cocktail" des äußersten Ostens läßt ihn nicht gleichgiltig. Wie der hiesige Engländer, dieser noch mehr als der Engländer im Heimatland, ist er kein Verächter des Gläschens und in der Nachbarschaft der Flaschen verstehen sich die beiden Konkurrenten ausgezeichnet.

Der geschmeidige und anpassungsfähige Russe zieht hier seine großen Stiefel aus, die hier nur Schmutz machen, er verzichtet auf seine Mütze und läßt sich den Bart schneiden, er, der im Innern seines Landes so wenig auf sich hält, wird hier elegant, sogar ein Modenarr. Er übertrifft die Engländer in der Feinheit der Flanelle, und die jungen Slaven des Konsulats und der Bank sind die „Löwen", die in bezug auf Panamas und Schuhwerk die „Löwen" der britischen Douane schlagen. Zur Zeit der Promenade paradiert der Russe auf dem „Bund", macht den englischen Misses den Hof und spricht englisch. Er ist in das Tennis schon so vernarrt, daß er mit seinem Rakett schlafen geht.

Unter diesen entlehnten Aeußerlichkeiten bleibt er aber erst recht Russe, bleibt er genau bei seinen gewöhnten Verwaltungsmaßnahmen, bei seiner Polizei, und gerade diese Verwaltung und Polizei stören den Engländer, der sich, als zuerst Hergekommener, auch als Herrn betrachtet sehen möchte. Der Engländer ist über diesen plötzlichen Abstieg der aus dem Norden gekommenen Männer wütend, ihre Anwesenheit macht ihn rasend, denn es ist eine von ihm in Asien aufgestellte Regel, daß der Russe mit ihm nirgends in Berührung kommen dürfe. Berge oder Wüsten müssen sie trennen,

und nur zu gerne möchte er den Russsen wieder zurücktreiben ins Innere, weit weg von diesem Meere, das der Engländer als das seinige betrachtet.

Aber er selbst vermag da nichts zu machen, was würde er, der Meermensch, gegen den Landmenschen auszurichten vermögen, in einem Element, in dem er nicht zu Hause ist. Und gerade im richtigen Augenblicke führt ihm das Glück eine wunderbare Hilfe zu, auch einen Neuankömmling, einen seiner Kraft bewußten Anfänger, der schon seit langem seine Zähne gewetzt und gierig seinen Platz an der Tafel fordert, von dem man ihn einmal bereits, nachdem er sich ihn tapfer eroberte, wieder fortgejagt hat. Er, der sich mit Feuereifer europäisierte, war wütend und gekränkt darüber und besaß den Ehrgeiz, Europa zu zeigen, daß man, ob man wolle oder nicht, mit ihm rechnen müsse, daß man ihn nicht mehr als kleine Macht behandeln dürfe und namentlich gegen den Russen der ihm lästig fällt und der ihn beseitigt hatte, richtete sich sein Zorn.

Indolent und sorglos sah der Russe die herannahende Gefahr nicht, und erst der ersten Schläge, harter Niederlagen, bedurfte es, bis er sich darüber klar wurde. Da war es aber schon zu spät! Inkau ist verloren, Port-Arthur ist im Bgriff zu fallen, von allen Seiten wird er vom Meere vertrieben und nach dem Norden zurückgejagt.

Wird der Russe wieder diese Plätze zurückerobern, diese notwendigen Auswege für die transsibirische Bahn, jenem Kolosssalwerke, das er vollendet hat? Aber wenn es ihm selbst nicht gelingen sollte, wenn er sogar besiegt werden sollte von dem fürchterlichen Feinde, die Entfernung und die Eisenbahn, die Europa mit den Ufern Asiens verbindet, werden die Wirren und die Niederlage überleben müssen. Das Werk ist über den Krieg erhaben, erhaben über den Wettstreit zweier oder dreier Nationen, es ist für die ganze Welt von Bedeutung. China ist das große Land der Zukunft, es besitzt in unendlicher Quantität das, was den Reichtum eines Landes bildet, — Menschen. Das Menschenleben quillt dort in unerschöpflichen Fluten, und überall auf den Straßen, vor den Hütten sieht man Kinder, Kinder, große Mengen von Kinder. Nicht einmal Indien hat mir ein derartiges Gewimmel gezeigt und dazu kommt noch, daß Indien zwischen seinen

Bergen und Meeren zu sehr abgeschlossen ist und von einem versengenden Klima, das die Kräfte erschöpft und den Kampf unmöglich macht, bedrückt wird. Aber China besitzt alles, eine fruchtbare Scholle, ein mildes Klima, und hunderttausende robuste, intelligente und arbeitsame Menschen.

Durch die transsibirische Bahn ist Europa auf dem Landweg von China nur mehr vierzehn Tage entfernt und diese Zeitdauer läßt sich noch abkürzen. Dieser neue Weg wird, nachdem er einmal eröffnet ist, sich nicht wieder schließen können, und wenn man noch so sehr behauptet, daß er unpraktisch, daß er vor allen Dingen zu teuer wäre. Seine Nutzbarkeit wäre schon ungeheuer, wenn er nur dem Reisenden, dem Postverkehr und dem Verkehr wertvoller Güter dienen würde; aber er kann auch noch in ganz anderer Weise nutzbar werden, er ist nur, wie jede neue Sache, noch verbesserungsfähig.

Dieser neue Weg mag zweifellos Privatinteressen in Mitleidenschaft ziehen, diese oder jene Menschenklasse, oder auch der einen oder anderen Nation schaden, aber das hat ja die Eisenbahn überhaupt mit sich gebracht, als sie aufkam, und die Postkutschen und Fuhrleute bedrohte. Als ein Franzose das Projekt entwarf, den Isthmus von Suez zu durchstechen, beunruhigte sich England und tat sein möglichstes, um die Ausführung dieses Projektes zu hintertreiben. Aber der Kanal wurde dennoch gegraben, und welcher Engländer würde sich heute darüber beklagen? Hier ist das große Werk schon fertiggestellt und das ist ein Grund mehr, daß man nichts duldet, das es bedrohen könnte. Die Gesamtheit der Nationen muß darüber wachen und wir in höherem Grade als die andern, weil es von unseren Freunden errichtet wurde und noch dazu mit unserem Gelde.



Einundzwanzigtes Kapitel.

Auf dem Rückzug nach Liao-Yang. Räumung von Haitscheng.

Die Kanonade. — Der Zug des Generalissimus auf Seitenwegen. — Schreckliche Hitze und bejammernswerter Anblick der Soldaten. — Pater Letort, — Der Brand. — Mit den Artilleristen unter freiem Himmel. — Antschan-Tschnang. — Unerwartetes Zusammentreffen.

Liao-Yang, 7. August.

Schon den ganzen Morgen bin ich dem Kanonendonner nachgegangen; je mehr ich mich näherte, umso vibrierender wurden die Salven, umso rascher folgten sie hintereinander. Gestern Abend bin ich von Liao-Yang abgegangen; habe die Nacht bei einem Pogranitza-Posten verbracht und langte dann bei Haitscheng an, wo diese fürchterliche Kanonade vor sich geht. Es ist Mittag; ich überschreite die Station, den nebenherlaufenden Fluß und wohne von der einen benachbarten Anhöhe dem Ende des Kampfes bei. Die Japaner bombardieren drei, zwei bis drei Kilometer entfernte Hügel, von denen sich die russischen Batterien glücklicherweise schon zurückgezogen haben. Sie begannen dabei mit dem mehr östlich gelegenen ersten Hügel und ihre sämtlichen Geschütze konzentrieren auf ihn ihr Feuer, so daß er tatsächlich mit Granaten überschüttet wird. Unter diesem Eisenregen spritzen Erdklumpen und Felsenstücke auf, wie etwa Wasser unter einer Hand voll Kieselsteine in die Höhe spritzt. Das dauert einige Minuten, hernach kam die Reihe an den zweiten Hügel und dann an den dritten. Die russische Artillerie antwortet nicht mehr, nur eine einzige Batterie gibt unter dem Schutz einer Bodenerhebung ihre letzten Salven ab. Plötzlich hört das Getöse auf, es ist für heute zu Ende.

„Sie kommen zur rechten Zeit,“ sagte mir ein Offizier, den ich von Tatsche-Kiau her kannte, „heute Morgen wars nichts, nur eine kleine Vorbereitung, aber morgen wird der große Tag sein.“

Nach der Einnahme von Tatsche-Kiau marschierten die Japaner mit einer bei ihnen sonst nicht gewöhnten Schnelligkeit nach Norden. Am 25. Juli hatten sie Tatsche-Kiau okkupiert, Inkau am 31. und sechs Tage später waren sie schon einige Kilometer von Hentscheng entfernt. Ihr Feuer war heute morgen so vernichtend, daß sich die Russen auf die befestigten Positionen zwei Kilometer vor dem Flusse zurückzogen.

Neue Trancheen wurden ausgehoben, Erdböschungen, Schulterwehre, Deckungen für Soldaten und Kanonen hergestellt. Wird man sie nachdrücklicher verteidigen, als dies vorher der Fall gewesen? Bei dem Abmarsch von Liao-Yang sagte mir ein Offizier des Generalstabes: „Wir werden keinen Zoll Land mehr überlassen, ohne verzweifelt darum gekämpft zu haben; Sie können das mitteilen, ich weiß es aus sicherer Quelle.“ Ich habe es nicht mitgeteilt, weil man mir dasselbe schon bei Tatsche-Kiau erzählt hat, wo die Positionen noch viel stärker waren als hier und wo die Räumung von noch größerer Wichtigkeit war, weil sie den Verlust Inkaus nach sich zog.

Ein großer Fluß bespült die südlichen Mauern von Haitscheng. Die Aehnlichkeit in der Gestalt und Lage der südlichen Städte der Mandschurei ist erstaunlich. Liao-Yang, Haitscheng, Kaiping gleichen sich vollständig, alle diese Städte sind von Mauern umgeben, und diese Mauern sind genau nach demselben Modell errichtet, alle diese Städte sind an der Grenze von Berg und Ebene gelegen und alle an den Ufern eines großen Flusses, einem Nebenflusse des großen mandschurischen Flusses.

Das hübsche Ufer dieses Gewässers, Pappeln und Weiden, hohe Schilfrohre und die langen Stiele der Wasserpflanzen schützen und umgeben jetzt den Zug des Generalissimus. Die Eisenbahn, die sonst eine so strenge Beobachterin der Regeln ist, erlaubt sich hier Ausnahmen und geht zuweilen auf Seitenwegen. In wenigen Stunden hatte man hier ein Seitengeleise gelegt, da der Ingenieur die geniale Idee hatte, in

diesen Hundstagen für den Aufenthalt der Generalszüge die Frische des Waldes und die Nähe des Wassers zu suchen.

Ich machte dem Ort einen Besuch und erfahre, daß eben die Ordre erteilt wurde, Haitscheng augenblicklich zu räumen. Das linke Korps wird für den Fall, daß die Japaner angreifen sollten, die Positionen halten und sämtliche Truppen der Rechten werden augenblicklich mit dem Rückzug beginnen. „Wir haben,“ so sagte mir der Oberst, „zuviel Japaner auf unserer linken Flanke. Sie können sich auf einen rückwärts gelegenen Punkt werfen und uns zum Rückzug zwingen. Schon hören wir, daß zwei Divisionen gegen Antschan-Tschuang zu marschieren. Und was für Wert hat übrigens Haitscheng für uns? Warum sollen wir Soldaten opfern und die Armee unnütz ermüden?“

Es ist fünf Uhr abends, die Nachricht über den Rückzug ist noch nicht bekannt und auf dem Bahnsteig sprechen die Offiziere von der großen Schlacht, die sie glauben morgen liefern zu können.

Bald beginnen aber die ersten Wagen auf der Straße zu passieren. Auf dem Bahnhof wird es lebendig. Alle Hospitäler, — und Haitscheng war für das Rote Kreuz ein sehr wichtiges Zentrum — die festen wie die fliegenden Hospitäler, werden benachrichtigt, daß der Abmarsch noch am selben Abend zu erfolgen habe. Die Welt des Roten Kreuzes ist unzufrieden; wieder ein Rückzug, wieder ein Herumstoßen, und wie sollte man so rasch die Verwundeten, deren es in den letzten Tagen recht viele gegeben hat, und erst die noch zahlreicheren Kranken so schnell befördern?

Dabei ist die Hitze unerträglich und selbst die Nacht bringt keine Frische. Bei den Offizieren der Pogranitza, die mir in liebenswürdiger Weise ihre Gastfreundschaft angeboten haben, schlage ich mein Lager, ein wenig Heu, im Hofe auf. Die ganze Nacht hatte ich den wirren Eindruck eines ungeheuren Lärms. Das kurze Pfeifen der Maschinen, die lange Reihe der rangierenden Waggons, die hin- und hergeschoben werden und schließlich abgehen, die endlosen Transporte auf der Straße trugen dazu bei, mir diesen Eindruck zu verschaffen.

Am Morgen ist der Bahnhof zur Hälfte leer. Der Zug des Generalissimus verläßt langsam das sandige Ufer und

begibt sich nach Antschan-Tschuang. Ich steige mit einem russischen Journalisten zu Pferde, um bis zu den südlichen Positionen vorzudringen. Auf einem Hügel finden wir einen Generalmajor, der mit seinem Glase das Terrain sondiert. „Die Japaner sind nur fünf Werst von hier, hinter diesen Hügeln,“ sagte mir der ihn begleitende Offizier, „aber sie werden heute nicht mehr angreifen, sie sind Frühaufsteher und setzen sich bei Beginn des Tages ans Werk.“

Und in der Tat, es ist alles ruhig, und man bemerkt nicht die geringste Bewegung in den feindlichen Linien. Sicherlich wissen die Japaner bereits seit gestern Abend, daß sich die Russen zurückziehen und haben keine Lust, sie zu forcieren. Den sich zurückziehenden Feind lebhaft zu verfolgen, liegt nicht in ihrer Taktik; sie werden nur versuchen, ihn wenn möglich durch Flankenmärsche abzuschneiden. So versuchten sie es bei Wafangu, wo es ihnen ohne die von Stackelberg entfaltete Schnelligkeit auch sicherlich gelungen wäre. Aber eine wirkungsvolle Verfolgung, Unordnung in die Reihen der sich zurückziehenden Kolonnen zu bringen, das verstehen sie nicht. Sie bedienen sich auch in sehr geringem Maße ihrer Kavallerie, die stets in der Nähe der Infanterie bleibt. Hinter uns hat eine Brigade an der Lisiere eines Sorghofeldes die Gewehre in Pyramiden formiert. Welch ausgezeichneten Schutz gegen die schon sehr sengende Sonne würden diese zwei bis drei Meter hohen schlanken Sorghostengel mit ihren fächerartigen Blättern abgeben. Die Sonnenstichfälle waren auch sehr häufig in den letzten Tagen und der Krieg ist der Krieg, wo es immer noch besser ist, ein Sorghofeld preiszugeben, als seine Leute am Sonnenstich sterben zu sehen. Ein Befehl wird gegeben und schon wimmelt es unter den Sorghopflanzen, unter denen die Soldaten fast ganz verschwinden. Man hört ein starkes Geräusch unter den Blättern und in wenigen Augenblicken ist das Feld geleert und die auseinandergereihten Stiele bilden kleine Hütten, unter denen die Truppen der Mittagsglut trotzen werden.

Im Zentrum bewegt sich eine noch viel beträchtlichere Masse langsam auf dem engen Wege. Um den Rückzug zu beschleunigen, marschieren ganze Kompagnien im Flußbett, wo die Stiefel im Sande und auf der befeuchteten Erde schwer fortkommen. Die Hitze ist gräßlich geworden, diese beiden

Tage müssen die wärmsten des ganzen Jahres sein. Die chinesischen Karren führen Tornister und Mäntel der Soldaten, darauf lagern hingestreckt oder daran hängend, so gut es eben geht, oder in dichten Knäueln zusammengekauert, die Ohnmächtigen und die Faulen, diejenigen, die nicht mehr die Kraft oder nicht mehr den Willen haben, zu marschieren. Und welche Masse von Nachzüglern, von Kranken! Stellenweise kann man eine beängstigende Auflösung bemerken, ganze Gruppen haben ihr Regiment verloren und gehen aufs Geratewohl, immer den Vorderen folgend nach. Erdige, fahle Gesichter kommen zum Vorschein, die seit vielen Tagen vom Wasser nicht berührt wurden, Menschen, die sich keuchend unter der unbarmherzigen Sonne dahinschleppen. Hier und da merkt man einen pferdlosen Kosaken mitten unter den Infanteristen, wie er seinen langen Säbel zwischen den Beinen hin- und herpendeln läßt.

Der Anblick fließenden Wassers belebt einen Augenblick diese Gesichter; in Massen werfen sich die Leute darauf und saugen das Wasser in vollen Zügen ein, wie eine verdurstete Herde.

Das schreckliche Klima, der Mangel der unentbehrlichsten Pflege, geeigneter Kleidung und die durch die fortwährenden Rückzüge verursachte Entmutigung haben diese kräftigen und starken Leute ganz niedergeschlagen. Wie soll man bei solchen Hitzen lange marschieren können, wenn der Stiefel den Fuß erhitzt und quält und die Mütze den Schädel nicht ganz bedeckt. Ein Kolonialhelm, zumindest aber ein Filzhut mit breiten Krempen wären unumgänglich notwendig. Nötig wäre auch eine kräftigere und abwechslungsvollere Nahrung, ferner strenge hygienische Maßregeln, wie die völlige Enthaltsamkeit von nichtgekochtem Wasser, von rohen Gurken, die die Soldaten in ungeheuren Quantitäten vertilgen und deren Genuß unweigerlich Dysenterie herbeiführt.

Auch eine strammere Ordnung beim Marsch wäre nötig. Schon in gewöhnlichen Zeiten kann man kein Regiment passieren sehen, ohne daß auf zwei bis drei Kilometer die Nachzügler nachfolgen. Man fühlt in dieser Armee nicht genügend die Gegenwart des Unteroffiziers. Vor allen Dingen hätte man aber den Soldaten diese unnütze Ermüdung des Rückzuges sparen müssen, indem man entweder nicht retiriert

hätte, oder, wenn man sicher war es tun zu müssen, erst nicht hätte avancieren sollen. Wozu hat denn dieser abenteuerliche Marsch nach dem Süden gedient, hat man etwa den Japanern mehr Verluste beigebracht, als man selbst erlitten? In den meisten Fällen mußte man ja, wie bei Tatsche-Kiau, zurückweichen, ehe es überhaupt zum Kampfe gekommen war. Liao-Yang war schon nahe genug dem Meere und stand genug unter der Drohung eines raschen Angriffes, der die Räumung hätte erforderlich machen können, wozu war es dann nötig, noch weiter nach dem Süden hinunter zu gehen? Hatte man denn nie daran gedacht, daß man wieder würde zurückgehen müssen? Die Japaner zeigten doch von allem Anfang an soviel Klugheit, daß man nicht damit rechnen konnte, sie bei einem Fehler zu erwischen. Sie hatten genügend erklärt, daß sie Port-Arthur nehmen wollten, was es auch kosten möge, war doch Port-Arthur der Grund dieses Krieges. Man hätte sich also damit begnügen sollen, Port-Arthur mit Leuten und Lebensmitteln und Munition zu versorgen und zwar in reichlicherem Maße, als das geschehen ist, und hätte ruhig in Liao-Yang bleiben sollen, um die notwendige Verstärkung abzuwarten. Wenn man ohnehin nicht genug Leute hatte, warum setzte man es sich in den Kopf, diese außerdem noch zu erschöpfen? Aber man erschöpfte sie nicht nur, man entmutigte sie auch, man raubte ihnen den schönen Eifer, den sie zu Anfang besaßen, und das Vertrauen. Die einfachen Leute unter der Mannschaft verstehen nicht, was mit diesen endlosen Rückzügen beabsichtigt ist, sie wissen nur, daß man sie in ihren Nachtzeiten stört, in ihrem Schlaf beunruhigt, daß man sie am Morgen umfangreiche Tranchéen graben läßt, die sie am Abend wieder räumen müssen, ohne einen einzigen Schuß abgegeben zu haben.

Aber auch die Offiziere können sich dieser Entmutigung nicht entziehen, sie fühlen die großen Schwierigkeiten heraus, die dieser Krieg mit sich bringen wird, den man gegen einen Feind unternommen hat, der alle Vorteile für sich hat. Dabei ist es so natürlich, Kritik zu üben, wenn man unzufrieden ist, und ich höre um mich herum sehr viele Kritiken.

Man sagt zwar, es sei dies eine vorübergehende Erschlaffung, die nicht anhalten kann und auch nicht anhalten wird, daß man endlich am Ende dieser ermüdenden Rückzüge an-

gelangt sei und daß man Liao-Yang sicherlich nicht ohne Kampf räumen wird. In zwei Wochen sind die Hundstage vorüber und der mandschurische Herbst beginnt alsdann. Neue und schöne Menschen, fest wie die Eichen, kommen unaufhörlich an und der große Schlag wird endlich geführt werden.

Und die Russen müssen sich auch sagen, daß das, was sie da machen, keine Macht der Welt mehr zu leisten imstande, ja nicht einmal zu versuchen fähig wäre. Neuntausend Kilometer von ihrem Lande entfernt kämpfen sie gegen ein Volk, daß, selbst wenn der Krieg in Europa wäre, sehr wenige Nationen zu besiegen imstande wären.

— — — — — — — — — —

Erdrückt von der gräßlichen Hitze, der fürchterlichsten, die ich je erlebt, nicht mehr imstande, trotz der Karbatschenhiebe unsere erschöpften Tiere vorwärts zu bringen, flüchten wir uns in der Chinesenstadt in das Innere eines dunklen Ladens. An den Toren in den Hauptstraßen beobachtet die Bevölkerung den Abmarsch der Russen, der Sieger von gestern. Die Mannschaften defilieren im Eilmarsch, die Kanonen machen das Pflaster erzittern. Morgen werden die Japaner ankommen, andere Mannschaften, andere Kanonen und der Schwarm der Kulis, der der Armee folgt.

Alle Magazine werden geschlossen, denn die Chinesen sehen die Wirren der kommenden Tage mit Bangen nahen; nur zwei bis drei habgierige Händler verschänken den Soldaten die letzte Flasche Bier, verkaufen ihnen die letzte Büchse Konserven.

Bevor ich Haitscheng verlasse, mache ich dem Pater Lefort, dem französischen Missionar, der mir sein chinesisches Haus in Tatsche-Kiau zur Verfügung stellte, meine Aufwartung.*)

---

*) Es ist für mich eine Pflicht zu erklären, daß ich ohne Hilfe der französischen Missionäre zuweilen nichts zu essen gehabt hätte und sehr oft des schützenden Daches entbehrt hätte. Wir erhielten keinerlei offizielle Unterstützung und das Zelt ist nach zweistündigem Regen unbewohnbar. Außerdem konnte ich mir nicht immer ein Zelt und Proviantkisten nachführen lassen, was ja einen Train von Maultieren und Treibern erforderlich gemacht hätte, der mir rasche Ortsveränderungen zur Unmöglichkeit gemacht hätte, auf die ich, um soviel als möglich zu sehen, vor allen Dingen vorbereitet sein mußte. Die Missionare haben mir bereitwilligst angeboten was sie hatten ohne mich zu fragen, ob ich Katholik, Jude, Protestant oder Freimaurer sei, sie haben mich lediglich als Franzose aufgenommen und behandelt.

Der Pater, ein hübscher Greis in weißem Gewande, saß in seinem Hofe inmitten einer Gruppe von Chinesen. Er war Feldprediger während des Krieges von 1870 und ist seitdem in China. Er ist ein intelligenter, beredter Mann mit sonorer harmonisch klingender Stimme und natürlich leichtem Redefluß; die Bibliothek, die er mir zeigt, verrät einen Gebildeten. Aber das Uebel der Saison, die Dysenterie, hat ihn niedergeworfen. Er kann kaum gehen und muß sich nach wenigen Schritten niedersetzen.**)

„In zwei Stunden,“ sagte er mir, „werden wir keine Russen mehr da haben und die Japaner werden erst morgen kommen. Dieser Abend kann daher schlimm für uns werden, denn die Kanaille des Landes wird zu plündern versuchen. Aber der Mandarin ist ein tüchtiger Mann und wir haben einige Waffen, wir werden uns verteidigen!“

Der Pater zeigte mir seine Mauleselin, die ein schmerzhaftes Bein hatte. Dabei sagte er: „Die Russen sind gute Käufer, ich werde sie ihnen verkaufen, sobald sie wiederkommen . . . . . wenn sie überhaupt wiederkommen.“

— — — — — — — — — —

Gegen sechs Uhr abends fuhr der letzte Zug mit dem Oberst Spiridof ab. Es blieb nur noch die Kavallerie der Arrieregarde und dann begann der große Brand. Haitscheng war ein Zentrum für die Hospitäler und für die Verproviantierung. Man hatte daher zahlreiche Baracken errichtet und große Lager von Lebensmitteln, haushohe Haufen von Mehl-, Hafer- und Kleiensäcken aufgeschichtet und von dem allen konnte nichts mitgenommen werden; es mußte daher alles, die Baracken, die Lebensmittel und die über den Fluß gelegte Bohlenbrücke verbrannte werden.

Man brachte mit Petroleum getränkte Heubündel heran und sofort hörte man es knistern. Die aufgehäuften Säcke murden mit Matten bedeckt, an denen die Flammen gierig emporzüngelten und sich mit wahnsinniger Geschwindigkeit ausbreiteten; ein Feuerkreis umfängt sie und vom Boden bis

**) Bei meiner Rückkehr nach Liao-Yang erfuhr ich den Tod dieses braven Mannes. Nach unserem Kollegen Midleton von der „Associated Press“, nach so vielen Offizieren und Soldaten, ein weiteres Opfer der Dysenterie.

zur Spitze flammte der große Scheiterhaufen auf. Die Säcke zerspringen und lassen das halb verbrannte Getreide hervorquellen. So entwickelt sich rasch, rechts und links davon, eine gewaltige Feuersbrunst. Die Brücke steht bald in Flammen, einzelne glühende Balken lösen sich los und fallen zischend ins Wasser. Die Baracken, deren Dächer und Wände aus gepreßtem Stroh zuerst verbrennen, zeigen das glühende Gerüst. Zuweilen ertönt aus den brennenden Säcken eine explosionsartige Detonation. Millionen von Fliegen fliegen davon, verdunkeln die Luft und kleben sich überall an, an Kleidern, an den Gesichtern, an unsere Sättel und machen die Pferde wahnsinnig. Wir werden gezwungen, im Galopp auf den nächsten Hügel zu fliehen, von dem aus man das Schauspiel noch besser besichtigen konnte.

Die Sonne verschwand und der Rauch schlingt sich wolkenartig um ihre blutige Scheibe. Kosakengruppen eilen in der Ebene zerstreut umher. Ein stärkeres Detachement überschreitet den Strom an einer seichten Stelle. Die letzten Pogranitzas entfernen sich, die mit ihrem Gepäck beladenen Wägelchen einhertreibend von der Station. Auf der Höhe des Berges, wo sich die Positionen befinden, hebt sich die Figur eines unbeweglich dastehenden Reiters, eines sibirischen Kosaken mit langer Lanze, wie eine Silhouette vom Abendhimmel ab.

* *
*

Inmitten eines großen Lärmes, eines ungeheuren Wirrwarrs unter den fluchenden Soldaten und dem schrillen Schreien der chinesischen Wagenführer, reite ich seit Stunden durch die dunkle Nacht. Es erweist sich als nötig, den Feldweg zu nehmen und die Straße der unendlichen Reihe von Mannschaften, Wagen und Kanonen zu überlassen. Zuweilen bricht ein Pferd zusammen, gleitet ein Rad in den Graben und dann müssen rückwärts auf Kilometer hin die ganzen Transporte anhalten. Dann verstärkt sich der Lärm, die Schreie, das Fluchen. Der russische Soldat beschimpft den chinesischen Wagenführer, der sich heftig dagegen wehrt.

Es ist schon spät, ich weiß nicht, wo ich heute schlafen werde. Ein wenig abseits von der Straße macht ein Artillerie-

Train auf einem völlig zerstörten Felde Halt. Die Pferde sind ausgespannt, die Feuer angezündet. Ich gehe direkt zu dem Kreis der Offiziere, die mich mit jener einfachen Herzlichkeit empfangen, die dem Russen eigen ist. Da ist auch schon kochendes Wasser und der mit „Glukva" versetzte Tee, ein sehr stärkendes Getränk, wird serviert. Man knabbert noch einige Stück Zwieback, die Leute breiten auf dem Boden eine Lage Sorgho aus, wir decken unsere Mäntel darüber und schlafen ein.

Bald, bald, die Sterne sind noch nicht erbleicht, heißt es wieder weiter marschieren. Der Chef des Transportes ist wütend, da ihn sein Unteroffizier zu spät geweckt hat, schon muß die Arrieregarde nahe sein. Die aufgerüttelten Soldaten spannen eiligst die Tiere an, mein Pferdeknecht sattelt schleunigst mein Pferd, adjustiert mein leichtes Gepäck, ich nehme Abschied von den Offizieren und setze meinen Marsch fort.

— — — — — — — — — —

Antschan - Tschuan liegt auf halbem Wege bis Liao-Yang und ist der Punkt, wo sich die transmandschurische Bahn, ehe sie in Liao-Yang mündet, am meisten dem Gebirge nähert. Die Linie folgt einem zwischen zwei steilen und kahlen Höhen eingesperrten Tal. Bei der Oeffnung dieses Tales liegt das chinesische Dorf, ein elendes Dorf mit ärmlichen Häusern, das jedoch ganz mit Mauern umgeben ist. Es wäre dies hier ein sehr wichtiger strategischer Punkt, da der Paß und die benachbarten Hügel leicht zu verteidigen wären; die chinesischen Truppen hielten hier, wie man mir erzählte, während des chinesisch-japanischen Krieges die Japaner lange Zeit in Schach.

Der Zug Kuropatkins hielt hier an. Der winzige Bahnhof, der ohne den Krieg niemals soviel Leben gesehen hätte, wird für mehrere Wochen hindurch das Hauptquartier der russischen Armee bilden.

Als ich auf der Suche nach einem Konservenhändler war und in der Ungewißheit schwebte, ob ich etwas zu essen und ein Lager bekommen werde, grüßte mich ein Mann, der Mütze und Stiefel trug, aber kein Offizier war und sprach mich ohne Einleitung an: „Herr, ich habe Sie im vergangenen Jahr

in Konstantinopel getroffen. Erinnern Sie sich des „Rostoff“?“ Der „Rostoff“ war ein Dampfer, den ich von Salonichi aus benützte und der mich ansprechende Herr war der Arzt jenes Schiffes, der nun seit Beginn des Krieges beim Roten Kreuz Dienste tat. Eine ganze Flut von Erinnerungen stieg in mir auf. Ich dachte an das Deck des Dampfers, wo sich in enger Nachbarschaft mit Beduinenpferden zahlreiche türkische Pilger befanden, die vom heiligen Grabe zurückkamen, während wir rückwärts in Gesellschaft des Kapitäns und eines armenischen Bischofs eine köstliche Mahlzeit genossen. Ich erinnerte mich an das herrliche Panorama des Berges Athos, an die düsteren Felsmassen, die steil in die blaue Meeresflut hineinfielen, an den Schiffsverkehr in den Dardanellen, an die Ankunft in Konstantinopel, an den Zauber der Erscheinung von Stambul und des goldenen Hornes.

Wie lag das fern und wie war das schön neben dem, was mich jetzt umgab. Aber der Doktor riß mich aus diesem traurigen Vergleich, indem er zu mir sagte: „Vielleicht haben Sie lange nichts gegessen. Kommen Sie mit, unser kaukasischer Koch ist ausgezeichnet und sogar hier, wo es absolut nichts gibt, gelang es ihm, Hühner aufzutreiben.“



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In Erwartung der grossen Schlacht.

Die Regensaison. — Auszug der Courtisanen und der Kaufleute. — Zwei typische Vertreter des Franzosentums im Auslande. — Liao-Yang eine Pfahlbaustadt.

Liao-Yang, 26. August.

Die Regenzeit drohte eines derjenigen Dinge zu werden, die niemals erscheinen, weil man vorher schon soviel darüber gesprochen hat. Seit dem Frühjahr kündigen uns die Europäer und Chinesen diese verfluchte Jahreszeit an, die alle Wege ungangbar machen und die ganze Gegend unter Wasser setzen, die notwendiger Weise den Krieg unterbrechen und die schlimmsten Epidemien nach sich ziehen werde. Da sie den Krieg unterbrechen soll, verzeihen es ihr viele, wenn sie auch dafür Epidemien bringen sollte. Wir sahen nämlich von der Ferne diese Zeit als eine Art Gottesfriede an, als Ferien, die es uns gestatten sollten, uns ein Bischen mit etwas anderem zu unterhalten. Wenn ein Journalist wochenlang keine Artikel geschrieben hat, so sagt er sich: „Ach was, die Regenzeit ist nahe, ich werde schon alles nachholen.“ Wenn ein Offizier kein Feldbett, keine Wäsche etc. mehr hatte, so sagte er sich, daß er das alles „während der Regenzeit“ in Karbin kaufen werde.

Aber dieser Regenzeit, die wie es mir schien, alle Regen der Mandschurei in sich schließen sollte, war ein gar wenig trockenes Frühjahr vorausgegangen. Es regnete im Mai, es regnete im Juni, und als die offizielle Regenzeit so um den 10. Juli herum eröffnet wurde, hatte es tatsächlich keiner bemerkt, es war gerade so wie vorher, es regnete zuweilen und zuweilen war es schön. Entweder haben die in China ansässigen Europäer diesen Scherz erfunden, um die aus Eu-

ropa Kommenden zu mystifizieren, oder der mandschurische Himmel hatte in diesem Jahre seine Gepflogenheiten vollständig geändert.

Den ganzen Monat Juli und zu Beginn des August schleppte sich der Krieg im Gebirge und in der Ebene hin. Die Japaner avancierten langsam und der russische Rückzug setzte sich gegen Liao-Yang fort. Immer mehr wurde Liao-Yang, das Zentrum, die Seele in dem Kampf. Im Osten operierte Kuroki, im Süden die Armeen Nodzus und Okus und die Kanonen wurden schon bis hierher vernommen.

Sowohl die Kaufleute, wie die Dirnen entwichen schleunigst, ein unaufhörlicher Exodus von Flaschen- und Liebeshändlern vollzieht sich. Eine Menge mit Kisten beschwerter Leute belagern den Zug nach Karbin. Wie will man dieses Lager von Konserven und Flaschen, das die Habsucht hier aufgestapelt, von hier fortbringen, da doch die Züge nach den Erfordernissen der Regel nur für Militärtransporte bestimmt sind. Aber die Regel ist da, um verletzt zu werden, die Bahnhofsangestellten und die Gendarmen, um bestochen zu werden und mit Hilfe des Rubels werden die Konserven und Flaschen nach dem Norden verschwinden.

Auch die wenigen Landsleute, die sich in dieses Land verirrt hatten, sah ich von hier abreisen; es waren zwei Händler aus Tonkin, die hierhergekommen waren, um Getränke auszuschenken; der eine, Herr Ka., war Koch, der andere, Herr Rouziale, Barbier seines Zeichens. Die Mehrheit der Russen, die von Frankreich nur ganz verschwommene Ideen haben, reden sich ein, daß unser Land die einzige Aufgabe hat, der Welt Chansonetten, Köche und Friseure zu liefern. Unter Chansonette versteht der Russe nicht wie wir, den gesungenen Refrain, sondern die Person, die ihn singt, und wenn der Russe den Refrain auch sehr liebt, liebt er doch mehr die Personen. In Liao-Yang hatten wir keine Chansonetten, aber der Koch und der Friseur waren da, um unser Renommé aufrecht zu erhalten.

Ich besuchte die beiden in ihren Heimstätten. Herr Ka fand nicht seinesgleichen im Hühner frikassieren und aus dem Munde des Herrn Rouziale machte es mir ein Vergnügen, den Dialekt der Fauborg zu vernehmen. Wenn ich in den immer von Kunden angefüllten Laden des Herrn Rouziale

trat, begrüßte er mich immer, indem er mit seiner Montmartre-Stimme das Liedchen vorträllerte „Ich hab' genug von diesem Lande, ich hab' genug!" Das hinderte ihn aber nicht, doch so lange da zu bleiben, als er konnte, denn er hat jeden Tag einige Dutzend Bärte zu rasieren und nahm pro Kopf einen Rubel, so daß er entschieden mehr verdiente, als ein junger Doktor durch Lektionen.

— — — — — — — — — —

Diese massenhaften Abreisen lassen die Schlacht als bevorstehend erscheinen. Aber in diesem Lande vermag nichts glatt zu gehen, so trat ein neuer Aufenthalt, ein neuer Zwischenakt dadurch ein, daß der Regen, und zwar um die seit sechs Monaten lang gemachten Vorhersagen nicht Lügen zu strafen, ein ganz ausgiebiger Regen, zu fallen begann. Liao-Yang und Mukden, die beiden russischen Städte, wurden Pfahlbauerstädte.

Der Bahnhof und die umgebenden saubern Häuschen wurden auf einem Grunde gebaut, der nichts kostete, weil die Chinesen ihn nicht wollten. Wenn aber die Chinesen diesen Grund nicht wollten, so konnte man wetten, daß er sicherlich nichts wert sei und in der Tat bildet er eine Niederung, die, sobald der Regen beginnt, vollständig überschwemmt ist. Die ersten Bilder meines Geschichtsbuches zeigten mir diese seltsamen mitten in Seen liegenden Wohnungen, wo der vorgeschichtliche Mensch seine Zuflucht fand, wo er allabendlich die Leiter zurückzog, um so vor den wilden Tieren geschützt zu sein. Der Bahnhof von Liao-Yang hat mich in diesen Tagen oft an jene Bilder erinnert. Die Häuschen, die Waggons ragten aus dem Wasser wie phantastische Archen, in die sich einige unseelige Sterbliche vor der Sintflut gerettet haben.

Solange dieser Regen dauert, ist es sicher, daß man sich nicht schlagen wird. Aber gegen den 23. hörte der Regen auf und neuerdings hat die Kanone das Wort. Am 26. und 27. werden Antschan-Tschuang im Süden und die letzten Pässe im Osten von den Russen geräumt und immer näher rückt der Kanonendonner.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bei Liao-Yang.

23. August.

Im Osten und im Süden der Berge und der Ebene waren die japanischen Armeen, wie zwei mächtige Arme, die Liao-Yang erreichen wollten, vorgerückt. Tage und wochenlang war der Arm erhoben, blieb die Gefahr in der Schwebe, und jetzt ist die Stunde gekommen, wo er niedersausen wird. Durch die Pässe der Gebirge, in den zum Taitse-Ho laufenden Tälern, auf den natürlichen Wegen und auf der Bahnlinie marschieren Kuroki, Nodzu und Oki seit vier Tagen ihrem gemeinsamen Ziele Liao-Yang zu. Die russischen Generale haben alle zusammen diesem Drucke nachgegeben und haben sich, Sluchinky von Anping, Ivanof von Saolintse, Stackelberg und Zarubajeff von Antschan-Tschuang gleichzeitig auf die Linie der kreisartig angelegten Positionen zurückgezogen, wo sie den Ansturm der Japaner erwarten werden. Gestern habe ich die letzten Rückzüge gesehen, und gleichzeitig sagte mir Jemand aus der Umgebung Kuropatkins: „Nun ists vorbei mit den Räumungen vor der Schlacht, hier werden wir nicht eher fortgehen, bis wir nicht alle Kräfte erschöpft haben.“ Noch am selben Abend, kurze Zeit vor Sonnenuntergang begannen die Kanonen zu donnern, wie die Salven, die man abfeuert, um ein Fest anzukündigen; der Waffentanz begann.

Nehmen wir Liao-Yang als Zentrum oder besser gesagt, den alten hohen Turm, der zwischen dem Bahnhof und der Chinesenstadt liegt und ziehen wir auf einem Gebiet von acht Kilometern einen Halbkreis, der vom Taitse-Ho-Bett im Osten bis zur Eisenbahn im Westen reicht, so haben wir einen Bogen, der die erste Linie der russischen Positionen bezeichnet.

Vor just drei Monaten habe ich diesen Kreis um Liao-Yang herum beschrieben, als mir dieser Ort noch verboten war, wie einem Profanen ein heiliger Ort und ich bemüht war, in meinem Respekt vor der Disziplin und in meiner Angst vor der Gendarmerie diese Stadt zu meiden. Diese Linie folgt den ersten Bodenerhebungen, die den Uebergang vom Gebirge zur Ebene markieren und die zunächst nur eine leichte Bodenerhebung bilden, dann eine Reihe von Hügeln und schließlich ganz plötzlich zu Höhen von 200 Metern aufschießen. Seit drei Monate haben die Russen überall Tranchéen gegraben, mehrreihige Tranchéen, und die Stellungen für die Kanonen.

Um in die Schlacht zu gehen, sind heute lange Ritte unnötig. Die Schlacht kommt zu uns; man sieht sie vom Perron des Bahnhofes, und noch besser von einem leichten Gerüst aus, das das Wasserreservoir umgibt. Die Bretter dieses Observatoriums drohen unter der Last der von dort aus die Kanonade beobachtenden Offiziere einzustürzen. Drüben auf den Bergkämmen zeigen die plötzlich in der Luft entstehenden weißen Wölkchen das Zerplatzen der russischen Shrapnels an und in größerer Nähe rühren ähnliche Wölkchen von den japanischen Geschossen her. Sie sehen aus wie große voltigierende Fliegen, Rauchringe oder Dampfblasen und man könnte sie auch für ein aus kindischer Laune losgelöstes Stückchen Wolke halten, das jedoch den Menschen einen gräßlichen Tod, eine Zerschmetterung der Glieder durch einen Hagel von Eisen bereitet. Ich werde die Erinnerung dieser drei Tage, von dem Beginn des Bombardements bis zu meiner Abreise aus Liao-Yang, die mir bald so kurz erschien, wie eine Minute, bald jedoch wieder so lang wie Jahre, nie verlieren. Es scheint mir, als habe ich außer meiner selbst gelebt, abseits von den Sorgen und Handlungen, die das Dasein erfüllen; ich weiß nicht, wie ich geschlafen habe und ob ich überhaupt geschlafen habe von der späten Stunde an, wo ich meine Telegramme absandte bis zum Erscheinen der ersten Morgenhelle, als die Kanone wieder ihre Arbeit begann, ich weiß nicht wo ich gegessen, was ich gemacht habe in jenen Augenblicken größter Erregung, die für ewig in meinem Gedächtnis haften bleiben werden.

Das war nun die so lange erwartete Krisis, die Stunde des großen Zusammenstoßes. Neben diesem Kampfe, der sich

da entspann, bedeuteten die bisherigen Kämpfe gar nichts. Bei Kalien-Tse nahmen fünf russische Regimenter teil, bei Wafangu zwei Divisionen und eine Brigade, im Osten wurde nie mehr als ein Korps verwendet, aber jetzt wird die Gesamtheit der russischen Kräfte engagiert, sechs Korps, die den kombinierten Angriff dreier japanischer Armeen auszuhalten haben werden, die Schlacht liefern, deren Name und Datum in der Weltgeschichte eine Rolle spielen wird.

Da es sich um das Geschick einer Welt handelt, steht bei dieser Schlacht ein großer Einsatz auf dem Spiele. Die Russen haben deshalb auch eine Armee hier versammelt, die selbst in Europa eine mächtige Kraftansammlung bedeuten würde und die Leistungen, die sie damit geschaffen, könnten wahrlich niemand anders als sie zuwegebringen. Diese konzentrierte Armee wird sich auf Befestigungen stützen, zu deren Herstellung man Monate gebraucht hat und wenn die Japaner trotzdem imstande sein werden, dieses alles umzuwerfen, so wird das den Tag ihrer Besteigung des Thrones von Asien bedeuten. Diejenigen geben sich eitlen Hoffnungen hin und sind verblendet, die da meinen, daß dieser Siegesrausch leicht aufzuhalten sein wird. Sobald die Russen in Korea, in der Mandschurei; in China und in den China benachbarten Ländern besiegt sein werden, wird es, kann es im Osten Asiens nur einen Herrn geben und dieser Herr wird der Japaner sein. . .

Der Gipfel des Tschoschan.

Erster Tag, 30. August.

Die Chinesen nennen jenen Berg Tschoschan, den „Kopfberg“; er ist auf mehrere Meilen in der Runde sichtbar und dem Neuankömmling fällt er zuerst auf. Er ist ungefähr 150 Meter hoch und ragt plötzlich aus dem ihn umgebenden Plateau heraus, nur im Osten verbindet ihn eine leichte Wellenlinie mit der mandschurischen Bergkette. Ein alter koreanischer Turm, der früher zur Signalisierung benutzt wurde, krönt seine Gipfel. Von zwei Seiten fällt seine abgerundete Neigungsfläche sanft zur Erde herab, aber im Norden fällt

er plötzlich zu einer mit Felsvorsprüngen reich besetzten Schlucht ab, an der sich hier und da über den Abgrund hängende Fichtengruppen festklammern. Wie ein riesiges Außenwerk beschließt er am rechten Flügel das System der russischen Befestigungen. Er bildete den Mittelpunkt des Kampfgetümmels; zwei Tage und zwei Nächte wütete um ihn herum die Schlacht, und wie er mit seiner Kanonenumkränzung, mit seinen tiefen Trachéen, die ganze Regimenter deckten, alle tötete, die sich ihm nahten, mußten ihn die Japaner für einen Höllenberg gehalten haben.

Kaum ist der Tag angebrochen, beginnt die Kanonade, jene entsetzliche Kanonade, die die Luft erschüttert, die Fenster erzittern läßt und einen ins Freie zwingt. Der Reservoirturm neben dem Bahnhof ist von Neugierigen überfüllt; im Südosten und Süden schießen die russischen Batterien ohne Unterbrechung; auf der Erdfläche bemerkt man da ein zuckendes Feuer, einen kriechenden Blitz; sechs Geschütze haben ihre Schüsse abgegeben und, rechts und links, überall die gleichen Blitze.

Ich reite den Weg entlang, dem Berge zu, der schon mit Granaten beschossen wird. Als ich mich bis auf einen Kilometer näherte, wird der Lärm noch betäubender, aber ich sehe nicht beser als von Liao-Yang aus. Der Berg, der mir die Aussicht verstellt, zieht mich aber an. Der Aufstieg ist gefährlich, ich müßte meine Pferde unten lassen und die aufsteigende Fläche erklimmen, an der mir Watteflocken das brutale Shrapnel verraten. Aber wie wunderbar muß der Anblick von oben sein, denn dieser Berg, der die ganze Schlacht beherrscht, bildet eine einzige und wunderbare Gelegenheit, so daß ich mich entschließe, ihn zu besteigen, was immer es auch koste.

In einem Graben nicht weit ab von der Linie verlasse ich meine Pferde und befehle meinem Pferdewärter, sich nicht fortzurühren und mich da zu erwarten.

Ich hatte vielleicht einige dreißig Kilometer zurückgelegt, als mich eine furchtbare Detonation veranlaßte, mich aus Angst zu bücken. Hinter mir, zehn Schritte von dem Graben, wo ich meine Pferde zurückließ, setzte sich soeben eine russische Batterie in Position und schoß in die Ebene, rechts von der Bahn. Die Japaner hatten bereits die Umgehungsbewe-

gung auf der Rechten begonnen, die sie den ganzen Tag und den folgenden Tag hindurch verfolgten und die das charakteristische Ereignis dieser Schlacht bilden wird.

Ein alter Oberstleutnant und ein junger Unterleutnant, die auf einer kleinen Erhöhung stehen, kommandieren das Feuer der Batterie, die in Abständen von je fünfzehn Schritten placierten Artilleristen wiederholen deren Kommandos. Kaum hat mit rauher Stimme der Oberstleutnant einige Silben von sich gegeben, werden diese unmittelbar wiederholt und aus acht Kanonen schießt die Batterie auf einmal auf das Dorf, das man unten liegen sieht.

Ein langgezogenes Sausen, wie von einer mächtigen Rakete herrührend, durchschwirrt die Luft und instinktiv bückt man sich, während man die Augen rapid links und rechts nach Shrapnels ausschauen läßt, um sich vor ihnen schützen zu können. Nach dem hellen Pfeiffen folgt ein dumpfer Krach, und das Shrapnel ist niedergefallen. Glücklicherweise veranlaßt die Höhe des Berges die Japaner, die Flugbahn zu vergrößern, so daß die Geschosse über meinem Kopf hinweggehen. Einen Augenblick lang decke ich mich durch einen Felsvorsprung, dann setze ich den Aufstieg wieder fort und gelange sehr rasch auf den Gipfel.

„Bücken! Bücken!“ rief mir eine Stimme zu. Ich bücke mich, Leute schieben sich aneinander, um mir Platz zu machen und ich kauere in einer Tranchee. Die Soldaten, die sie ausfüllen, haben sich an einem Ende zusammengedrückt, am andern beobachten der Korpskommandant Stackelberg und seine Offiziere den Gang der Schlacht.

Die Tranchee befindet sich in nächster Nähe des Turmes, und von da, nur den Kopf hervorsteckend aus der Schulterwehr, blicke ich in die Ebene, wo sich die Japaner bewegen. Das große von der Mandarinenstraße durchkreuzte Dorf da unten, das ich gut kenne und wo ich 5 Tage verbrachte, wimmelt jetzt von Japanern. Am Eingang des Sorghofeldes in der Nähe des Brunnens, wo ich meine Pferde tränkte, bemerke ich eine Bewegung kleiner schwarzer Dinge, die hinter den hohen Sorghos verschwinden.

Das rauschende Dickicht der drei bis vier Meter langen Sorghopflanzen, das die Erde wie ein dichter Mantel umfaßt, bietet den Japanern kostbare Hilfe. Infanteristen, Kavalle-

rie, die lange Reihe der Gebirgskanonen tragende Maultiere verschwinden darin vollständig. Einen Augenblick lang sieht man die Kolonnen auf den Pfaden längs der Gräben, aber bald werden sie durch den Sorgho verdeckt. An einigen Stellen nächst der Wege haben die Russen die Pflanzungen wegschneiden lassen, aber überall konnten sie es doch nicht tun, um nicht die Gegend zu verwüsten, die ohnehin vom Kriege genug zu leiden hat, ohne daß er sie etwas anginge.

Psssss, wieder zischt ein Shrapnel vorbei und die Köpfe ziehen sich alle gleichzeitig zurück. Man möchte glauben, eine Reihe von Marionetten vor sich zu haben, die sich plötzlich in die Kiste des Hanswurst's versenken, zum großen Gaudium der lieben Jugend. Nur Stackelberg bewegt seinen stolzen starren Kopf, sein gelangweiltes Gesicht nicht, das er aller Orten zur Schau trägt und das die Frage aufwerfen läßt, ob ihn die Monotonie des Lebens bedrückt oder ob er an einer Erkrankung der Leber leidet. Als die Geschosse dichter zu fallen beginnen, begnügt er sich, den weißen Ueberzug, der seine Mütze bedeckt, abzunehmen, im übrigen ist er korrekt gekleidet, mit frischen Handschuhen an den Händen, den Regenmantel umgeschlagen, betrachtet er die Ebene, erteilt er die Befehle und diktiert er Telegramme, alles mit ruhiger fester Stimme, als ob nicht das Eisen um ihn herum sausen würde. Für einen Augenblick wird er an das Telephon gerufen, das hinter dem Turm placiert ist. Er geht ohne Umweg zu machen, ohne sich zu bücken, gerade darauf los, wobei sich seine hohe Gestalt deutlich am Gipfel abhebt. Die japanische Antwort bleibt auch nicht lange aus, denn bald krepiert drei Schritte davon eine Granate, die den schwarzen Erdboden aufwühlt und einen Stein zersprengt, während Stackelberg ohne abzuweichen seinen Weg ruhig fortsetzt. Dieser Mann besitzt eine Kaltblütigkeit, eine erstaunliche Bravour, die ich im hohen Grade bewundere. Wozu exponiert er sich aber so sehr, ist es denn notwendig, daß er wie Keller ende? Vielleicht liegt seiner Haltung eine andere Absicht zugrunde. Nach der Schlacht bei Wafangu hatte man nämlich unter anderen für ihn unangenehme Sachen, die übrigens sämtlich völlig falsch waren, erzählt, daß er nicht einmal auf dem Schlachtfelde erschienen, sondern in seinem Waggon geblieben wäre. Jetzt ist er auf dem Schlachtfelde und scheint die

Absicht zu haben, sich töten zu lassen, um den verläumderischen Nachrednern den Mund zu stopfen.

Die Japaner scheinen aber wütend darüber zu sein, daß man sie provoziert, daß man unter dem direkten Feuer ihrer Batterien spazieren geht und versetzen sich wütend auf den Berggipfel, auf den alten Turm, der nichts dafür kann. Die Kugeln, die Steinsplitter prallen an unsere Füße und jeder verbirgt sich klugerweise. Auf Augenblicke fliegt die Eisenrundung, die das Aeußere des Geschosses bildet, sich drehend über unseren Köpfen. Ganz in der Nähe erhält ein Soldat zwei Kugeln ins Bein. Man trägt ihn auf gekreuzten Armen zum Regimentsarzt, der ihn vor unseren Augen verbindet. Die Wunde blutet stark, man muß die blutbefleckte Hose abschneiden. Da ich mich für den Verwundeten zu interessieren scheine, sagte mir der Arzt, der ausgezeichnet Französisch sprach, gewissermaßen als Trost: „Der Knochen ist getroffen, der Mann wird nicht sterben, aber zeitlebens hinken.''

Es ist neun Uhr. Die Japaner sind unaufhörlich vorgedrungen. Das Gewehrfeuer, das sich die ganze Front hinzieht, ist namentlich am rechten Flügel, an der Eisenbahn, wo die japanischen Kräfte immer stärker werden, äußerst stark. Hier und da sieht man schwarze wogende Linien zwischen den Sorghofeldern, es scheint, als ob Infanterie durch eine Umgehungsbewegung in der Ebene jene russischen Positionen, deren Endpunkt der Tschoschan markiert, zu überfluten sucht, um sich hinter dem Berge auf die Eisenbahn zu stürzen.

Ein Befehl langt ein. Die Soldaten in unserer Tranchee steigen hinunter, um den rechten Flügel zu verstärken. Die Japaner haben soeben 500 Meter von den ersten russichen Verschanzungen entfernt ein kleines Dorf okkupiert. Ihre in den Gräben und hinter Mauern und Gärten gedeckten Infanteristen und die russischen Soldaten, Pogranitzas, beschießen sich auf dieser kurzen Distanz den ganzen Tag hindurch. Dies Pogranitzas werden von Offizieren befehligt, die ich kenne und die mir auf dem Rückzug von Haitscheng Gastfreundschaft gewährt haben. Ihr Häuschen war ein niedliches Asyl. Einer der Offiziere hatte seine Frau bei sich und die Gegenwart einer Frau machte das Logis bequem, die Diener

geschickt, den Garten blumenreich. Unter ihrer dichten Gartenlaube habe ich schöne Stunden um den Samowar mit ihnen verbracht. Als ich mich anderen Tags nach ihnen erkundigte, erfuhr ich, daß nur einer heil ist, zwei wurden getötet, zwei tötlich am Kopfe verwundet.

Es ist Mittag. Das Feuer ist noch fürchterlicher geworden. Von acht Batterien des Korps haben sich vier gewendet und schießen nach rechts. Die russische Kavallerie, die sich dort in der Ebene, fünfzig Schwadronen stark, unter Mitschitschenko befindet, vermochte die Japaner nicht aufzuhalten. Was kann Kavallerie auf solch aufgeweichtem Boden ausrichten. Man mußte schließlich zu den Reserven greifen, die Regimenter des 4. Korps ins Gefecht treten lassen, um die japanische Bewegung aufzuhalten.

Das Bild wird packend. Von drei Seiten wütet jetzt die Schlacht und der von Granaten und Kugeln bedeckte Berg sieht wie eine vom Orkan gestürzte Burg aus.

Um besser nach rechts sehen zu können, begebe ich mich dreißig Meter weiter, decke mich hinter Felsen, zwischen denen ein Ausschnitt eine schöne Aussicht auf die Ebene gewährt. Es befand sich bereits ein französicher Offizier an jener Stelle, der Kommandant Cheminon, derselbe, der bei Tatsche-Kiau, bei Wafangu und überall gewesen, wo es etwas interessantes zu beobachten und Schüsse einzuheimsen gab. Am Fuße eines Felsens sitzend, den Rücken zur Schlacht gewandt, saß ein fremder Attachée, der Oberst . . . . und knabberte ruhig seinen Zwieback. „Wenn es etwas sehr interessantes gibt, lassen Sie michs wissen,“ sagte er seinem Kollegen, und lachend fügte er hinzu: „Der Felsen schützt uns ja ganz gut gegen die Shrapnels, aber bald werden uns die Japaner Brisanzgeschosse schicken. Sie wären jedenfalls nicht zu entschuldigen, wenn sie es nicht täten, und dann wird mancher, der da zuschaut, ein paar Felsensplitter zwischen die Zähne bekommen.“

Ein sanftes, keineswegs entsetzliches Geräusch, erfüllt wie eine Klage des Windes, wie der Schrei eines verwundeten Vogels, die Luft. Es sind die japanischen Kugeln, die um uns herum fliegen. Wer sind diese schlechten Schützen oder diese Spaßvögel, die ihre Projektile so hoch dirigieren? Das Shrapnel macht auf mich den Eindruck eines rohen unge-

bildeten Eindringlings, der sich durch Lärmen schon auf der Treppe ankündigt, so daß kluge Personen sich oft vor dem Shrapnel retten können, wie vor einem solchen Eindringling. Aber diese Kugel mit dem süßen Gesang ist ein niederträchtiger Feind, der einen mordet, ohne daß man nur daran denken konnte.

Es beginnt zu regnen, obgleich die Regenzeit schon vorbei ist. Es ist eine besondere Eigenheit der Mandschurei, daß es dort zu jeder Zeit regnet, während der Regenzeit sowohl als auch während der trockenen Jahreszeit, in der es auch selten schönes Wetter gibt. Der Regen, die Schlacht und die Erregung haben mich außerordentlich hungrig gemacht. Unten in meinen Taschen habe ich einigen Proviant bei mir, aber da müßte ich hinunter gehen und vor allen Dingen wieder heraufsteigen. Ich überlege mir aber, daß es sich wohl kaum lohnen würde, um ein Stückchen Zwieback zu knabbern, ein paar Kugeln zu riskieren. Außerdem waren die Herren in meiner Umgebung ebenso verhungert wie ich. Als ein Offizier eine Büchse Würstchen öffnete, erhellten sich alle Gesichter, wie die Gesichter der Kannibalen geglänzt haben mußten, als sie den Freitag brieten. Die Büchse ist aber klein; nur drei Würstchen sind darin enthalten und wir sind ein Dutzend, dabei kenne ich den Offizier nicht einmal, also Gründe genug, um mich unempfindlich zu machen. Wie ein neuer Spartiatus wende ich meinen Kopf ab, stelle mein Glas ein und suche in der Ebene den Blitz der japanischen Geschütze.

Neue Kolonnen rücken vor, Maultiere transportieren Gebirgsgeschütze. Die Russen führen am rechten Flügel Verstärkungen auf. Während es ganzen Nachmittags hört das Gewehrfeuer und die Kanonade nicht einen Augenblick auf; der Himmel wird dunkler und die Ebene erfüllt sich mit Nebel.

Es ist sechs Uhr. Ich kann hier während der Nacht nicht bleiben, ohne Nahrung, ohne Dach, unter dem beharrlichen Regenguß. Ich muß nach Liao-Yang zurück, wohin mich übrigens das abzusendende Telegramm ruft.

Als ich zu dem Graben komme, wo ich heute Morgen meine Pferde ließ, waren Diener und Pferde verschwunden. Vergeblich suche ich sie in der Nähe. Ich frage einen Soldaten, der mir antwortet, daß er wohl einen Chinesen mit zwei Pferden, von denen eines einen europäischen Sattel trug, ge-

sehen habe, daß er aber absolut nicht wisse, wo sie hingekommen wären.

Ich war wütend, denn ich kannte die chinesischen Wege bei Regen und ich gebrauchte noch Stunden, um nach Liao-Yang zu gelangen. Die Nacht brach bereits an. Zehn Schritte entfernt auf einem Hügel schossen hartnäckig zwei Kanonen der Kosakenbatterie. Bei jedem Schuß bäumte sich die Mündung auf und die fest an den Rädern sich klammernden Mannschaften zogen das Geschütz mühevoll auf den schlüpfrigen Boden jedesmal wieder vor. Bei dem sich entwickelnden Nebel und dem mystischen Lichte erschienen mir die beiden um die Kanonen beschäftigten Gruppen wie eine phantastische Vision.

Die folgenden Stunden waren für mich entsetzlich. Ich sank bis an die Kniee im Schlamme ein, der bei jedem Schritt meine Stiefel zurück hielt. An einzelnen Stellen verschwand der Weg unter dem Wasser. Wie ich so halbtot vor Hunger dahinglitt, faßte mich die Lust zu bleiben, wo ich war, wo es auch sein mochte, um den folgenden Tag abzuwarten. Es zogen Karren vorbei und ich suche einen Platz zu ergattern, indem ich dem Transporteur ein hohe Belohnung in Aussicht stellte, aber alles war mit Verwundeten überfüllt, die durch die entsetzlichen Erschütterungen der Wagen wahnsinnige Schmerzen erduldeten.

Ich verlasse die Straße, schneide durch das Feld zur Bahn hin ab. Aber in dieser Richtung knattert das Gewehrfeuer und ich laufe Gefahr, eine Kugel zu erwischen, hingegen hoffte ich, auf dem Damm wenigstens gehen zu können.

Dieser Damm diente aber als Verschanzung. Die darauf lagernden Infanteristen feuerten in Salven und in den Sorghofeldern unten heulte es wie Sturmessausen. Die Nacht hat zwar die Kanonen zum Schweigen gebracht, aber das Gewehrfeuer belebt und das Knistern der Kugeln und das Rollen der Maschinengewehre hört sich wie das Geräusch der Sonnen bei einem Feuerwerk an.

Der Zug, der weiter oben auf der Bahn steht, ist mit Geschossen für den folgenden Tag voll beladen und die schweren mit acht Pferden bespannten Artilleriewagen kamen, um ihre leeren Kisten zu füllen und ohne Unterbrechung aus dieser Todesfontaine zu schöpfen.

Im Westen brannte ein ganzes Dorf. Feuersbrunst, Kanonen, Mitrailleusen, verwüstete Saaten, verlassene Häuser, Tote und Sterbende zu Tausenden umfaßt das Bild dieser Landschaft, die noch vor kurzem so lachend heiter und so friedlich war. Welch Sturm des Unglücks ist nun über sie hereingebrochen!



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bei Liao-Yang.

Zweiter Tag, 31. August.

Auf dem rechten Flügel haben sich Russen und Japaner fast den ganzen Tag über beschossen. Der Angriff der Japaner und ihre Umgehungsbewegung, um hinter dem Berge hervorzukommen, sind gescheitert. Sie waren aber, unmittelbar nachdem sie zurückgeworfen wurden, immer wieder bereit, den Angriff zu erneuern, und heute morgen zeigte mir ein Ereignis, daß sie nicht mehr weit von Liao-Yang seien. Einen Kilometer von der Station entfernt hob sich der Ballon captif, um ihre Bewegungen zu beobachten. Alsbald schossen sie hinauf und ihre Geschosse kamen aus einer geringen Distanz. Sie waren fast auf Kanonenschußweite von dem Balon entfernt, der sich in nächster Nähe des Bahnhofes befand.

Das Wetter ist wieder schön geworden und eine lachende Sonne ladet zum Spazierengehen ein. Die Eisenbahnlinie führt allmählich zu dem Anblick des Tschon-Tschan hin, wo seit Tagesbeginn die russischen Batterien wieder ihre Musik aufgenommen haben. Ich passiere ganze Trupps Neugieriger, Schwestern vom Roten Kreuz, Angestellte der Verwaltung, Kaufleute etc., die die Schlacht mit ansehen wollten.

Da springt einer, dessen Gesicht ich noch nie gesehen, auf mich zu, nennt seinen Namen, drückt meine Hand und erfaßt meinen Arm. Es ist ein Oberst, der sich für einen großen Franzosenfreund ausgibt. Er weiß einige Brocken Französisch, ich einige Worte seiner Sprache und indem ich mit ihm weiter promenierte, merke ich, daß er die phantastischsten Reden führt und ein wenig getrunken haben mußte. Die Russen sind nie so sehr franzosenfreundlich, als wenn sie getrunken haben, der Wuttki, unsere Liqueure und Weine er-

wecken bei ihnen ungeheure Sympathie für Frankreich. Wir marschieren immer weiter und gelangen in die Feuerzone. In langer Linie liegen die Schützen längs dem Eisenbahndamm hingestreckt. Es wird gefährlich, weiter zu gehen, aber mein Begleiter will nichts davon wissen. „Nur vorwärts, vorwärts, mein Herr,“ sagt er, indem er mich weiter schleppt, „ich kenne die Kanonen sehr gut.“ Ich fragte ihn, ob er Artillerist sei. — „Artillerist? Nein.“ — Alsdann Infanterieoberst? — „Nein!“ — Von der Kavallerie vielleicht? — „Nein, nein, ik bin i-us, i-us!“ — I-us, verstand ich nicht. — „Ja! I-us, i-uris!“ Ich erinnerte mich dabei, daß es in der russischen Armee Offiziere der Jurisprudenz gibt, und dieser Wütende, der um jeden Preis eine Kugel weg haben wollte, und der da Latein sprach, ohne daß ich es verstehen konnte, war einer dieser Offiziere. Aber zum Teufel, was wollte die Jurisprudenz hier auf dem Schlachtfelde? Der Herr Oberst hielt mich aber sehr fest und ließ mich umsoweniger los, als ich ihm als Stützpunkt diente. Ich wußte nicht, wie ich mich dieser allzu sympathischen Umschließung entziehen sollte. Glücklicherweise trat ein Offizier auf uns zu, hieß uns stehen bleiben und den Damm verlassen, denn seine Truppe werde sofort mit dem Feuern beginnen.

Bei den Positionen des ersten Korps dauerte die Kanonade den ganzen Nachmittag an. Der Infanteriekampf wird auf Augenblicke unterbrochen, um bald wieder anzufangen. Gestern Morgen hätte man glauben können, daß die Japaner hier eine Demonstration machen wollten, um einen Hauptangriff, den sie im Osten vorbereiten, zu maskieren, aber es war doch keine Demonstration, sondern ein sehr wilder Angriff. Trotz der großen Verluste, die sie gestern hier gehabt haben, erneuern sie doch wieder den Ansturm. Die in ihren Trancheen vergrabenen Russen zählen bereits dreitausend Kampfunfähige und das in der Reserve verbliebene 4. Korps hat erst einen Teit seiner Infanterie, aber nicht seine Artillerie engagiert, es sind also nur die acht Batterien des ersten Korps, sieben Divisionsbatterien und eine Kosakenbatterie, die gestern hier den Kampf geführt haben und ihn auch heute führen.

Gegen sechs Uhr hört das Feuer bei den Japanern auf. Aber es war nur die Stille vor dem Sturme, vor einem ent-

setzlichen Sturme voll Feuer und Flammen. Die gesamte japanische Artillerie, wie man sagt hundertundfünfzig Geschütze, eröffnen namentlich auf der Rechten, links vom Tschoschan, der jetzt dem Berge Sinai glich, das Feuer. Der in der Nähe der Wälle stehende Turm schien, als der Abend kam, ganz mit schwarzen Flecken besetzt und auch die weißen Flecken, die Rauchflocken, die auf den Kämmen der Berge sichtbar wurden, waren nicht minder zahlreich. Der Geschoßregen, von dem man so oft sprach, ist jetzt zur Wirklichkeit geworden. Ein entsetzlicher Lärm entwickelt sich, Donnerschläge und heftige Erschütterungen wechseln miteinander ab, zuweilen werden mehrere Salven gleichzeitig losgelassen, und das auf der ganzen Linie knatternde Gewehrfeuer, der sägeartige Lärm der Mitrailleusen erfüllt die Luft. Eine Batterie, die sich 10 Meter von uns aufgestellt, betäubt uns vollständig. Hinter dem Bergkamm, in den Trancheen, die ich gestern gesehen habe, werden die Japaner den Angriff unternehmen und diese Sintflut von Geschossen ist die begleitende Musik dazu. Welche Begeisterung liegt in diesen Angriffen, welche Leidenschaft beseelt sie dabei! Wo würde man noch solche Truppen finden, die sich zwei Tage und zwei Nächte so hinopfern lassen würden?

Bei eintretender Finsternis verstummt nach und nach die Kanone, aber das Gewehrfeuer erhält sich noch über eine Stunde, bis dann alles schweigt und eine große, seltsame Stille sich über diese Schlächtereien breitet.

Der neue japanische Angriff, der wütendste von allen, ist wieder abgewiesen worden. Auf dem rechten Flügel, auf dem ich stehe, kann kein Zweifel darüber vorhanden sein, denn die Russen stehen genau auf demselben Platz, den sie gestern Abend einnahmen, als ich vom Berge herabstieg. Gegenüber, zur Linken, haben sich die Batterien nicht bewegt, ein Beweis, daß die davor stehende Infanterie nicht nachgelassen hat. Nur auf einem einzigen Punkt, am linken Flügel des 1. Korps, ist eine Tranchee, in der alle Soldaten, absolut alle, getötet worden sind, (da diese Tranchee sich in schiefer Richtung befand, konnte sie von den Japanern mit Längsfeuer bestrichen werden), vom Feinde besetzt worden. In diesem Abschnitt, der bei dem Abfall der kleinen Hügel sich befand, war der Kampf am wildesten. Dem Regiment, das ihn besetzt hielt,

es war das 35. der Division Kondratowitsch, hatte der General am Morgen befohlen, sich zusammenhauen zu lassen, aber standhaft zu halten. Und das Regiment hat Stand gehalten. In einer Kompagnie von 135 Mann waren noch 16 auf den Beinen, bei einer anderen waren alle Offiziere getötet worden. Ein Feldwebel und dreißig Mann, die noch übrig blieben, schossen ohne Unterlaß in die Japanerhaufen hinein. Als die meisten Soldaten gefallen waren und man sich in die höhere Tranchee zurückziehen mußte, bewahrte der Unteroffizier noch seine ganze Kaltblütigkeit und marschierte als der Letzte heraus, nachdem er noch zuvor eine dort placierte Fattermine in Brand steckte und die herankommenden Japaner damit in die Luft sprengte.

Aber abgesehen von dieser Tranchee, die man mit Reservetruppen, deren man ja genügend zur Hand hat, wieder nehmen kann, haben die Russen alle ihre Positionen bewahrt. Das erste sibirische Korps, das seit vier Monaten kämpft und bei Wafangu so arg mitgenommen wurde, hat auch hier ungeheure Energie und Kühnheit bewiesen. Diese ganz jungen Männer, von denen viele das Land schon kannten, sind jetzt kriegserfahren und abgehärtet. Ich beobachtete gestern eine Gruppe davon auf dem Gipfel des Tschoschan. In einer Vertiefung verborgen lachten und scherzten sie wie toll, und wenn sie über ihren Köpfen das Pfeifen eines Projektils vernahmen, warfen sie sich gegenseitig Sticheleien zu, dabei hatte eben eine Kugel einem von ihnen den Kehlkopf zertrümmert. Durch die Macht der Gewohnheit waren die Soldaten aber bereits so abgestumpft, daß sie mit dem Tode spielten. Obwohl sie wußten, daß man sie bald rufen werde und sie in die Trancheen, in die Hölle der Schlacht werden hinabsteigen müssen, kümmerte sie das wenig. Zwei von ihnen hatten sich unter ihrem Zelte zusammengekauert und, von der Außenwelt getrennt, las einer dem andern mit leiser, schlecht geübter Stimme, holperig wie ein Kind, eine Numemr des Mandschurski Westnik, der für die Armee bestimmten Zeitung, vor.

Ich kehre durch einen heftigen Kanonendonner, bei einer Regenflut, die selbst bis auf die Papiere meines Portefeuilles alles durchnäßte, nach Liao-Yang zurück und hatte, wie alle, die mit mir waren, den Eindruck eines russichen Sieges ge-

wonnen. Wir waren der Ansicht, daß die Japaner nach ihren ungeheuren gestrigen Verlusten und den noch viel größeren von heute außerstande sein würden, diese Attacken weiter fortzusetzen, die Schläge des heutigen Abends waren sicherlich ihre letzten Kraftanstrengungen, sozusagen der Knalleffekt des Feuerwerks gewesen. Und wenn sie selbst noch einmal anzugreifen vermochten, so hätten die Russen doch immer noch ihre Reserven. Liao-Yang bleibt also den Russen, die Offensive der Japaner ist gebrochen.

Als ich mein Telegramm expediert hatte, begab ich mich nach dem Bahnhof und auf den Bahnsteig (es war ungefähr Mitternacht) begegnete ich einem Kosakenleutnant, einem Ordonnanzoffizier Stackelbergs. „Wir verlassen unsere Positionen," sagte er mir, „das Korps beginnt sich zurückzuziehen. Kuroki hat den Taitse-Ho überschritten und bedroht unsere Verbindungen." Bei diesen Worten empfand ich einen heftigen Schlag. Also immer dieselbe Geschichte; man gräbt tiefe Löcher, man widersetzt sich darin tapfer ein oder zwei Tage, dann verläßt man sie nächtlicher Weile in der Angst, an irgend einer Stelle vom Feinde im Rücken angegriffen zu werden. Die russische Armee macht auf mich seit einigen Monaten den Eindruck eines Mannes, der seinem Gegner entschlossen die geballte Faust zeigt. Diese Faust bleibt unerschüttert bei allen Schlägen, wie aber der listige Gegner sich auf die andere Seite wirft und mit der freigebliebenen Hand eine drohende Geste macht, zieht sich die geballte Faust sofort zurück.

Nach dem bewundernswerten Widerstand dieses Abends wird die erste Linie zurückgezogen, was aber gleichbedeutend ist mit dem Verlust von Liao-Yang. Wohl umgibt zwar noch eine zweite Linie, ein Kreis von Befestigungswerken die Stadt, aber diese ziehen sich nur zwei Kilometer lang hin und werden schließlich auch nicht lange halten. Morgen werden die Japaner die Berggipfel besetzen und die Stationen und die Russenstadt bombardieren.

Liao-Yang ist aufgegeben, dieses große russische Zentrum der Mandschurei! Seit Monaten und Monaten spricht man in der ganzen Welt nur von Liao-Yang! Und wie wird man es wiedernehmen können, nachdem man es verloren hat, wo

doch die Nordseite durch den Fluß geschützt und dadurch beinahe uneinnehmbar wird.

Eine einzige Hoffnung bleibt noch, ein großer russischer Sieg auf dem linken Flügel bei Yanti, wohin Kuropatkin morgen gegen die Streitkräfte Kurokis, die nicht mehr sehr große sein können, seine ganze Armee werfen wird. Um die Feldbefestigungen zu bewachen, werden zwei oder drei Divisionen genügen, der übrige Rest, die vier Korps, werden durch eine kräftige Offensive die Japaner durcheinanderrütteln, in Auflösung in die Berge werfen und nach Liao-Yang zurückkehren, das sich noch zwei bis drei Tage halten wird. Dann wäre dieser Rückzug, diese halbe Räumung, eines der geschicktesten Manöver. Diese Hoffnung fand in mir noch eine Bestätigung, als mir Einer sagte: „Passen Sie auf, wir werden einen großen Coup machen!“

Ich wünschte es aufs lebhafteste, aber offen gesagt, ich glaubte nicht sehr daran.

Der Rückzug.

Dritter Tag, 1. September.

Nach Kaiping, Tatsche-Kiau ,Haitscheng wieder eine Räumung, diesmal aber unter besonders ernsten Umständen, da sie nach einer großen Schlacht erfolgte. Sie wurde sehr rasch und auf ganz unerwartete Weise beschlossen. Heute Morgen entfernte sich der Zug Kuropatkins drei Kilometer nach Norden, der improvisierten Station zu. Die Hospitäler, die zahlreichen Dienststellen des Roten Kreuzes, die Verwaltungszweige, die geblieben waren, sollten zuerst weggeschafft werden. Die letzten griechischen Händler, Konservenverkäufer, Krämer, Schnapsverschänker und Barbiere, die schon weit fort hätten sein müssen, wenn sie klug gewesen wären, aber doch aus Habsucht geblieben sind, füllten den Bahnsteig mit ihrem Gepäck aus, das sie um jeden Preis expedieren wollten.

Aber das Bahnhofspersonal scheint es gar nicht eilig zu haben. Der Morgen ist schön und nach dem zweitägigen Höllenlärm haben die Kanonen endlich zu donnern aufgehört.

Wozu sollte man da schnell sein? Die meisten Zelte sind noch aufgerichtet, vor der Station hat ein großes Lazarett noch nicht einmal mit dem Einpacken begonnen, nur das von Konsumenten überfüllte Buffet funktionierte schon mit der größten Lebendigkeit. Dieses Volk ist wahrlich unfaßbar. Es trinkt, lacht und verspätet sich unter den drohenden Kanonen und es hätte doch nur der Ueberlegung einiger Sekunden bedurft, um sich von der großen Gefahr zu überzeugen, in der man sich befand.

Der Kamm des Tschoschan ist auf acht Kilometer von den Japanern besetzt. Diese hätten nur nötig, einige Belagerungsgeschütze hinaufzuschaffen, was ihnen um so leichter möglich wäre, als die Eisenbahn daneben ist, und dann könnten sie die Station nach Belieben bombardieren. Und sogar ohne Belagerungsgeschütze, durch eine in den Sorghopflanzungen sich versteckende Gebirgsbatterie könnten sie das Feuer auf uns eröffnen. Aber nichts ist ansteckender als die Sorglosigkeit und ich trete daher mit den andern an das Buffet in eine Atmosphäre der Sicherheit und übelriechender Dünste. Es war etwas mehr Unordnung zu bemerken als in gewöhnlichen Zeiten, aber keineswegs mehr Schmutz, denn dieser war bei einem mandschurischen Buffet stets im Maximum vorhanden und konnte nicht mehr übertroffen werden. Die Kunden holten sich selbst die letzten Flaschen japanischen Bieres, die Ueberreste von Sakuska oder irgend eine appetitanregende Suppe, die mit großer Mühe der Küche, jenem übelriechenden Loche, entrissen werden mußte. Ein Offizier, mit dem ich Bekanntschaft schloß, erklärte mir, daß die Dinge für den Augenblick ziemlich schlecht stünden, sich aber sehr bald ändern würden. Ich antwortete ihm, daß ich davon überzeugt sei, worauf mich der Herr zu einem Glase Bier einlud. In demselben Moment verursachte ein langes Pfeifen mit darauffolgenden nun schon bekannten Tönen einer Detonation, daß alle die Köpfe in die Höhe richteten. Das Geschoß fiel in nächster Nähe nieder. Man würde nun glauben, daß alle die Flaschen und Speisen stehen und liegen ließen, um sich aus der gefährdeten Zone zu flüchten? Keineswegs! Nur einige Personen gingen hinaus und zu denen gehörte auch ich. Ich bewohnte seit vierzehn Tagen ein Regierungsgebäude in der Nähe der Station. Die Beamten, die bisher darin leb-

ten, wurden nach Tielin versetzt und ohne Jemanden zu fragen, habe ich mich in den freigelassenen Räumen installiert. Das Haus war gerade in der Mitte zwischen dem Wasserreservoir und dem alten Turm gelegen und als ich vor einigen Tagen mit meinem Mitbewohner über die Möglichkeit eines Bombardements sprach, waren wir rasch darüber einig, daß unser zwischen diesen beiden Merkzeichen gelegenes Logis ganz besonders dazu geeignet sei, die ersten Schüsse zu erhalten.

Auf dem Bahnsteig verabschiedete ich mich von einigen als ein neues Pfeifen, und eine neue Detonation stattfand. „Es ist eine Granate,“ sagte einer der mit mir im Gespräch begriffenen Herren mit der gleichgiltigsten Miene der Welt, als wenn er sagen würde, „es ist ein Bonbon.“ Es traf sich, daß die Granate einen Kosaken sofort tötete und die darauffolgende eine Barmherzige Schwester, die sich unter den vor dem Bahnhof errichteten Zelten befand, tötlich verletzte. Nun begann die Verwirrung; ich begab mich nach Hause, wo die entsetzte Dienerschaft die Pferde bereits ein wenig nach rückwärts gebracht hatte. Die Leute stürzten davon Wagen flogen im Galopp vorbei und Reiter trieben ihre Pferde, ohne Rücksicht auf die Fußgänger, an. Ein Gespann stieß eines meiner Packtiere um, das Unglück war fertig, die Packung kollerte herunter. Die Pferdeknechte beeilten, sich alles schnell wieder in Ordnung zu setzen, aber keiner, der schon einmal Packtiere benutzt hat, wird mir widersprechen, wenn ich behaupte, daß es schwerer ist, die Ladung eines Maulesels ins Gleichgewicht zu bringen, als das Budget der dritten Republik. Dabei fielen die Granaten weiter und wir befanden uns in der gefährlichsten Zone. Es waren keine Shrapnels, sondern Brisanzgeschosse, die furchtbare Detonationen verursachten, ein tiefes Loch im Boden gruben und einen häßlichen schwarzen Rauch entwickelten. Ich schrie und wütete gegen meine Leute, als mich ein sehr nahes verdächtiges Pfeifen mächtig zur Seite und dabei unter den Schutz der benachbarten Mauer warf. Das Geschoß krepierte drei Schritte von meinem Pferdediener, der von nervösem Zittern erfaßt wie ein kleines Kind zu weinen anfing. Ich rief einen vorbeipassierenden Kutscher an und versprach ihm 50 Rubel, wenn er meine Bagage zusammenraffen und auf seinen Wa-

gen verladen wollte. Der Mann verstand mich vollständig, und obgleich 50 Rubel immerhin eine Summe für einen armen Teufel, wie er, bedeutete, versetzte er seinem Pferde einen Peitschenhieb und schüttelte seinen Kopf mit einem Lächeln, als ob er sagen wollte, daß alle Rubel sich nicht lohnen, einen seiner Knochen zu gefährden. Ich schloß mich seiner Ansicht an und wies die Chinesen an, die Tiere wegzuführen und alles liegen zu lassen. In diesem Augenblick ritt im Galopp, die langen Beine von seinem Ponny hängen lassend, Lord Brooke, mein liebenswürdiger Kollege von der Agentur Reuter, vorbei, und ich sagte mir, wenn ein Abkömmling der Warwik sich so rasch flüchtet, so wäre es Torheit, noch zu zögern und entfernte mich aufs rascheste.

Dreihundert Meter waren zurückzulegen und man befand sich schon außer Gefahr. Ein von weitem abgefeuertes Geschoß konnte kaum über die Umgebung des Bahnhofes hinausgelangen. Mein Pferdeknecht schluchzte noch immer. Ich steige vom Pferde, um ihn zu untersuchen, aber er hatte nichts als Furcht. Am Rande der Bahn blieb ich stehen, um nach rückwärts zu blicken und das Durcheinander zu betrachten.

Suave mari magno . . .

Alle fünf Minuten ging ein Zug mit soviel Wagen ab, als man nur zusammensetzen konnte. Der unter dem Granatenfeuer stehende Bahnhof leerte sich allmählich. Zwischen Tischen, die die Füße nach oben reckten, Stühlen, Koffer und der ganzen spaßhaften Unordnung eines zu eiligen Umzuges sah man Menschenhaufen an den Wagenstufen hängend und auf Plattformen kauernd; barmherzige Schwestern, verwundete und kampffähige Soldaten und Zivilisten, eine an einem Möbelstück angebundene Ziege, ein zwischen Latten eingefangenes Schwein, Gänse, die ihre Hälse aus einem Korbe hervorsteckten. Die Leute eines Waggons warfen den Soldaten kleine graue Packete zu, auf die diese sich stürzten, um die sie sich schlugen, wie die Gassenjungen in der Gosse. Die Packete enthielten Tabak, der wahrscheinlich einer Kantine weggenommen worden. Kosaken passierten, jeder mit einer Champagnerflasche in der Hand. Man wird kaum daran zweifeln, daß sie diesen Champagner nicht gekauft haben.

Das chinesische Bedientenpack hat die Unordnung benützt und sich schleunigst an die Plünderung der Häuser in

der Russenstadt gemacht. Kulis und Boys haben ihre Bombenangst überwunden und alles durchwühlt und fortgetragen, was sich forttragen ließ. Mein Gepäck wurde auch schon zusammengerafft und unter Dach gebracht und die Gegenstände werden in wenigen Tagen den Japanern verkauft werden. Es ist mir wenigstens ein Trost, zu wissen, daß dadurch nichts davon verloren gehen wird.

Wir alle schulden heute den Japanern großen Dank. Sie hätten weniger zaghaft sein können und statt vereinzelter Geschosse gleich zehn auf den Bahnhof abgeben und auf diese Weise viele Leute töten können. Aber voll Diskretion und Takt wollten sie nur den Auszug etwas beschleunigen und beschränkten sich darauf, mehr Lärm zu machen, als Unheil zu stiften. Ich meinerseits bin ihnen dafür unendlich dankbar.

Was sollte ich jetzt machen? Hier bleiben und ansehen, was ich schon gesehen habe, den Brand der Häuser, der Proviantvorräte, die üblichen Scenen der Arriergarde? Nun, das Gros der Truppen ist nach Norden auf die andere Seite des Stromes abgegangen, wo sich morgen eine große Schlacht entwickeln wird; ich werde ihnen folgen und heute Abend in Yantai schlafen gehen.



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bei Liao-Yang.

Die Kämpfe bei Yantai.

Yantai, 2. September.

Ich muß freimütig eingestehen, daß ich nichts davon verstanden habe, nichts, absolut nichts, obwohl ich dabei gewesen, gewissermaßen sogar in der ersten Logenreihe saß. Der Lärm der russischen Batterien hat mir das Trommelfell zerrissen und das Platzen der japanischen Granaten veranlaßte mich, mehr als einmal den Kopf zu senken, und einer meiner Kollegen, der in der militärischen Kritik einen bekannten Namen besitzt, hat ebensowenig verstanden, als ich. Und als ich am Abend und am andern Morgen nach der Schlacht die hervorragendsten Sachverständigen befragte, die aus zwei Welten hierhergesandt wurden, wenn ich erhoffte, durch sie ein wenig die Sache beleuchten zu können, so antworteten sie mir, daß diese Schlacht die dunkelste und konfuseste wäre, die sie jemals zu studieren unternommen hätten und daß sie erst in ein oder zwei Wochen hofften, etwas Klarheit darüber zu gewinnen. Dennoch dachte ich mir, werden sich jetzt ernste Leute an ihr Pult setzen, ihre Karten, ihren Kompaß und ihre Feder zur Hand nehmen und diese ganze Angelegenheit dem geneigten Leser in Deutschland, Frankreich und England erklären und der Leser selbst wird sie vollständig verstehen und alles wird gut sein in dieser besten aller Welten, in der sich ein Zeitungsverleger ruiniert, um in unmöglichen Ländern einen Korresponten zu erhalten, dessen Telegramme gar nicht, dessen Briefe nur unregelmäßig ankommen, in der ein militärischer Schriftsteller seine freie Zeit opfert, um durch eine kraftvolle Denkanstrengung die entfernten Ereignisse, so wie sie sich zugetragen, zu rekonstruieren und in der schließ-

lich das edle Publikum in den Bergen und an den Küsten des Meeres, all diesen Leuten gegenüber, die dafür in Bewegung gesetzt werden, eine unendliche Gleichgiltigkeit zuteil werden läßt und damit den Verleger für seine Opfer, die Kritik für ihren Scharfsinn und den Korrespondenten für sein Stillschweigen entlohnt.

In der Schlacht von Yantai entwickelte sich die ungeheure Front von den Kohlengruben bis zum Taitse-Ho-Bett auf einer Ausdehnung von 15 Kilometern. Wenn man sich von Liao-Yang nördlich entfernt, erweitert sich die große Ebene, die Berge treten zurück und die ersten wellenförmigen Erhebungen dieser Berge waren es, die sich die beiden Armeen streitig machten und die die Feuerlinie bildeten. Ich langte am linken Flügel des Schlachtfeldes auf jenem Schienenstrang an, der die Kohlengruben mit der Station verbindet und sofort erhob sich für mich die wichtige Frage, wo ich mich postieren werde, um etwas zu sehen. Der einzige halbwegs gute Platz waren eben jene Hügel, die sich die beiden Kämpfenden streitig machten, die aber aus leicht begreiflichen Gründen kein Neugieriger zu besteigen versucht hätte. Hier in dieser fruchtbaren Ebene erreichte der Sorgho eine ganz ungewohnte Höhe. In diesem Dickicht, in diesem biegsamen, rauschenden Wald, in dem ich da immer weiter vordrang, dem Schall der Kanonen nachgehend, fühlte ich mich verloren. Eine Bodenkrümmung, die ich weiter unten bemerkte, erschien mir einen Augenblick dazu geeignet, einen besseren Aussichtsposten abgeben zu können, doch als ich mich hinbegeben hatte, entdecke ich zu meinem Schmerz, daß sich mein Horizont durch nichts geändert hatte.

Während ich so in diesem Pflanzenmeere herumirrte, begegnete ich an der Spitze einer Eskadron reitend den Prinzen Karageorgiewitsch von der Division Mitschtschenko, der mir zurief, „wir wurden schleunigst nach dem linken Flügel berufen- um die Japaner zurückzuhalten!“ Er entfernte sich in der Richtung des Hügels, bei dem die Kohlengruben sich befinden. Ein lebhaftes Gewehrfeuer entwickelte sich dort bald. Zwei russische Batterien, die an der Lisiere des Feldes postiert waren, schossen aus ganz kurzer Distanz und ich sah ihre Geschosse über den Sorghofeldern krepieren. Das war übrigens alles, was ich sah, es war völlig unmöglich, sich

dabei ein Bild zu machen, wie die Sachen standen, darüber klar zu werden, wer Angreifer war und wer Angegriffener, und ob die Russen vorwärtsgehen oder zurückweichen. Das Gewehrfeuer näherte sich jedoch und daraus schloß ich, daß die Japaner im Vorgehen begriffen sein mußten.

In heller Verzweiflung fasse ich einen Baum ins Auge und klettere, indem ich mich auf mein Pferd stützte, auf die höchsten Zweige. Aber alle diese Anstrengungen waren vergeblich, denn der Sorgho bedeckte alles, den Kampf sowohl, wie die Kämpfer. Er setzte der Schlacht seinen undurchdringlichen Mantel entgegen, er triumphierte über sie und absorbierte sie schließlich ganz.

Obgleich eine große Armee mit all dem Kriegsgerät, das sie mit sich führt, anwesend sein sollte, war absolut nichts kriegerisches zu sehen. Die Felder erschienen ruhig und wäre nicht der Kanonendonner gewesen, man hätte geglaubt, daß sich auf ihnen nichts außergewöhnliches zutrage. Die Japaner antworteten sehr zögernd und daraus hätte man schließen können, daß sie nicht in großer Zahl anwesend waren oder nicht die Absicht hatten, sich mit aller Kraft in den Kampf einzulasssen. Auf den Zweigen meines Baumes sitzend, habe ich auf diese Weise gar rasch die Schlacht vergessen und verbrachte meine Zeit damit, an entfernte Menschen und Dinge zu denken. Es war einer jener herrlichen Tage, die mich mit dem mandschurischen Lande aussöhnten. Die Sonne goß in unerbittlicher Gewalt ihre Strahlen auf das breitblättrige, rauschende Sorgho-Meer und unter ihrer Einwirkung schmolz alle Tatkraft dahin. Ein vorüberreitender Kavallerist bindet sein Pferd an und streckt sich im Grase der Länge nach aus. Es war ein Unteroffizier, aber die Hitze und das sanfte Gras haben die Disziplin besiegt und ich hatte große Lust, es ihm nachzutun.

Auf dem nach den Minen führenden Wege, wohin ich mich bald darauf begab, kam einem die Schlacht wieder in ergreifender und brutaler Weise in Erinnerung. Man meldet den Ambulanzen ganze Reihen von Verwundeten an, von ganz neuerdings Verwundeten, die von Blut und Staub bedeckt auf der Erde lagen. Der eine von den Armen hat die Brust durchschossen und brach Blut aus, das von dem leinenen Ueberzug der Tragbahre heruntertropft, sein hängender

Kopf zuckt krampfhaft in der Agonie. Der kurze Gewehrkampf hatte doch sehr viele Opfer gekostet.

Alle Verwundeten wurden in das Haus eines Pogranitza-Postens an der Eisenbahn gebracht, wo die Aerzte mit aufgekrempelten Hemdsärmeln unter freiem Himmel arbeiteten. Ein ganzes Regiment der 54. Division befand sich hier in Ruhe, die Leute lagerten in Gruppen herum, viele irrten im Sorgho umher, die Gewehre waren zu Pyramiden formiert. Es hatte hier den Anschein, als ob völlige Ruhe und größte Sicherheit herrschen würde. Als ich ankam, nähern sich mir zwei Soldaten, von denen mich einer anspricht, und ich verstehe, daß er von dem Gospodin korrespondiente wissen wollte, ob noch russische Soldaten in der Richtung nach Westen, die er mit dem Arme bezeichnete, von mir gesehen wären. Für diese einfachen Leute ist der Korrespondent ein Mann, der alle sieht und alles weiß. Wie oft mußte ich nicht auf die vielen einfachen Fragen antworten: „Werden wir bald Friede haben?“ (und ich muß gestehen, daß diese Frage am häufigsten an mich gerichtete wurde), „Wird die baltische Flotte abgehen?“ — „Wie stark sind die Japaner?“ u. s. w. und die Fragenden — es waren nicht immer Soldaten — waren überstehe, daß er von dem „Gospodin korrespondiente“ wissen Hier aber war die Frage der Soldaten ganz besonders eigenartig, denn wenn im Westen keine Russen mehr wären, dann wäre die Situation sicherlich sehr schlecht. Ich antwortete ihnen mit Sicherheit, daß noch welche dort wären. Aber es passierte mir noch etwas seltsameres, indem mich ein Podpolkovnik fragte, ob der Bahnhof von Yantai noch von den Russen gehalten werde. Wie kamen diese Leute dazu, diese Fragen zu stellen? Wenn Yantai nicht mehr von den Russen gehalten werden würde, wäre ja die Armee vollständig abgeschnitten.

Ich band mein Pferd an einen Busch und setze mich ins Gras zu einem Hauptmann des Generalstabes, den ich über die Schlacht befragte: „Haben wir auf dem linken Hügel bei den Kohlengruben angegriffen und wie lief dieser Angriff ab?“ — Der Hauptmann war sehr verlegen über diese Frage, antwortete ausweichend und erklärte mir, daß die Japaner sich nach links gewandt haben. Da begriff ich, warum man so eilig die Schwadronen Mitschtschenkos und Regimenter

der ersten sibirischen Division, denen ich auf den Sorghofeldern begegnet war, dahin gesandt hatte.

Die russischen Batterien schossen noch immer auf dem Grubenhügel und ihre Geschosse platzten in immer weiterer Entfernung, so daß es schien, als ob sie eine japanische Kolonne verfolgten, die nach der anderen Seite im Abstieg begriffen war. Eine lange russische Kolonne kam den Weg entlang. Nun dachte ich, daß die Schlacht beendigt sei und hielt es für an der Zeit, nach Yantai zurückzukehren, als plötzlich eine große Bewegung bei dem in der Ruhe befindlichen Regiment Platz griff. Die Leute sprangen auf und warfen sich aufgeschreckt auf ihre Gewehrpyramiden. Rufe ertönten „Die Japaner! Die Japaner!", man vernahm das Geräusch gezogener Klingen, Kommandoworte, den Lärm der sich formierenden Massen, der den Boden stampfenden Füße und über diesem allen das Pfeifen der japanischen Kugeln in den Sorghostengeln, das Getöse der hoch in der Luft platzenden Shrapnells, kurz eine bewegte, tumultöse Scene und sicherlich der eigenartigste erschütterndste Augenblick, den ich während der ganzen Kampagne miterlebt habe.

Die Leute sind bereits aufgestellt, die letzten schließen sich noch eiligst an, die Kompagnien decken sich hinter der Böschung und beginnen das Feuer. Ich springe auf mein Pferd, das ich glücklicherweise bei mir hatte und dringe im Galopp in die Sorghofelder hinein, die weit abseits von dieser gefährlichen Zone lagen. Meine Absicht war es, nach Yantai zu gehen, dabei mußte ich aber den vom Gewehrfeuer bestrichenen Weg vermeiden. Rings um mich herum hörte ich das Knicken der Stengel und das von den Kugeln herrührende beunruhigende Geräusch. Ich verändere daher die Richtung und wende mich nach dem Süden. Das Terrain fällt an dieser Stelle in eine Art Trichter ab, in den ich bestürzt hineingerate. Auf diesem Wege, dem einzigen, der vorhanden ist, herrschte eine ungeheure Verwirrung. Die Regimentswagen fuhren mit größter Geschwindigkeit davon, wettend, wer an erster Stelle kommen würde, die Kutscher heulen und schimpfen, zwei Gespanne geraten aneinander, das eine davon, ein leichtes Fahrzeug, stürzt um, nachdem es erst kurz vorher neu beladen worden war. Der Kutscher erhebt sich arg zugerichtet und sofort wirft ihn ein wie ein Pfeil dahin-

sausender Reiter neuerdings um. Die folgenden Wagen bleiben nun an diesem Hindernis stecken und auch mein Pferd geriet in die Gefahr, jeden Augenblick umgeworfen zu werden. Ich mußte daher trachten, den Weg zu verlassen und unter tausendfacher Mühe unter den Sorghos, in denen noch immer Kugeln pfiffen, fortzukommen.

Das Gewehrfeuer und das Platzen der Shrapnells währte noch eine halbe Stunde. Die Japaner hatten sich in die Sorghos geschlichen, es gelang ihnen, ganz nahe an das russische Regiment heranzukommen, es zu überraschen, ihm zweifellos viele Leute zu töten und sich dann, da sie wahrscheinlich nur sehr gering an Zahl waren, wieder schleunigst zurückzuziehen. Diese interessante Episode zeigte zur Genüge, was in einem solchen Lande einige wenige geschickte und entschlossene Leute zu leisten vermögen.

Die Gegend, die ich auf dem Rückweg nach Yantai passierte, erschien mir öde und verlassen. Nicht ein russischer Soldat, nicht ein Gespann war auf dem Wege zu sehen, in den Dörfern waren die meisten Häuser verschlossen und alle Oeffnungen verbarrikadiert. An Stelle des intensiven wimmelnden Lebens, das ich in diesen chinesischen Ansiedelungen immer beobachtete, herrschte überall Stille und der Tod. Die unglücklichen Einwohner waren so klug, den Krieg und die unvermeidlichen Geißeln, die er im Gefolge hat, zu fliehen. Die Abwesenheit der russischen Soldaten setzte mich aber in Erstaunen und erschreckte mich zu gleicher Zeit. Ich fing an zu zweifeln, ob ich mich im Rücken einer großen Armee befand, und fragte mich, ob ich mich nicht irre. Die untergehende Sonne zeigte mir indessen, daß ich mich auf dem richtigen Weg befand und kurz darauf begegnete ich auch einem Kosaken, der es mir bestätigte.

Ein Hauch der Panik lagerte über Yantai und zum ersten Male begriff ich, was dieser widersinnige, ansteckende Schrecken vermag, wenn er im gegebenen Moment die Massen befällt, sie wahnsinnig macht und in die Flucht jagt. Mein Diener, der Befehl hatte, mich in einem chinesischen Hause zu erwarten, kam mir schon mit meinen beiden Pferden entgegen und befand sich in lebhafter Aufregung: „Japaner ganz nahe,“ schrie er, „verborgen im Sorgho. Russische Soldaten, Hauptmann alle fort.“ Und in der Tat hatten die russischen

Offiziere und Soldaten schleunigst das Dorf verlassen, in dem sie einquartiert waren. Die Bataillone wandten sich nach Norden, was vermuten ließ, daß die Japaner eine Wendung gemacht hatten und die Eisenbahn zu ereichen suchten. Auf dem Bahnof war man verstört und beunruhigt und mein englischer Kollege, Mr. Hamilton, der an der Spitze seiner Maultiere passierte, rief mir im Fluge zu: „The Japs are there! I am going to Mukden!“

Die Ueberrumpelung, deren Zeuge ich heute Nachmittag gewesen, hat sicherlich diese Verwirrung des heutigen Abends verursacht, indem man glaubte, überall wo Sorghopflanzungen ständen, darin Japaner zu sehen.

Drei Soldaten führten einen Chinesen vorbei, den sie beim Zopf hielten und der, wie man mir sagte, als Tschunguse einer Bande angehöre, die auf sie geschossen habe. Das war schon möglich, zumal sie es behaupteten. Yantai war übrigens ein großes Zentrum der Chinesen.

Es dürfte jetzt vielleicht nötig erscheinen, mich etwas prägnanter zu fassen und einige klare Schlüsse aus dieser Menge von Eindrücken zu ziehen, und nachdem ich das schilderte, was ich gesehen, ein wenig das zu schildern versuche, was sich zugetragen hat.

Als Kuropatkin schleunigst den größeren Teil seiner Streitkräfte hierherzog, hatte er die Absicht, die Armee Kurokis zu vernichten, sie in völliger Auflösung in die Berge zurückzuwerfen und wenn möglich, von den Armeen Nodzus und Okus zu trennen. Das hieße durch eine Glanzleistung aus dieser passiven Defensive, in die sich der russische Feldherr seit Monaten verbiß, heraustreten. Er konnte während der Schlacht von Liao-Yang, wie es schien, auf zweifache Weise aus dieser Lage herauskommen. Erstens dadurch, daß er mit den in den Kämpfen vom 30. und 31. August nicht engagierten Korps, dem 17. und 5. Korps, die Bewegung Kurokis, der den Fluß überschritt, aufhalten und mit den Reserven, von denen nur einige engagiert gewesen, dem 4. Korps, der 5. sibirischen Division (2. Korps), einem Teil des 10. Korps, das frei wurde, da sein Gegner schon nach dem Norden des Taitse-Ho vorgerückt war, und mit der schon angelangten Brigade des 1. russichen Korps, einen kräftigen Vorstoß gegen die durch die erbitterten Kämpfe der beiden

letzten Tage so sehr mitgenommenen japanischen Südarmee hätte unternehmen können. Die zweite Möglichkeit hätte darin bestanden, daß er die erste Verteidigungslinie um Liao-Yang, die zu umfangreich war, und eine zu große Streitmacht zu ihrer Verteidigung erforderlich machte, aufgab, die zweite Linie mit der Hälfte seiner Truppen, also mit drei Divisionen statt mit drei Korps, gehalten hätte und mit der disponibel gewordenen Truppenzahl im Norden des Taitse-Ho Kuroki zu vernichten versucht hätte. Die zweite Möglichkeit hätte der ersten gegenüber unbestreitbare Vorteile, sie hätte die Bewegung Kurokis aufgehalten und seine Drohung, die Verbindung der russischen Armee abzuschneiden, hinfällig erscheinen lassen. Kuropatkin hätte die Armee gesammelt, sie statt auszudehnen aneinandergerückt und so im Falle eines Mißerfolges jedenfalls den Rückzug nach dem Norden erleichtert. Diese Möglichkeit besaß nur den einen Nachteil, daß sie den Japanern Gelegenheit gegeben hätte, das russische Liao-Yang zu bombardieren, was eine halbe Räumung zur Folgen haben mußte. Und gerade diesen letzteren Weg hatte Kuropatkin gewählt.

Er schien in diesem Kampf bei Yantai die Absicht gehabt zu haben, sich auf die Kohlengruben mit seinem linken Flügel, wie auf einen Pfeiler zu stützen und im Zentrum und am rechten Flügel der japanischen Armee einzudringen. Um dies Absicht durchzuführen, war es nötig, daß der linke Flügel standgehalten hätte. Dieser Flügel hielt nun nicht stand, denn es ereignete sich da der berühmte Unfall des General Orlof. Orlof hatte sich schon bei der Chinakompagnie durch eine jener Ungehorsams-Akte hervorgetan, die höchstens entschuldbar sind, wenn sie durch einen hervorragenden Erfolg gekrönt werden. Er hatte damals als Etappenkommandant seinen Posten verlassen und war ohne Befehl gegen die Chinesen marschiert, die er schlug. Hier befehligte er drei Regimenter, von denen zwei der 54. Division (des 5. erst neuerdings angekommenen Korps) angehörten und griff mit diesen entgegen der ihm erteilten Befehle an. Die in den Sorghos versteckten Japaner ließen ihn nahe herankommen und füsillierten in nächster Nähe sein erstes Regiment, das zum größten Teil aus Leuten bestand, die noch nie im Feuer, zumeist schon bejahrt waren, keine Kenntnis des Landes be-

saßen, noch weniger die Eigentümlichkeiten der Sorghofelder kannten, und außerdem von der langen Reise und der Hitze sehr viel gelitten hatten, so daß sie sofort in Auflösung gerieten und davonliefen. Das zweite Regiment, das ein wenig zur Seite dahinter marschierte, hörte zu seiner Linken schießen, schreien und marschieren und eröffnete, da es von der Verwirrung nichts bemerkte, das Feuer auf die Russen, die es für Japaner hielt. Das dritte Regiment vom 17. Korps, das diesen Lärm hörte, schloß sich der Flucht an. Eine große Unordnung entstand, die ganze linke Flanke wich zurück. Die Kavallerie Mitschenschkos und Samsonofs, wie die erste sibirische Division hielten die Japaner auf. Die große Zahl der Verwundeten, die ich auf dem Wege traf, hatten ihre Wunden bei jener Verwirrung erhalten.

Dieser bedauerliche Unfall vermag aber den Mißerfolg des Generalplanes nicht allein zu erklären, noch zu entschuldigen. Er ereignete sich am äußersten linken Flügel und als Stackelberg ankam, war der japanische Vormarsch auf dieser Seite völlig aufgehalten. Im Zentrum aber befand sich Kuropatkin und das Gros der russischen Streitkräfte, die frischen von früheren Kämpfen noch nicht mitgenommenen Truppen und dort hätte der Hauptschlag geführt werden müssen. Dieser Schlag wurde aber nicht kräftig geführt. Als wir unter den Sorghopflanzungen verirrt umherrannten, hatten wir den Eindruck, daß die Schlacht fehlginge, daß die Linie, wie ein mit schlechtem Holz angefachtes Feuer nicht zur Entfaltung gebracht werden könne. Ich, der ich betäubt von dem Getöse des entsetzlichen Schlachtenlärms bei Liao-Yang hier ankam, war überrascht über die Ruhe der Japaner, überrascht zu sehen, wie schwach ihre Artillerie antwortete. Durch dieses Anzeichen konnte man auf ihre kleine Zahl schließen und auf ihre unzureichenden Kräfte. Aber Kuropatkin war durch seine Aufklärer genau über den Augenblick unterrichtet, in dem sich Kuroki anschickte, den Taitse-Ho zu überschreiten, er wußte, über wieviel Brücken er verfügte und mußte demnach ungefähr die Zahl seiner Armee kennen. Es bot sich ihm eine wunderbare Gelegenheit. Man richte einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf die gegenseitige Situation der beiden Armeen. Die japanische Armee stand in zwei Blöcken, die miteinander keine Verbindung hatten.

Den ersten Block bildeten die Armeen Nodzus und Okis, die durch ihre fürchterlichen Attacken auf die ersten russischen Positionen bei Liao-Yang so furchtbar gelitten hatten und sich an der zweiten Positionslinie völlig verausgabten. Die Soldaten schlugen sich seit vier Tagen, Tag und Nacht, und ihre Munition mußte notgedrungen dem Versiegen nahe sein. Der andere Block, die Armee Kurokis, versuchte das kühnste und gewagteste Manöver, indem sie den Uebergang über einen großen Fluß fast unter den Augen des Feindes unternahm. Die Schlacht entbrannte, ehe sie noch die Hälfte ihrer Divisionen hinüberbringen konnte. Gegen diese bereits übersetzten Truppen hätte Kuropatkin seine doppelten Kräfte loslassen können und hätte, während sich an den Schanzen von Liao-Yang die forcierten Angriffe Okis brachen, Kuroki vollständig niederwerfen und ihn in größter Unordnung über den Taitse-Ho zurückwerfen können. Er konnte mit einem Schlag eine glänzende Revanche für alle vorhergegangenen Unfälle nehmen. Die Japaner fühlten wohl heraus, daß ihre Situation schlecht sei, da Kuroki, wie man seitdem erfahren hat, sehr beunruhigt war und sich zum Rückzug bereit hielt. Aber gerade als Kuropatkin hätte Sieger werden können, fühlte er sich besiegt und unterzeichnete den Befehl, der die sofortige Räumung Liao-Yangs anordnete. Ist es nun der Fehler des Generalissimus gewesen, der die Klarsicht und Entscheidung vermissen ließ, oder war es der Fehler der Armee, die in der Offensive soviel Unerfahrenheit und Weichheit zeigte? Wahrscheinlich lag die Schuld bei beiden Faktoren und die Moral der Geschichte, die Moral von fünf Schlachttagen, läßt sich darin zusammenfassen, daß man sich wunderbar verteidigt hatte, aber elend angriff.

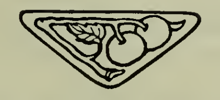
Mukden, 20. September.

Die Schlacht bei Liao-Yang, die eine entscheidende hätte sein sollen, hat nichts entschieden. Wohl ist die russische Armee zurückgewichen, aber sie hat alles gerettet, Kanonen, Wagen und Lokomotiven, und hat nichts verloren als 50 Kilometer. Und 50 Kilometer sind wahrlich sehr wenig für dieses ungeheure Land. Sie befindet sich jetzt bei Mukden, wie sie sich bei Liao-Yang befand und die Japaner waren nicht ein-

mal imstande, ihren Erfolg auszunutzen und sich endlich der Hauptstadt zu bemächtigen. Ihre Ohnmacht in der Verfolgung zeigt ganz deutlich, wie äußerst minderwertig ihr Sieg war. Wenn sich Kuropatkin am Abend des 2. September nicht zurückgezogen hätte, seine erschöpften Feinde wären außerstande gewesen, ihn dazu zu zwingen.

Die Japaner haben wahrlich diese ungeheure Schlacht nicht unternommen, um sich in den Besitz Liao-Yangs, einer chinesischen Präfekturstadt, zu setzen, sie wollten die russische Armee abschneiden und ihr eine Niederlage beibringen, die den Krieg beendigen sollte. In dieser Beziehung hatten sie einen vollständigen Mißerfolg und ihr Alliierter, der Engländer des Aeußersten Ostens, der stets das treue Echo des Mutterlandes bildet, sagt ihnen das, schreit es ihnen ohne Schonung zu. Die Richtungsänderung der englischen Zeitungen ist bezeichnend, sie sprechen nur von der Hartnäckigkeit und Kühnheit Kuropatkins, und von der Geschicklichkeit seines Rückzuges, so daß man glauben könnte, er wäre der Sieger gewesen, und die Komplimente, die sie ihm machen, lassen den Maßstab ihrer Enttäuschung erkennen.

Mit dieser Schlacht sollte alles enden und statt dessen fängt alles wieder von Neuem an.



Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die russische Offensive. — Der Abmarsch.

Die Ueberraschung durch die erste Kälte. — Mukden und die Pelze. — Strassenszenen. — Wie wurde die Offensive beschlossen? — Der Marsch der Armee. — Der Angriffsplan. — Die Gebete vor dem Abmarsch.

Mukden, 5. Oktober.

Die erste Kälte fiel auf uns wie ein Keulenschlag. Eines Morgens hatten auf der großen Händlerstraße, die Ladenbesitzer alle zusammen Tierhäute ausgestellt; wilde Katzen, Füchse, Marder, Otter, Lamm, Hammel und jene ausgezeichneten Pelze, die die Engländer „Raccoon" und die Russen „Jenotte" nennen. Noch war es sehr warm und ich dachte, daß der beharrliche Krieg und die Befürchtung schlimmeren Unheils die Kaufleute närrisch gemacht hätten. Aber die Kaufleute waren sehr klug und kannten besser als ich das Land, denn in der folgenden Nacht fror es bereits. In der Mandschurei gibt es keine Uebergangs-Jahreszeiten, und man vertauscht ohne jeden Uebergang die Leinenkleider mit den Pelzgewändern.

Die Pelze, die in anderen Ländern einen Luxusartikel bilden, sind hier eine Notwendigkeit, anderswo trägt man sie nach außen, wie einen Schmuck, und hier nach innen wie einen Panzer gegen den harten Feind, die Kälte. In unseren gemäßigteren Zonen erträgt man die Kälte, aber in diesen rauhen Gegenden bekämpft man sie. Mit peinlicher und genialer Sorgfalt sucht man gegen ihre Angriffe alle Partieen des Körpers zu schützen. Für den Kopf hat man die Fellhaube, die herabgezogene Mütze und darüber eine Wollkapuze, die nur die Augen sichtbar läßt. Brust und Bauch sind mit Pelzen gepolstert, für die Beine große Pelzstiefel

und die direkt aus der Mongolei kommenden Schuhe aus Kameelhaaren.

Auf der östlichen Seite der Umwallung in den kleinen diskreten Gäßchen, bergen reiche Pelzhändler ihre Schätze, während die Läden in der Hauptstraße nur mittelmäßige Waren aufweisen, nur Trödlerläden sind. Weit ab vom Gemeinen, von der Herde der armen Käufer, verbergen sich die Häuser von Ruf. Da in den tiefen Kisten verpackt findet man die kostbaren Zibeline-Mäntel, die für Mandarine aufbewahrt werden, die ihre Provinz gut ausgesogen haben, die Zibeline mit Silberglanz auf den seltensten Seiden, Hermeline, weiße Füchse, die sich so sanft anfühlen und auch die herrlichen Häute der großen Mandschutiger, der schönsten Tiger der Welt. Der Kaufmann setzt, ernst und würdig wie ein Rayon-Chef von Bon-Marché, durch eine Geste die Menge der Diener in Bewegung. Mit raffinierter Höflichkeit ladet er ein, Platz zu nehmen, und offeriert Tee, Tassen mit heißem Wasser, während seine Angestellten die schönen Stücke, die uns in Versuchung bringen sollen, vor uns ausbreiten. Und wenn man über die enormen Preise erschreckt, die er verlangt, da der Krieg und schon die russische Okkupation den Wert von allen Gegenständen, von den notwendigen sowohl, wie von den überflüssigen, verzehnfacht hatte, antwortet er mit einer leichten Kopfbewegung und einschmeichelndem Lächeln, das ungefähr sagen soll: „Für eine so bedeutende Persönlichkeit, wie Sie, können die Preise hier gar nicht hoch genug sein.“

In den ersten Oktobertagen entwickelte sich in der großen Straße von Mukden ein ungeheures Treiben, ein Gewimmel, ein tolles Durcheinander. Drei bis vier Reihen Wagen kreuzen, überholen und stoßen sich, schwere Baumwagen mit niederen Rädern, hübsche Pekinger Cars, russische Trainwagen und Artillerie-Munitionswagen, die von sechs Pferden gezogen werden, einige Troikas mit höheren Offizieren besetzt, in ziemlich täppischer Weise sich mitten durchdrängende Kulis mit Rickshaws. Ein Kosak, der zu faul ist, abzusteigen, tritt fast mit dem Pferde in einen Laden ein, um sich ein Papakha (Fellmütze) zu kaufen. Der Händler ist durch diese Freiheit zwar sehr empört, aber der Wunsch, etwas zu verkaufen, läßt ihn darüber hinweggehen und er zeigt dem Sol-

daten die Mützen, der probiert und betastet sie, sucht herum und beginnt endlich zu feilschen. „Da, Voi, Kodia, gib sie Kamerad,“ sagt er mit freundlichem Gesicht, so ein russisches Wort mit einem chinesichen verbindend, um das Herz des Chinesen zu rühren. Aber er hat ihn vergeblich Kamerad genannt, der Kamerad ist ohne Mitleid, er fühlt, daß die Papakha dem Kosaken gefällt und wird nicht einen Centime nachlassen. Der Slave schmeichelt, klopft den Chinesen auf die Schulter, sucht ihn zum Nachgeben zu bringen, und der Chinese antwortet immer nur „Niet, Niet, nein, nein.“ Diesmal ist es an dem Sieger, besiegt zu werden und er muß aus dem ermüdeten Portemonnaie die weißen Stücke hervorziehen, die der vorsichtige Kaufmann prüft und nachwiegt, ehe er die Mütze freigibt.

Eine große Bewegung, ein großer Abstieg nach dem Süden ist im Zuge. Ganze Ambulanz-Transporte gehen ab, Wagen voll mit Schwestern vom Roten Kreuz, in Burkas, dem großen kaukasischen Mantel gehüllt, fahren weg. Auf allen Straßen, die zu den Brücken über den Kun-Ho führen, herrscht die gleiche Lebhaftigkeit, überall die Massen von Reiter, Infanteristen, Kanonen. Die Armee Kuropatkins setzt sich in Bewegung, um die Japaner anzugreifen.

Diese Attacke ist sehr schnell beschlossen worden und fand uns ebenso unvorbereitet wie die erste Kälte. Nach dem Rückzug von Liao-Yang vor einem Monate erwarteten wir täglich nach Tieling abzumarschieren, um Mukden den Japanern zu überlassen. Die russisch-chinesische Bank war schleunigst übergesiedelt, Telegraph und Gendarmerie hatten ihre Bureaus in Eisenbahnzügen inne, um mit größerer Bequemlichkeit sich nach Norden wenden zu können und die Armee hatte schon die Mehrzahl ihrer Trains nach rückwärts gesandt. Es herrschte daher der allgemeine Eindruck vor, daß, wenn die Japaner vorwärts schreiten sollten, man Mukden ohne Kampf räumen würde.

Aber die Japaner waren zu sehr erschöpft von ihrem Sieg, um sofort zu folgen, und auf der anderen Flußseite machten sich die Russen, um nicht aus der Uebung zu kommen, zum Fliehen bereit. Von der Eisenbahn und über diese hinweg bis nach Fulin und später bis Fuschun, war das Ufer des Kun-Ho auf einer Linie von 40 Kilometern mit Be-

festigungen und Schanzen versehen. Nachdem diese Befestigungen errichtet waren, mußte man sich ihrer doch bedienen und wenn man Liao-Yang verteidigt hatte, warum sollte man nicht Mukden verteidigen. Und so erwartete man eine große Schlacht an den Ufern des Kun-Ho. Die Eingeborenen haben schon längst auf die Ankunft ihrer Freunde, der Japaner, gerechnet und der „Dsin-Dsun", die hohen Mandarinen alle, die schon japanische Fahnen vorbereitet hatten und in Erwartung eines Paradeempfanges die Kleider ihrer Trabanten neu auffrischen ließen, dachten mit Schrecken an die bösen Folgen einer eventuellen Schlacht. Boten aus Liao-Yang haben über die Wirkung der japanischen Bomben berichtet, die in der Chinesenstadt allein weit über zweihundert Personen verwundeten, so daß jeder Mann von einiger Bedeutung, dessen Leben irgend wie wert war, konserviert zu werden, grub in seinem Hof einen Graben, verdeckte ihn mit Balken und hielt sich bereit, bei dem ersten verdächtigen Lärm darin mit seinen Angehörigen Unterschlupf zu suchen.

Die Japaner rückten aber nicht vor. Als ich eines Tages zur Station ging, sagte mir einer, der die Götter in der Nähe sieht, wir werden die Japaner angreifen, aber sprechen Sie nicht darüber, es ist nicht nötig, daß die Sache bekannt wird. Ich sprach natürlich mit Niemandem darüber und telegraphierte es auch nicht, da man mir das Telegramm nicht hätte durchgehen lassen, aber am andern Tag war dieses Geheimnis, wie alle Geheimnisse stadtbekannt und jeder Korrespondent mühte sich das Hirn ab, um die rätselhafte Formel zu finden, die der Zensur zum Trotz, die Sache zwischen den Zeilen hindurch seiner Hauptstadt verständlich machen könnte, wo man sie sicherlich aber auch schon wußte. Die um zwei neue Korps verstärkte Armee sollte versuchen, Liao-Yang, das sie vor einem Monat nicht halten konnte, wieder zu gewinnen. Schneller als man es sich gedacht hatte, wandte sich das Bild des Krieges und von den ewig Angegriffenen wurden wir nun die Angreifer. Nachdem ich nun soviel Rückzüge gesehen hatte, soviel geräumte Städte, soviel Märsche nach rückwärts, sollte ich nun doch eine plötzliche Wendung und mit unerwarteter Pünktlichkeit den Vorwärtsmarsch erblicken, vielleicht einen Siegeszug und eroberte Schlachtfelder!

Kuropatkin hat das Rote Kreuz und die Armeeambu-

lanzen benachrichtigt, daß sie auf gegen 50 000 Verwundete zählen müßten und in einer Proklamation an die Soldaten kündigte er als das ferne Ziel seines Angriffs die Befreiung Port-Arthurs an. Von einem Ende zum andern der langen russischen Linie setzten sich die seit Wochen in Ruhe befindlichen Regimenter in Bewegung.

Im Westen der Eisenbahn bildete ein Teil des 5. und des 6. Korps die von Bilderling befehligte rechte Armee, im Zentrum marschierte das erste Korps unter Meyendorf und unter der direkten Oberaufsicht Kuropatkins, zur Linken von der Kavalleriedivision Mitschschenko und der Brigade Grekof flankiert, gemeinsam nach dem Süden. Diese Heeresmasse mußte die Ebene ausfegen bis zu den Bergen hin. In diese Berge selbst sollte die Elite der russischen Armee eindringen, die fünf sibirischen Divisionen, sekundiert von Rennenkampf und Samsonof, unter dem Befehl von Stackelberg, um ihrerseits das zu machen, was den Japanern so oft gelungen ist, die Flanke des Feindes zu umgehen und durch die Bedrohung seiner Verbindungslinien seinen Rückzug zu veranlassen. Die Japaner würden aus der Ebene und den Bergen vertrieben werden und die große russische Armee würde nach dem Süden hinabsteigen, ähnlich jenen Schleppnetzen, die das gesamte Bett eines Flusses abstreifen und nicht einen einzigen Fisch dabei entkommen lassen.

So wird also dieselbe Armee, die gerade jetzt vor einem Monat nicht vermochte, Liao-Yang gegen die Japaner zu behaupten, nunmehr den Versuch unternehmen, es ihnen wieder zu entreißen. Ganz sicher, dieser plötzliche Stimmungswechsel ist seltsam und erstaunlich. Die Erklärung, daß die Russen nunmehr ihre Lücken ausgefüllt und Verstärkungen herbeigezogen haben, genügt nicht, denn die Japaner haben auch Verstärkungen erhalten und in Summa ist die gegenseitige Situation der beiden Armeen ganz dieselbe geblieben. Warum werden nun aber die Russen, die bis jetzt immer die Angegriffenen waren, dennoch auf einmal die Angreifer?

Das ist eine sehr schwierige Frage, die sehr dunkle Momente betrifft, und nicht sobald aufgehellt werden dürfte. Hat Kuropatkin diese Initiative aus sich selbst unternommen oder wurde sie ihm von Alexejeff oder von St. Petersburg aufgedrungen. Es will mir scheinen, daß diesmal die Inter-

vention Alexejeffs nicht ins Spiel kam und vielleicht hat man auch in früheren Fällen dieser Intervention zuviel Bedeutung beigelegt; war es doch so leicht, wenn etwas schief ging, als Erklärung des Mißgeschicks zu sagen, daß es durch den Fehler des Namiestnik herbeigeführt wurde.

Verschiedene Ereignisse konnten Kuropatkin vertrauensvoller und zum Handeln entschlossener gemacht haben. So hat man vor und während der Schlacht die Japaner für viel zahlreicher gehalten, als sie es in Wirklichkeit waren. Die Telegramme der englischen Korrespondenten, die offiziellen Berichte, die Ohnmacht der Japaner im Verfolgen, eine Ohnmacht, die nur zu natürlich war, wenn ihre Streitkräfte gering waren, alles dies hat beim russischen Generalstab den Glauben erweckt, daß er die Streitkräfte seines Gegners beträchtlich überschätzt habe. Man wich vor ihm zurück, weil man ihn für sehr stark hielt, man marschiert nun auf ihn los, als man bemerkte, daß er viel weniger stark sei.

Schließlich darf nicht vergessen werden, daß der Kaiser schon einen der Generale designiert hat, einen Teil der Mandschurei-Armee zu kommandieren, sobald diese vollständig organisiert ist, daß er aber noch nicht offiziell und definitiv den Generalissimus gewählt hat. Vielleicht will Kuropatkin das letzte Zögern beseitigen und alles durch eine Schlacht zur Lösung bringen.

An einem hellstrahlenden Morgen — der mandschurische Himmel war niemals so strahlend, wie in diesen Herbsttagen, wo die Kälte schon grimmig biß — empfingen die Soldaten die Offiziere und der Generalissimus den Segen der Priester und vereinigten alle ihre Gebete, um von Gott den Segen zu erflehen. In dem Raum zwischen dem Eisenbahnzug des Generals und der früheren Wohnung des Vizekönigs kniete Kuropatkin vor dem Altar, wo der Bischof und zwei Priester den Gottesdienst abhielten. Hinter ihm kniete in einiger Entfernung der gesamte Generalstab in einem Halbkreis, die barmherzigen Schwestern, die Kosaken der Eskorte, und ferner ein ganzes in Kolonnen formiertes Regiment. Die ernsten liturgischen Gesänge ertönten, das Gold der Dalmatika erglänzte in der Sonne, einer der Priester sang mit mächtiger Stimme die Gebete für den Kaiser, dem anderen fernen Gotte, für die Kaiserin und dem neugeborenen kaiserlichen Prinzen.

Kuropatkin näherte sich langsam, küßte das Kreuz, verbeugte sich vor dem Heiligenbild und nach ihm taten die Generale, die Obersten und die anderen Offiziere das Gleiche. Das Kreuz und das Heiligenbild, hinterher der Generalissimus, zogen dann durch die Reihen der Truppen, um diese besser auf das Töten und Sterben vorzubereiten, um die allmächtige Gottheit mit diesem Werk der Zerstörung zu verknüpfen.

Und doch muß für alle, die an einen Gott glauben, dieser Gott, unter welcher Gestalt man ihn auch auffassen mag, all diesen da, sehr fern stehen, außerordentlich fern. Wer da mit seiner Vernunft erkennt, sieht daß ein Netz unbeugsamer Gesetze das Weltall umschließt, daß immer das, was vorhergeht, aufs strengste das bestimmt, was nachfolgt, daß es nirgends in der Welt Raum gibt für Launen und einen souveränen Willen, und wenn es einigen gefällt, diese Notwendigkeit selbst, das harmonische Ensemble dieser Regeln, Gott zu nennen, was kann diesem Gott ein Krieg sein, der nach so vielen anderen Kriegen kommt, und der nur eine neue Offenbarung jenes, allen lebenden Wesen innewohnenden Vernichtungsinstinktes ist? Und wenn andererseits der Sinn für das Gute, für die Gerechtigkeit, den der Mensch in sich findet, dahin führt, sich einen moralischen und guten Gott zu bilden, müßte dann nicht der Krieg seine Schrecken und seine Gräßlichkeit, diesen Gott abstoßen?

Aber seit Israel, das Jehovah in alle seine Schlachten führte, liebten es die Völker zu glauben, daß Gott ihnen helfen werde, die Feinde zu besiegen, und . . . . sorgenvoll, wie unter einer schweren Last gebeugt, die ihn niederdrückt, kehrte Kuropatkin wieder zu seinem Waggon zurück, während sich unter einem Getöse der Trommeln und Blechinstrumente das Regiment zu der kommenden Todesarbeit in Bewegung setzte.



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Im Bivak. — Der Marsch ins Defilé.

Im Biwak. — Meine Gefährten. — Offiziers- und Soldatentypen. — General Kondratowitsch. — Arme Chinesen! — In den Bergen.

8., 9., 10. Oktober.

Das erste sibirische Korps hat am 6. Oktober den herrlich neben den Kaisergräbern gelegenen Ort, wo es seit einem Monat weilte, verlassen. Es marschierte durch eine Reihe von Tälern direkt nach dem Süden und vereinigte sich am 7. Oktober abends bei dem Dörfchen Tajemia-Utse (25 Kilometer südöstlich von Mukden) mit der 9. Division des Generals Kondratowitsch. Acht Kilometer weiter okkupierten die Japaner eine befestigte Stellung und hier hatte das Korps in Erwartung weiterer Befehle seinen Vormarsch eingestellt.

Nachts hatte es gefroren, heute Morgen verschwanden das Tal und die Hügel in dichtem Nebel, und im Biwak tauchten die Köpfe der Soldaten und die Spitzen der Zelte aus dem weißen Dunst, wie eine sonderbare Zaubererscheinung hervor. Erst spät gelang es der Sonne, diese Dünste zu durchdringen, aber noch lange blieben die Hügel und die Talgründe unsichtbar. Man mußte sich entschließen, die Schlacht nicht so frühzeitig zu beginnen, worüber ich sehr glücklich war, da man sonst zu kämpfen riskierte, ohne sich zu sehen.

Die Soldaten haben unter den Zelten eine dicke Schicht von Maisstroh und Sorghostengeln ausgebreitet. Einige lagerten ausgestreckt oder kauernd darauf. Die meisten befanden sich aber außerhalb der Zelte, plauderten in Gruppen, nähten ihre Effekten oder spalteten Holz zur Teebereitung. Die Küchenecke des Lagers mit ihren genial eingerichteten Wagen, die zur Ruhezeit oder auf dem Marsche immer zur selben Stunde den Mannschaften eine ausgezeichnete Suppe

liefern, ohne daß die Leute die geringste Mühe damit haben, ist in vollster Tätigkeit.

Sechs Jahre sind es her, daß ich die Kaserne verließ und hier finde ich nun das Korporalschaftsleben wieder. Zu sieben oder acht leben wir in einer dumpfen Hütte, deren einziger Reichtum das Ungeziefer bildet.

In dem Mattenwinkel, wo ich des Abends meine Lagerstätte aufstelle, regt sich ein schwarzes Gewimmel von Kakerlaken und der alte Quartiermeister, der mein Mißbehagen bemerkt, sagt mir kopfschüttelnd: „Mnogo, mnogo! Es gibt viele davon!“ Und wirklich, es hatte ihrer eine große Menge und die man sah, waren noch gar nichts gegen jene Massen, die man bloß roch.

Mein Nachbar zur Linken ist der Tierarzt der Division. Er ißt an der Generalstafel, oder besser gesagt, er trinkt dort, denn seine kupferfarbige Nase, sein glänzendes Gesicht verrieten seine Vorliebe für den Wuttki. Den größten Teil des Tages und die ganze Nacht verschläft er und wenn er nicht schläft, so sitzt er am Rande des Ofens oder treibt sich, die riesige Fellmütze auf dem Kopf, im Hofe herum. Er hat über die den Pferden zu teil werdende Behandlung interessante Ansichten, die seinen Schlaf wenig stören. Wenn sie nämlich krank sind, ist er der Ansicht, daß man sie sterben lassen solle und daß es unhuman wäre, ihren Todeskampf zu stören; sind sie aber nur wenig krank, so meint er, daß die Natur ganz allein das ihrige tun wird, um ihnen zu helfen.

Zur rechten befindet sich der junge kleine Intendant, ein rühriger, immer in Bewegung befindlicher Mann, einer jener Russen von Inkau, die englisch sprechen und englische Manieren zur Schau tragen. In Inkau war er Chef der chinesischen Zollstation, deren Verwaltung die Russen in die Hand genommen hatten. Seine Stelle brachte ihm 600 Rubel monatlich, die ihm gestatteten, ein elegantes Haus zu bewohnen, sich Dienerschaft und Pferde zu halten. Eines Morgens im März erwachte er als Unteroffizier in einem sibirischen Bataillon mit außerordentlich geringen Bezügen, einer viel geringeren Lebenshaltung und geringerem Ansehen. Der Krieg und zweifellos auch eine gewisse Mißgunst hatten diesen großen Wandel zustande gebracht. General Kondratowitsch bemerkte schnell diesen anormalen Unteroffizier, nahm ihn zu sich und

erhob ihn zum Grade eines „Praportschick", der speziell mit der Verwaltung der Intendanz betraut ist. Dieser Praportschick leistete auch vortreffliche Dienste, trieb sich immer mit Notizbuch und Bleistift zwischen Ballen und Kisten umher, wenn die Lebensmitteltransporte ankamen, oder wenn es sich darum handelte, sie zu verteilen, die Brote zu zählen, das Zucker- und Teegewicht festzustellen.

Auf dem gegenüberliegenden „Khan" sang Leutnant C . . . . . aus vollem Halse, unsere sämtlichen Opern und Operetten, unsere Walzer und Refrains, die er besser kannte als irgend einer bei uns. Er wollte mir zeigen, daß sein französisches Repertoir gut assortiert sei und es gelang ihm das auch vollständig. Ein anderer Leutnant glättete sorgfältig seinen schönen Schnurrbart; ein Hauptmann lachte immer, um seine einzig schönen Zähne zu zeigen und diese ganze Gesellschaft arbeitete vom Morgen bis Abend, zuweilen noch weit über den Abend hinaus, auf zwei übereinandergestülpten Kisten, die zu einem Tisch improvisiert wurden, unter dem Lichte, das ein chinesischer Leuchter ausstrahlte. Sie beschrieben unaufhörlich Papiere, die durch Soldaten schleunigst an Ort und Stelle gebracht wurden.

Allnächtlich wenn ich mich zur Ruhe begab, während der Quartiermeister mit leiser Stimme seine Befehle diktierte, erschien ein neuer Gast, der Natschalnik (Kommandant eines Transportes), ein rauher, wettergehärteter Offizier, der bescheiden einen Anteil an unserer einfachen Lagerstätte erbat. Ich rücke instinktiv zur Seite, die Ordonnanz bereitet auf dem Khan den schwarzen Kaukasiermantel aus, der Natschalnik zog seine Stiefel aus und legte sich ausgestreckt neben mir nieder.

Die benachbarte Hütte des Generals ist noch überfüllter, als die unsrige, so überfüllt, daß ich bei meiner Ankunft darin keinen Platz finden konnte, und daß die Beamten und Ordonnanzen in einem Verschlage im Hofe zusammengepfercht schlafen. Darunter befinden sich Pavlo, der Diener des Generals, mit dem Meßnergesicht, der seine Dienstzeit schon beendigt hat, aber solange der Krieg dauert, nicht nach Rußland zurückkehren kann, der Dragoner Denissentko, ein Phlegmatiker, den nur der Gedanke an das Diner ein wenig aufzurütteln vermag, dann Stephan, ein zusammenge-

schrumpfter, häßlicher Kerl mit abstehenden Ohren, der wie ein altes Kaninchen aussieht, und schließlich die chinesische Sektion, aus dem ersten Dolmetsch, dem zweiten Dolmetsch und meinem Reitknecht bestehend.

General Kondratowitsch entspricht sehr wenig dem bekannten klassischen Typ des russischen Generals, er ist weder groß gewachsen, noch langbärtig, noch nachlässig, er ist vielmehr klein, brünett, stets frisch rasiert, den Bart nach englischer Manier geschnitten, überlegt genau und ist sehr bedächtig. Er steht früh auf und geht spät zu Bett. Man merkt ihm seine Ausdauer, seine moralische und physische Konstitution an, die ihn in den Stand setzt, lange Anstrengungen zu ertragen. Er ist in Angelegenheiten des äußersten Ostens Spezialist, hat die ganze chinesische Kampagne mitgemacht und befand sich schon vor Ausbruch des Krieges in der Mandschurei. Bis zu der Ankunft des Generals Lienewitsch führte er das Oberkommando über alle russischen Truppen und erhielt alsdann die 9. in den Monaten März bis Mai neuformierte Division, mit der er in Inkau blieb, wo die Russen bekanntlich lange eine japanische Landung erwarteten. Die Division marschierte alsdann nach Wafangu, wo sie beträchtliche Verluste erlitt, und nahm an allen Rückzugsgefechten nach dem Norden, bei Kaiping, Tatsche-Kiau, Haitscheng, Antschang-Tschuang und endlich an dem großen Gemetzel von Liao-Yang teil, wobei sie bei letzterem sogar die Hauptrolle spielte, da die von ihr besetzten Trancheen die wütendsten Angriffe der Japaner zu ertragen hatten. Die Hälfte seiner Leute , mehr als die Hälfte seiner Offiziere, sind dabei außer Kampf gestellt und einer seiner Generale getötet worden. Zweimal, und stets in beträchtlichen Mengen, mußten seine Bestände ergänzt werden. In den sechs Monaten, seitdem Kondratowitsch das Kommando übernommen, hat er die Division noch keinen einzigen Tag verlassen, und ihre schwere Aufgabe ist noch lange nicht beendigt. Jetzt wird sie zur Eroberung der Pässe, zur Erstürmung der steilen Gipfel und Felsen vorgeschickt. Kondratowitsch zählt erst 46 Jahre, steht also im Alter unserer jüngeren Oberste und wird nächstens zum Generalleutnant ernannt werden.

Zweimal täglich, wenn man sich nicht auf dem Marsch befindet, und einmal, wenn man marschiert, kommt ein Soldat

mit der Meldung: „Abied gatowe — das Diner ist bereit.“ Wenn man Platz und Gelegenheit gefunden hat, einen Tisch zu errichten, wird eine lange Tafel mit Schüsseln und Tellern aus emailliertem Metall gedeckt. Der General setzt sich an das eine Ende der Tafel, der Tierarzt an das andere, dazwischen die Offiziere und Generalstäbler und vorübergehende Gäste, die zuweilen recht zahlreich sind und man macht sich an den Angriff auf die Sakuska, bestehend aus Sardinen in Büchsen, Häringen, solange der Vorrat an Konserven eben anhält. Die Wuttkiflasche zirkuliert, und voll aus den Händen des Generals gekommen, geht sie am anderen Ende der Tafel zur Neige. Pavlo bringt dann eine ungeheure Schüssel gekochten Fleisches, dann die Suppe, deren Zubereitung die Russen so gut verstehen, und wieder eine Schüssel mit Fleisch und Kartoffeln. Den Abend verbringt man dann mit Plaudereien über den Krieg. Das Feld liegt still und die Stille wird nur durch einige kleine Geräusche, wie das Schnarchen der Schläfer im Biwak unterbrochen.

* *
*

Während der Nacht sind die erwarteten Befehle eingelangt und diesen Morgen zeigten mir Schritte, Stimmengewirre im Hofe und ein wilder Lärm im ganzen Biwak den Abmarsch an. Die Japaner haben soeben ihre Positionen, die sie vor Biania-Putse innehatten, geräumt und wir folgen ihnen nach dem Süden nach. Zum ersten Mal zieht sich der Feind vor der Armee zurück, die ich begleite und zum ersten Male werde ich Trancheen und Löcher sehen, die die Russen nicht gegraben haben. Ich will mir diesen Tag weiß ankreiden.

Der Marsch geht langsam, sehr langsam von statten, als ob vorn der Weg verstopft wäre. Er ist es in der Tat durch die japanische Arriere-Garde und muß durch Kanonenschüsse geöffnet werden.

Während ich so inmitten der endlosen Kolonnen meines Weges reite, grüßt mich Jemand in französischer Sprache; es war der Oberst Dowbor-Musnitzki vom 35. Regiment, der früher Militär-Attaché in Peking war und der das Franzö-

sische so gut wie ein Franzose spricht und unsere Autoren kennt, so gut wie unsereiner.

Der Oberst erzählte mir, daß er neulich in den Händen eines seiner Offiziere „Madame Bovary" gefunden und mit großem Vergnügen wieder einmal gelesen habe. Der Offizier hätte das Buch in Karbine gekauft. Madame Bovary, die tragikomische Geschichte einer kleinbürgerlichen Ehe in der Normandie, gelesen auf mandschurischer Erde von einem russischen Oberst, in den Mußestunden des russisch-japanischen Krieges, das hätte sicherlich den guten Flaubert stolz machen können.

Ich befragte den Oberst über die Schlacht bei Liao-Yang, in der sein Regiment eine so große Rolle gespielt hatte. Am 31. August um 1 Uhr nachts durchbrach eine starke japanische Kolonne die neben dem Tschuschan links gelegenen Trancheen. Die Situation war fürchterlich. Der Oberst, der keine Reserven mehr hatte, sammelte rasch mit Hilfe der Kompagnien zur Rechten und zur Linken, soviel Leute als er konnte, und sandte die Hälfte dieser Leute mit dem Bajonett auf die Japaner, während er selbst auf die Flanke losstürmte. Die Japaner erklommen gerade einen Hügel, als sich die Russen mit großem Elan auf sie stürzten. Die Japaner ließen die Russen auf 15 Schritt herankommen und gaben dann alle gleichzeitig, ohne das Gewehr an die Wange zu setzen, es lediglich an den Schenkeln stützend, eine Salve ab, die dreiviertel der Angreifer niederstreckte. Währenddem aber kam der Oberst und seine Leute schräg auf die Japaner los und massakrierte sie mit dem Bajonett. Nachdem die letzten Feinde vertrieben worden waren, sah man ein entsetzliches Schauspiel: Auf der einen Seite lagen die russischen Leichen zu Haufen, alle mit dem Gesicht nach vorn, da sie im wütenden Vorwärtsstürmen von den Kugeln erfaßt worden waren, und ein wenig weiter sah man das blutige Gemengsel der miteinander verschlungenen Russen und Japaner.

In dieser Nacht, als der Rückzug befohlen wurde, ließ Kuropatkin im Vorbeigehen den Oberst zu sich rufen, der von diesen zwei Schlachttagen noch erzitterte und entsetzt darüber, daß man Positionen verlassen könne, an denen sich der Ansturm der Japaner gebrochen hatte, den General ehrerbietigst fragte, welche Gründe diese Räumung rechtfertigen.

„Ich konnte Sie mit meinen Reserven noch verstärken,“ erwiderte Kuropatkin, „und Sie noch länger halten, aber die Entscheidung liegt nicht da, sondern im Norden des Taitse-Ho.“

Das ist ein neuer Beweis dafür, daß die Russen ihre erste Verteidigungslinie aus freien Stücken und nicht unter dem Druck der japanischen Anstürme räumten und Kuropatkin, so wie ich es sagte, die beiden Pläne ins Auge gefaßt hatte: Den Widerstand in Liao-Yang an denselben Stellen, wie am ersten Tage fortzusetzen, was viel Truppen erfordert hätte, oder nur die innere Schanzenlinie zu halten und den größeren Teil seiner Kräfte gegen Kuroki zu konzentrieren.

* *
*

„Kai menn, Kai menn, ta kaputan, mnogo diengi, — aufmachen, aufmachen, es sind hervorragende Leute da mit viel Geld.“ Die Türe blieb aber verschlossen und wir mußten neuerdings bitten und unsere Proteste und Fußtritte vermehren. Wir befanden uns in dem Dorfe Biania-Putse, wo wir nach der Mitteilung des Generals einige Stunden Aufenthalt nehmen sollten, wozu wir ein hübsches Haus mit festem Dach ausgewählt hatten, um uns darin auszuruhen und Tee einzunehmen.

Endlich werden die Türen halb geöffnet und ein beunruhigtes Gesicht erscheint. Ich trete in den Hof, wo ich Zeuge einer tragikomischen Scene war. Ein Trupp junger Frauen flüchtete sich in aller Eile aus den Seitenzimmern, die man uns überließ, in das Hauptlogis und durchquerten entsetzt, ihre Kinder, Kissen, Decken in wilder Unordnung mit sich schleppend, den Hof, während zur Reinigung der verlassenen Zimmer eine alte zahnlose Megäre zurückgelassen wurde. Alle Frauen der Nachbarschaft hatten hier hinter festen Mauern Zuflucht gesucht.

Unser Wirt zeigte uns auf dem Dache die Spuren der japanischen Kugeln, die diese zweifelsohne auf die russische Avantgarde abgegeben hatten. Die Japaner hielten dieses Dorf lange okkupiert, denn die Façaden der Häuser sind vollständig mit ihren Zeitungen tapeziert. Dieses arbeitsame,

werktätige, friedliche Volk, das jetzt von zwei großen Armeen mit Füßen getreten wird, die gräßlichsten Uebel eines Krieges erduldet, an den es nicht interessiert ist, bietet eines der erbarmungswürdigsten Schauspiele, die man jemals gesehen. Ich kenne Dörfer, die zwei bis dreimal von den Russen und Japanern genommen und wiedergenommen wurden. In einem solchen Dorfe, in dem ich mich aufhielt, kamen nach und nach alle diese unglücklichen Einwohner, um mich um ein von meiner Hand geschriebenes Papier zu bitten, als kostbaren Talisman, der sie in Zukunft davor schützen sollte, belästigt oder geplündert zu werden. Ich strengte mich an, ihnen durch meinen Dolmetsch begreiflich zu machen, daß das unmöglich wäre, daß keinerlei Papier ihnen dabei etwas nützen könne. Aber die armen erschreckten, durch die Furcht stupid gemachten Menschen, wollten das nicht begreifen und glaubten, daß ich bloß eine Ausrede gebrauche und hörten nicht auf, mich mit bitteren Klagen zu bestürmen.

Die Ernte ist allerorten vernichtet, der abgeschnittene Sorgho verfault auf den Feldern, und der Sorgho ist für die Mandschurei alles; seine Körner nähren Tier und Mensch, seine langen Stiele bilden während des strengen Winters das einzige Brennmaterial. Die Kavallerie beider Armeen, die zahllosen für den Transport nötigen Tiere haben alle Hirsefelder verzehrt. Aber die Drohung des Hungers und der Kälte ist noch nicht alles. Wenn sich ein Dorf in der Schützenlinie der Infanterie oder der Artillerie befindet, so weichen diese nicht um einen Zoll davon ab. Bei Liao-Yang sagte mir ein Generalstabschef kaltblütig: „Man signalisiert in diesem großen Dorfe da unten Japaner; ich gebe allen unseren Batterien Befehl, das Feuer darauf zu konzentrieren.“ Und alsbald regneten die Shrapnells und Lydditbomben auf das Dorf, das vollständig zertrümmert wurde. Der Generalstabs-Chef hatte Recht, sein Beruf erforderte es, daß er so handelte, aber hatten die Einwohner denn Unrecht? Alle, die es können, fliehen bei dem ersten Schlachtenlärm, sie fliehen die nur zu natürlichen Ausschreitungen der durch die Anstrengungen ermüdeten Soldaten, die überdies zu zahlreich und zu zerstreut sind, als daß man sie überwachen könnte. Auf allen Wegen habe ich Trupps von Flüchtigen getroffen; Männer und Frauen durcheinander, Säuglinge an der Brust, die ganz

kleinen Kinder auf dem Rücken ihrer Väter hängend, oder auf Wagen inmitten von Ballen und Kleidungsstücken gefahren, oder ruhig dasitzend und mit ihren Augen verwundert aus Körben herausblickend, die die Männer meilenweit und mühevoll an beiden Enden eines Bambusstabes mit sich tragen. Und auch Greise sah ich, die so gebrechlich und schwach waren, daß man sie, damit sie nicht auf dem Wege liegen blieben, ebenso wie die Kinder tragen mußte. Der Anblick dieser irrenden Trupps schnürt das Herz zusammen. Sie gehen meist alle nach Mukden, in die große Stadt, die sie, wie sie glauben, schützen wird. Werden sie aber dort Nahrung und Unterkunft finden? Es ist ja dort seit Wochen kein Plätzchen mehr frei und die Herbergen und die geringsten Schlupfwinkel sind überfüllt. Mehrere Familien logieren zusammen in einem Zimmer von vier Fuß Länge. Dabei ist das Leben in dieser übervölkerten Stadt ungeheuer teuer geworden und der Wert aller Gegenstände ist entsetzlich in die Höhe gegangen. Außer von dem Tartarenmarschall und einigen hohen Mandarinen, die den Flüchtigen Unterstützungen zuteil werden lassen, haben sie von den Ansässigen nichts zu erwarten.

Dieses Jahr wird für dieses Volk als ein Jahr der großen Plage und der fürchterlichen Kalamitäten gelten, dessen Erinnerung sich bewahren wird, so daß die Eltern davon ihren Kindern erzählen werden.

Und die zivilisierte Welt, die sich so rasch entsetzt, wenn eine Feuersbrunst, eine Ueberschwemmung einige hundert Menschen ruiniert haben, die sich in Sammlungen und Wohltätigkeitsfesten überbietet, sollte sich wohl ein wenig dieser unschuldigen Opfer annehmen, die der Krieg millionenfach hervorgebracht hat.

* *
*

Entfernter Kanonendonner ladet uns ein, das Dorf und das Steinhaus des opulenten Chinesen zu verlassen. Biania-Putse ist ein wichtiger Punkt, an dem zwei Flüsse zusammenfließen, der eine von Norden nach Süden gehend, aus der Richtung also, aus der wir herkommen, der andere nach Süd-

westen fließend, nach der großen Ebene von Schaho-pu zu, markiert die Front der ungeheuren Schlacht, die zwei bis drei russische Armeen liefern werden. Die dritte Armee, das ist die unsere, wird das Tal hinaufziehen, das sich immer mehr verengert und von hohen, immer größeren Bergen umrahmt ist, dann im Südwesten eine Biegung macht und in dem Defilé von Tumin, dem einzigen Zugang zu Bensiku und dem Taitse-Ho endigt. Als wir Biania-Putse verließen, trennten wir uns von dem Gros der russischen Streitkräfte und verloren den Kontakt mit ihm, wir traten in ein abgelegenes Tal ein, um fern von der Hauptarmee, eine Spezialaufgabe zu erfüllen.

General Kuropatkin wurde auf dem Wege von einem Kosaken erreicht, der eine Depesche Samsonoffs überbrachte des Inhalts, daß die Japaner sich auf die Höhen des Defilés zurückziehen, seine Kosaken dadurch aufgehalten werden und nicht imstande sind, weiter zu marschieren; er habe einige Gefangene gemacht.

Wir marschierten ungefähr schon eine Stunde und der Kanonendonner hielt noch an. Auf einer in der Nähe des Weges gelegenen Bodenerhebung inspizierte General Stackelberg, der Kommandant der Ostarmee, das vor uns liegende Gebiet. Die 5. Division wurde in Reserve gelassen, die beiden Divisionen des 1. Korps avancierten. Es entstand ein ziemlich langer Aufenthalt, während dessen uns der Divisionstrain erreichte und sich uns anschloß. Gerngroß, der Korpskommandant, konferierte lange mit Kondratowitsch und schließlich wenden wir uns nach dem Dorfe Taschi-Schautse, sieben Werst von Biania-Putse. Hier spaltet sich das Tal und wir sind dem Tumindefilé schon sehr nahe. Die Division sendet in jedes der beiden Teile des Tales ein Regiment und eine Batterie, um die Kosaken Samsonoffs zu unterstützen, die sich mit den Japanern im Kampfe befinden.

Der Tag endigt mit einem feinen, kalten Regen. Die Kanonade erweckt in diesem tiefen Tale unerwartete Töne. Man hätte glauben mögen, daß irgendwo da unten ein phantastischer Holzhauer mit seiner kolossalen Axt einen Weg durch das Gebirge zimmere.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Im Defilé von Tumin. — Die ersten Kämpfe.

Das hübsche Tal. — Die Kosaken Samsenof's. — Die Gefahren des Kriegskorrespondenten.

10. Oktober.

Dieses ziemlich enge, von mit Buchenwäldern bestandenen hohen Bergen umgebene Tal hat eine der schönsten Lagen, die ich in der Mandschurei getroffen habe. Der Herbst hat diese Wälder mit wunderbaren Farben geschmückt, kupferfarbig und golden und mit allen Nuancen von rot und gelb, die sich harmonisch mit dem verblaßten noch vorhandenen Grün vermengen. Einige Fichten lassen wie ein ernster düsterer Rahmen die warmen, leuchtenden Farben der Buchen erst recht hervortreten. Bei den Kaufleuten Stambuls habe ich Teppiche gesehen, deren Farbenmischung dieser hier sehr nahe kam.

Ueberall schlängeln sich kleine Bäche hindurch, auf dem Felde steht die Ernte noch. Ein warmer Sonnenschein erhöht den Reiz dieser Gegend und das helle Licht, die Wärme des Tages sind von erquickender Belebung nach der nächtlichen Kälte. Hier besonders, wo der Winter so furchtbar ist, genießt man mit Wonne und in Hast diese Schönheiten des Herbstes.

Bei dem Umherwandeln unter den Fichten entdecke ich ein altes Grab, das nach dem Modell aller mandschurischen Gräber gebaut ist. Die ziemlich weite Umfassung ist zur Hälfte eingefallen und von dem Porticus blieben kaum noch einige Staffeln, aber der Granitobelisk mit der chinesischen Inschrift zu Ehren des Verstorbenen ist geblieben. Daneben erhebt sich unter dem vom Ritus vorgeschriebenen Baum, der Grabhügel, der den Sarg enthält. Der Mann, der sich diesen

abseits gelegenen Erdwinkel für sein Grab ausgesucht hat, wird nun nicht mehr allein daliegen, denn tausende und abertausende Braver werden in diesem Tale bei ihm bleiben.

Das kleine Dorf von Sinschantse, (drei Kilometer aufwärts von Taschischaotse), das letztere vor dem Tuminpaß, hockt am Fuße des Hügels. Hier treffe ich den General Samsonoff, den ich seit langer Zeit, seit den Kämpfen bei Kaiping nicht mehr gesehen habe. Der General inspizierte gerade zwei sibirische Kosakenregimenter, die sich zwischen Strom und Gebirge in Kolonnen formiert hatten, wobei die mit Lanzen bewaffneten Reiter in der ersten Reihe jeder Sotnie zu stehen kamen.

Der General reitet vor jedem einzelnen vorüber, grüßt die Soldaten, dankt ihnen für ihre tapfere Haltung am Tage vorher und die Soldaten schreien im ungeheurem Chorus, stark die einzelnen Silben betonend, die geheiligte Formel.

Nach beendigter Inspektion steige ich vom Pferde und begrüße den General, der mich zu einer kleinen Plauderei zurückhält und mit mir von dem gestrigen Kampfe spricht, wo seine Soldaten, die ohne Infanterie blieben, mit den Japanern einen harten Kampf hatten. „Meine Soldaten haben zu Fuß gekämpft,“ sagte er, „und sind bis zu diesem Gipfel hinaufgekommen. Weiter war es für sie aber unmöglich. Ich hatte einige sechzig Verwundete. Als sich da unten die Batterie aufstellte, hatte sie die auf dem höchsten Punkt postierte japanische Batterie bald bemerkt und hat ihr einige Soldaten getötet. Aber das gestrige Engagement war nichts gegen das, das wir bei Yantai zu überstehen hatten. Da haben meine Reiter einen ganzen Tag gegen große Infanteriemassen gekämpft, und haben sich dabei gut gehalten, während andere Truppen nachgaben.“

Der General scheint sehr stolz auf seine braven Sibirier zu sein. Als ich ihn verließ, stand ich wieder einmal unter dem Banne seiner hohen Intelligenz und seiner überlegenen Festigkeit. Unter den russischen Generalen ist Samsonoff sicherlich einer der besten, denn er sieht die Situationen richtig, er schätzt die Schwierigkeiten zutreffend ein, und setzt seine Leute nicht leichten Mutes einer Gefahr aus, schont sie aber auch nicht, wenn es sein muß, und leistet gute Arbeit ohne Gepolter und Lärm.

Jenseits von Sianschantse macht das Haupttal eine Biegung nach Südwesten und endigt zwei Kilometer weiter plötzlich vor hohen Bergen, durch die das Defilé führt. Man muß aber wissen, daß dieses dort ist, denn keinerlei Ausgang, keine Spaltungen, keine Biegung der Berge kündigt es an. Im Osten an der Seite, wo das dritte Korps angreifen soll, zieht sich auf mehrere Kilometer eine steile Mauer längs des Tales hin und vor uns schließen hohe kegelförmige Gipfel das Tal ab. Im Westen, wohin ich weniger Ausblick habe, weil mich die Hügel davor hindern, befinden sich weitere Gipfel, die in einem dichten Gewirre zu einer Höhe ansteigen, die alle anderen beherrscht. Ein zweites von Siantschantse ausgehendes Tal führt bis zu dem Fuße dieses Gipfels, wo sich die schönste Episode des Kampfes entwickelte. In diesen Tälern und auf den Bergen, die sie beherrschen, und die den Schlüssel des Defilés von Tumin bilden, kämpfte die 9. Division. Die erste Division hielt sich rechts und marschierte durch ein anderes von dem Dorfe Taschischautse ausgehendes Tal.

Ich begegne dem Fürsten Wittgenstein, der einen Befehl an seinen Regiments-Chef überbrachte und ritt mit ihm. Sobald man den runden Hügel überschritten hatte, der hinter Sianschantse liegt, befand man sich im Feuerbereiche der beiden japanischen Batterien, die das Tal der Länge nach bestrichen. Die russische Batterie hatte sich sehr geschickt versteckt, indem sie sich hinter einem eine Bodensenkung maskierenden Hügel aufstellte und über diesen Hügel hinweg indirekt schoß, sodaß ihre Projectile auf dem dem höchsten Gipfel gegenüberliegenden Rückteil, wo sich die japanischen Trancheen befanden, niedergehen mußten. Ich beobachtete einige Zeit den Schuß, den der Feind nicht erwiderte, und setzte dann meinen Weg fort. Hinter einer Erderhebung hatte sich eine Ambulanz installiert, und etwas weiter weg eine Reservekompagnie, deren Leute sich auf dem Boden gelagert hatten. Ich gelange zu einer kleinen Häusergruppe, wo sich Offiziere befanden und war damit am Fuße des Defilés angelangt. Die Berge bieten von hier aus einen erdrückenden Anblick. Wie will man hier unter einem Feuerregen die steilen Abhänge erklettern, diese überragenden Felsenmassen einnehmen?

Da ich von rechts gekommen war, kehrte ich auf der linken

Seite zurück, um die Nachbarschaft der Batterien zu vermeiden, die immer ein wenig gefährlich ist, denn das Geschoß ruft das Geschoß heran. Und als ich ungefähr die Hälfte des Weges gemacht hatte, platzt plötzlich auf zweihundert Meter hinter mir, gerade auf jener Seite, die ich für die ungefährlichere gehalten, ein Shrapnell. Ich setze ganz erstaunt darüber mein Pferd in Galopp und frage mich, warum die Japaner, die auf die russische Batterie nicht erwiderten, ihre Projectile gerade hierher senden, wo nichts ist, als eine einfache Person, die sicherlich weder der Ehre noch der Kosten (Frcs. 20.50, wie man mir sagte), eines Shrapnellschusses wert sei. Ein zweites Geschoß platzte fast auf derselben Stelle. Sobald ich an die Biegung kam, fand ich rasch die Erklärung. Die Kosaken Samsonoffs marschierten gegen Osten und die Japaner, deren Adleraugen durch die Felsen dringen, wollten sie auf ihrem Wege mit einigen Salven begrüßen. Die Reiter passieren dabei in kleinen Abteilungen zu höchstens 20 Mann, die Tiere im Galopp haltend. Nach den Kosaken kommen die Pogranitzas, dann eine Gebirgsbatterie, die im schnellen Lauf unter Eisengerassel fortgeschafft wurde.

„Warum gehen Sie auf dieser Seite,“ fragte mich der General Ratzienko. „Es ist sehr gefährlich und Sie könnten dabei manchen schlechten Schuß erhalten!“ Ich erwiderte ihm lachend, daß ich mich eigentlich aus Vorsicht entschlossen hätte, diesen Weg zu nehmen.

Die Wahrheit liegt darin, daß diese neuen Kanonen, diese neuen Flinten viel zu weit tragen . . . . . für einen Kriegskorrespondenten. Wo sind die Zeiten, wo sich die Schlachten unter unseren Augen abwickelten, wie eine Vorstellung im Odeon, wo man zu gleicher Zeit das Gesamtbild und die Details erkannte. Das waren noch schöne Zeiten, das goldene Zeitalter für die Korrespondenten und darum gab es damals noch keine. Heute muß man, um wenig zu sehen, ungeheuer viel und unaufhörlich riskieren. Nun ist man gerade dazu nicht immer aufgelegt, und es ist schon zu viel, wenn man sich nur manchmal der Gefahr aussetzt. Das tägliche Schauspiel des Todes, das man vor Augen hat, gibt einen aber nur einen um so größeren Appetit zum Leben. Seit mehr als zwei Jahren durchwandere ich schon die Welt und habe hier und da manches Schöne gefunden, aber auch Paris ist etwas

Schönes und ich habe das sehnsüchtige Verlangen, eines Tages dahin zurückzukehren. Dies alles sagte ich mir in dem Augenblick, als mich die Neugierde neuerdings fortriß.

Der Oberst Pecuta, Chef des Generalstab Kondratowitsch's, hatte eine Rekognoszierung unternommen, und einige Pläne skizziert, um die ziemlich mittelmäßige Karte, die die Russen über diese Gegend besitzen, zu verbessern. Ich kehre mit ihm im raschen Trabe nach Taschischaotse zurück, an einem glänzend schönen Abend, so daß der von Arbeit erdrückte Oberst, der jeder anderen Sache mehr zugewandt erschien als Naturbetrachtungen, mir jene Worte sagte, die ich genau im Gedächtnis behalten habe. „Der Krieg scheint in diesen Tagen nicht mehr der Krieg zu sein, der Rahmen hat zu viel Poesie.“

Und wie recht hatte er, diesen schönen Abend zu genießen, denn in der folgenden Nacht mußte er sterben.



Neunundzwanzigstes Kapitel.

Im Defilé von Tumin. Der Angriff auf die Berggipfel.

Seelenzustand eines Generals. — Nächtliche Schlacht. — Die Pagode und die Verwundeten. — Der Wahnsinn des Oberst Pecuta. — Mit einer Batterie. — Der große Bergesgipfel. — Mißerfolg und Traurigkeit.

11., 12., 13. Oktober.

Männlich und ernst hallen die Gesänge der Mannschaften, wie eine Hymne, in der der hartnäckige Wunsch nach Sieg, das Gottvertrauen und die Todesverachtung zum Ausdruck kam, durch das Tal. Es ist Morgen; lange Nebelstreifen klettern die Bäche entlang, aber schon erglänzen die Höhen im Lichte. Die Regimenter marschieren dem Defilé von Tumin zu und Kanonendonner begleitete mit seinen Erschütterungen diesen Abmarsch und diese Lieder.

Im Tale, das sich wie ein Rundcouloir um das Dorf zieht, das sich scheinbar ängstlich hart an den Berg gedrückt hat, fallen die japanischen Geschosse nieder. Sie fliegen über die Häuser und platzen, indem sie sich überstürzen, in den den Bach begrenzenden Feldern.

Glücklicherweise ist der Weg, den die Truppen verfolgen, auch eng an den Hügel angelegt, so daß die Geschosse wenig Opfer erfordern. Drei bis vier blutbedeckte verwundete Pferde sehe ich, die langsam am Wasser verenden.

Die Schlacht, die gestern ganz langsam begonnen, ist jetzt in vollem Gange. Die Batterien der Division sind in Aktion. An jener Stelle, wo das Tal die Biegung macht, und gestern die japanischen Projectile fielen, stehen acht Kanonen auf gleicher Höhe des Erdbodens und schießen ohne Unterbrechung auf die Gipfel. Die Kanonen sind nicht gut gedeckt und provozieren das Feuer der Japaner. Diese antworten aber nicht und scheinen offenbar ein Artillerieduell

abzulehnen. Sie schießen in diesen drei Kampftagen sehr wenig, wie ein Jäger, der seine Patronen spart und diese nur für große Stücke aufbewahrt.

General Kondratowitsch hat einen zuckerhutartigen Gipfel bestiegen, von wo man die beiden Täler ziemlich gut übersehen kann. Ich lasse meine Pferde unten, nicht ohne große Besorgnis, da mich die grausame Erfahrung gelehrt hat, daß die an Schlachttagen eingestellten Pferde nur selten wieder gefunden werden.

Von allen Seiten kommen, wie ein sich ausbreitendes Netz, die Infanteriekolonnen zum Sturm der ersten Bergkämme vor. Nachdem aber diese erobert sein werden, wird man die dahinter liegenden höheren und andere noch erobern müssen, wie eine Reihe vom Feuer bestrichener Treppenreihen. Dabei vermehrt sich die Widerstandsfähigkeit der Japaner mit der Höhe ihrer Positionen. Auf dem roten Hintergrund der Berglehnen folge ich den in Bewegung befindlichen schwarzen Flecken.

Kondratowitsch macht kein zufriedenes Gesicht. „Im Zentrum avancieren wir sehr wenig,“ sagte er mir, „und da die Hauptattacke sich auf den Flanken entwickeln muß, habe ich Oberst Pecuta und das 36. Regiment zur Linken gesandt, um das 3. Korps zu unterstützen. Das 35. ist in Reserve, das 33. folgt diesem Tale entlang, und ich lasse den Platz beider Batterien wechseln.“

Wie man einen Plan auf einer Karte demonstriert, setzte uns der General auf dem vor uns wie eine große entfaltete Karte aufgerollten Terrain seinen Plan auseinander, und ich empfinde dabei wieder einmal, diesmal nur noch eindringlicher als je, den seltsamen Eindruck, daß die Schlacht in wenigen Sekunden für mich das verloren hat, was sie Malerisches, Erhebendes und von Leidenschaft Erfülltes besaß, um nichts weiter zu sein, als ein gewöhnliches Problem, ein mathematisches Exempel, dessen Lösung der Geist sucht. Diese schwarzen Punkte da drüben sind keine Menschen mehr, die erbittert miteinander ringen, leiden und sterben, sondern nur die Elemente, aus denen sich eine Kraft zusammensetzt, die sich wieder auf bestimmte Weise in bestimmten Verhältnissen durch den Willen eines allmächtigen höheren Wesens mit anderen Kräften verbindet. Was kümmert da der Sturm der

Geschosse und der Kugeln, die Toten und die zu Hunderten Verwundeten? Nur der Laie kümmert sich darum, wie sich der unwissende Beobachter einer Partie Schach, um die Gestalt der Figuren, um das Aussehen des Rössels, des Turmes oder Läufers kümmert.

Sind diese Kräfte ungeheure, ist nicht mehr eine Division zu leiten, sondern zehn oder fünfzehn Divisionen, hunderttausende von Soldaten, dann muß das durch das Problem hervorgerufene Interesse, die Intensität der erforderten Aufmerksamkeit schrecklich werden und der Mensch, der diese Aufgaben übernommen, muß sich wahrlich über sein Menschentum erhaben vorkommen. Aber dennoch muß die Pathetik des Kampfes, das Gefühl einer furchtbaren Verantwortlichkeit, der kolossale Einsatz zuweilen die Kaltblütigkeit seiner Kalküle stören. Mag er sich für einen über alle Bedenken erhabenen Spieler halten, sich gegen jede Barmherzigkeit gewappnet fühlen, es sind ja doch Menschenleben, es ist doch warmes zuckendes Menschenfleisch, das er zwischen seinen Fingern zermalmt. Auf der einen Seite ist es auch die Schmach der Niederlage, die auf Jahrhunderte seinem Namen anhaftende Aechtung, auf der anderen wieder die Aussicht auf Ruhm, die Städte, die Länder, die er erobert, die Apotheose des Triumphes, die ihm winkt, und das alles muß blitzartig seinen Geist durchzucken, muß ihn unvergleichliche Empfindungen, Genüsse und Qualen erleben lassen, gegen die alle anderen Genüsse und Qualen rein nichts sind.

— — — — — — — — — —

Als ich vom Hügel herabkam, waren meine Pferde, die ich mit denen des Generalstabs zusammen zurückgelassen hatte, nicht mehr da. Es war Befehl erteilt worden, die Tiere irgend wo anders hinzuführen und ich war wieder einmal auf die Füße gestellt. Ich gehe in das in bewegter Lebendigkeit befindliche Dorf, bleibe einige Zeit am Rande des Weges und wußte nicht, was ich beginnen sollte. Die japanischen Kanonen erwachten plötzlich und einige zwanzig Shrapnells platzten im Verlaufe von zwanzig Minuten auf der anderen Seite des Vorwerkes auf dem Defiléwege und bald trat dort große Bewegung ein. Munitionswagen, Trainwagen, Krankenträger

und Soldaten in wilder Auflösung wirbelten durcheinander und von dieser Welle geschleppt, brachte auch mein Pferdeknecht rasch meine Pferde heran. Er war sehr aufgeregt und erzählte mir, daß die Geschosse in seiner Nähe niedergefallen, welchem Umstande ich allein das Vergnügen zu verdanken hatte, ihn wieder zu finden. Ein Bataillon des 34. Regimentes avancierte zur Feuerlinie und sein Komandant beging die Unklugheit, es auf einen ungedeckten, von japanischen Kanonen bestrichenen Ort in kompakter Masse marschieren zu lassen. Die Strafe ließ nicht lange auf sich warten, denn die Geschosse wirkten in den enganeinander gedrückten Reihen, wie die Kugeln beim Kegelspiel und in wenigen Minuten waren einige hundert Mann getötet oder verwundet. Die neuen Kanonen vermögen stundenlang auf gut gedeckte Soldaten zu schießen, ohne ihnen viel Schaden beizufügen, sobald ihnen aber die Gelegenheit zu teil wird, daß sich eine Truppe dem Feuer aussetzt, genügen wenige Minuten, um niederschmetternde Ergebnisse zu erzielen. In einem Augenblick ist dann eine Kolonne vernichtet und die Ueberlebenden können sich weder durch Bravour noch durch Disziplin halten, sie müssen einfach machen, daß sie fortkommen. Hinsichtlich des Infanteriefeuers habe ich denselben Eindruck, so machte z. B. die kurze Fusillade vom 2. September bei Yantai auf die Brigade Orlof hunderte von Opfern.

Darum ist es so notwendig, geschmeidige, für die ihnen gegebene Anregung empfängliche, und in der Ausnutzung des Terrains gut geschulte Truppen zu besitzen. Wenn aber diese Truppen sich der Deckung begeben, denn beim Angriff kommt immer der Moment, wo sich der Soldat ganz exponieren muß, dann muß dieser Angriff wie ein Keulenschlag mit allen Kräften ausgeführt werden, um soviel wie möglich die Gefahrdauer abzukürzen. Die Japaner griffen immer so an. Um aber solche Angriffe unter dem Geschoßregen vollführen zu können, bedarf man ausgezeichneter, entschlossener und vor allem durch eine eiserne Disziplin zusammengehaltener Soldaten.

Gegen Ende des Tages steige ich wieder auf den Gipfel hinauf, auf dem der General seine Beobachtungsstation aufgeschlagen hatte. Der russische Vormarsch war langsam, sehr langsam und es war vorauszusehen, daß sich der Angriff

in die Nacht hineinziehen werde. In der Tat hörte ich auch die ganze Nacht hindurch das dumpfe Knattern der Fusillade und einen Augenblick lang war das Geräusch so stark, daß ich aus dem Hause heraustrat. Die ganze Linie war in Aufregung und diese tausendfachen kleinen Schüsse hörten sich an, wie eine an steinigem Strand sich brechende Welle.

* *
*

Zwischen dem Bett des Baches und dem steilen Abhang steht eine kleine Pagode, eine richtige Miniaturpagode, in deren quadratförmigem Hof die typische knorrige und gewundene Fichte steht, während in zwei Seitenflügeln sich die Wohnung des Bonzen befindet und im rückwärtigen Flügel der von den Schrecken erregenden Kriegern umgebene Buddha aus Papae untergebracht ist. Krieger, Buddha, die Gebäude und die Fichte sind immer dieselben und immer gleichartig angeordnet und untergebracht. Der Chinese ist kein Freund der Veränderungen, das beweisen seine Gräber, seine Wagen, seine Kleider, die Frisuren seiner Frauen, die abgesehen von einigen leichten Aenderungen, einen vor hunderten oder tausenden von Jahren entworfenen Typ repräsentieren.

Hier war aber der Bonze verschwunden, da er von den Kanonenschüssen verjagt wurde und eine Ambulanz hat sich in der Pagode eingerichtet, die jetzt von Sterbenden und Verwundeten angefüllt war. Der unter den Zweigen der Fichte errichtete Operationstisch empfing unaufhörlich neue Patienten und dauernd kamen Verwundete, wie eine grausige Prozession heran. Der Hof konnte sie nicht mehr fassen und man mußte sie, lang hingestreckt auf Tragbahren, hinkend auf Stäben gestützt oder von Kameraden auf den Schultern getragen mit leblosen Armen oder blutigen Köpfen draußen warten lassen. Besonders sind die Kopfverwundungen gräßlich anzusehen und die Mehrzahl dieser Männer, die während der Nacht verwundet worden waren, konnten noch nicht verbunden werden. In einer für die Offiziere reservierten Ecke finde ich inmitten von 5 oder 6 anderen auf Stroh hingelagerten, einen jungen Leutnant, den ich kannte. Sein Arm

war von einer Kugel getroffen, er schien aber nicht zu sehr darunter zu leiden und erzählte mir kurz die Kampfvorgänge während der Nacht. Unter dem Kommando Muskielof's, Obersten des 34. Regiments, hatten sich sechs aus dem linken Tale aufgebrochene Bataillone auf die japanischen Verschanzungen geworfen. Sie nahmen einen Hügel, aber an der Hauptposition brach sich ihr Elan. Die Verluste waren ungeheure. Ich konnte das mit eigenen Augen sehen. Von einem langen Mantel bedeckt, aus dem allein die Stiefel hervorragten, starb soeben ein Oberstleutnant. Der Leutnant zeigte mir ihn mit dem Finger und ich hebe leicht die Hülle und erblicke ein fahles, borstiges, verwelktes, mit Blut und Schmutz besudeltes Greisengesicht.

Kondratowitsch, dem ich kurz darauf begegnete, sagte mir mit trauriger Stimme, daß der Oberst Pekuta, sein Generalstabs-Chef, gefallen sei. Der Oberst war ein Braver, der oft durch seine Obliegenheiten daran gehindert war, sich an der Schlacht zu beteiligen, der jede Gelegenheit aber wahrnahm, sich frei zu machen und in die Aktion einzugreifen. Als der heutige Nachtangriff beschlossen wurde, bat er selbst den General, daran teilnehmen zu können und er nahm derartig daran teil, daß sein Leichnam in den Händen der Japaner verblieb. Die später eingeholten Informationen, die Aussagen der Verwundeten machten uns das wahrhaft tragische Ende dieses Mannes bekannt. Pekuta war ein Mann von 35 Jahren, von schüchternem Aussehen, mit sanften Augen und von großem Arbeitseifer. Der Mißerfolg der Kampagne, die unbesiegbaren Schwierigkeiten, die die russische Armee vorfand, gingen ihm sehr nahe und litt er darunter, wie unter einer grausamen Wunde. Als ihn eines Tages Jemand fragte, wie die Sachen beim ersten Korps ständen, und einer der Kameraden des Oberst darauf erwiderte, daß es nicht schlecht ginge, brauste der sonst so ruhige Pekuta auf und schrie den Betreffenden mit den Worten an: „Wie kannst Du sagen, daß die Situation gut wäre, wenn wir unaufhörlich von den Japanern geschlagen werden!“

Als bei dieser nächtlichen Attacke die russischen Soldaten unter dem feindlichen Feuer zurückwichen, sammelte er einen Teil von ihnen und führte sie wieder zur Attacke. „Schämt Ihr Euch nicht,“ brüllte er, „Euch von den Japanern zurück-

schlagen zu lassen?" Er marschierte darauf vor, die zögernden Mannschaften mit sich schleppend. Schon verwundet, wie die Augenzeugen versichern, den Rücken seines Mantels ganz mit Blut bedeckt, marschierte er auf die nächsten japanischen Verschanzungen los. Als er aber von neuem von der Flut der Flüchtlinge zurückgeworfen wurde, und als es ihm wohl bewußt ward, daß alles vergebens sei, daß man gegen das Unmögliche ankämpfte, wurde Pekuta verrückt. Man sah ihn,, wie ein Offizier erzählte, die Leichen mit dem Säbel bearbeiten, ihnen mit Schimpfworten befehlen aufzustehen und sich auf die Japaner zu stürzen. So blieb er allein, schreiend und mit dem Säbel gestikulierend und plötzlich stürzte auch er inmitten der Toten zusammen.

Als Ajax, der Sohn des Oileus, von der erzürnten Gottheit mit Wahnsinn bestraft wurde, stürzte er sich mit erhobenem Schwert auf friedliche Herden, die er für feindliche Soldaten hielt und bereitete ein für ihn wenig ehrenhaftes Blutbad unter Hammeln und Rindern. Die Erregung, die Schlachtenfurie, der Zorn der Ohnmacht, erregten bei einem modernen Helden denselben Zustand, den nach der Legende der Grimm einer Gottheit über den griechischen Helden verhängte.

* *
*

„Trupa pianatz! Skoro ogon! — Zünder auf fünfzehn, Schnellfeuer!" Diese durch ein vielfaches Echo wiederholten Worte kamen von dem Hügel herunter, auf dem sich eine Linie Artillerie aufgestellt hatte. Die beiden Unteroffiziere der Batterie haben es den Kanonieren zugerufen, diese haben rasch das Bodenstück geöffnet, das in den Armen wie ein Wickelkind gehaltene Geschoß untergebracht und den Zünder gestellt, die Bedienungsmannschaft stellte sich in Position, hielt die Hände schützend an das Ohr und wie eine auf dem Piano absolvierte Tonleiter, geben die acht Geschütze ihre Schüsse ab, eine entsetzliche Erschütterung erfolgte und wir verfolgen mit unseren Gläsern die Ankunft der weißen Flocken da oben an den Gipfeln, wo sich die Japaner eingegraben haben. Ich saß mit dem Kommandeur ein wenig hinter den Geschützen auf dem Rumpf einer alten Karre.

Ein Soldat brachte uns einen Becher Tee und — eine außerordentliche seltene Sache — ein großes Stück Brot. Ich machte erstaunte Augen, denn seit mehreren Tagen haben alle, sogar der General nur „Sukari", Zwieback, gegessen. Der Artillerist, der meine Ueberraschung bemerkt hatte, lachte über das ganze Gesicht, wo sich ein edler Stolz und viel Verachtung über den Infanteristen ausdrückte.

Gerade auf der Rückseite des kleinen Hügels macht in unserem Rücken eine Batterie einen großen Lärm. Es genügte eine Stunde, die ich zwischen diesen beiden Batterien verbracht hatte, um mich vollständig zu betäuben, aber auch mich davon zu überzeugen, daß das Artilleristenhandwerk sicherlich das schönste Handwerk auf der Welt sei! Mein Interesse und meine Sympathie entflammten sich für diese rauhen Kanoniere, für die schwerwiegenden Maschinen, die sie so geschickt bedienen. Und auch die Bezeichnung „Bedienung" schließt einen tiefen Sinn in sich, indem es das Geschütz als einen Gott erscheinen läßt, dessen Sklaven sie sind.*)

Um Mannschaft und Geschütz schlingen sich tausend Bande, die Mannschaft lebt für das Geschütz, das Geschütz für die Mannschaft. Tag und Nacht muß es bewacht werden, muß es unaufhörlich und gewissenhaft gepflegt, vor holperigen Straßen und Morast geschützt und gewissenhaft gehütet werden für den großen Tag der Schlacht, wo seine ungeheure Stimme ertönen wird.

So wie Quasimodo erzitterte, wenn er seinen Glockenklöppel in Bewegung setzte und es ihn dabei mit Wohlbehagen erfüllte, so muß in noch höherem Grade der Artillerist mit seinem Geschütz erzittern, und Vergnügen empfinden, wenn er seine Gewalt fühlt, wenn er seine Stimme hört.

Höher als die lange Wand des Hauptkammes, höher noch als die überragenden Gipfel des Engpasses, richtet der große Berg seinen mit Fichten bedeckten Kopf in die Höhe. Eine japanische Redoute verbirgt sich da oben und gerade dahin konzentrierten die Russen jetzt ihre Kraftanstrengungen.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Der Sinn dieses Satzes wird erst verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das französische Wort „Servants" für Bedienungsmannschaft, auch „Sklave" bedeutet. Ein Wortspiel, das sich eben im Deutschen nicht wiedergeben läßt.

Während die Geschosse ohne Unterlaß auf ihn niederprasseln, erklettern von beiden Seiten Infanteristen seine Flanken. Es war ein fürchterlicher Aufstieg unter Kugelregen, den ich seit heute Morgen leidenschaftlich beobachtete, wie die Touristen in der Schweiz vom Tale aus die Bergkletterer beobachten. In mehreren Stunden hatten die Russen dabei nur einige Meter gewonnen.

Gegen Abend versuchte ich mit dem französischen Kommandanten Cheminon und dem chilenischen Major Schöldmayer, so nahe wie möglich diesen fürchterlichen Aufstieg zu beobachten. Durch das kleine Tal und zahlreiche gewundene Schluchten gelangten wir zu einer ungefähr tausend Meter vom Gipfel des Berges entfernten Böschung. Die russischen Soldaten kriechen auf dem Bauche und nützen die geringste Bodenerhebung aus, sie haben eiligst einige Trancheen gegraben und Schulterwehre errichtet, und während die einen auf den Berg schießen, wo sich zuweilen japanische Köpfe zeigen, steigen die andern weiter empor. Die letzten Schritte sind jedoch furchtbar beschwerlich, da die Fläche schroff und ohne jeden Vorsprung ist, der als Deckung Verwendung finden könnte. Russen und Japaner, die jetzt nur mehr kaum hundert Meter von einander getrennt sind, schießen ohne Unterlaß, sobald sich nur ein Gewehrlauf, ein Stück Mütze und sogar wenn sich gar nichts zeigt. Die Russen hören über ihren Köpfen ihre eigenen Geschosse einschlagen und müssen fürchten, von ihren eigenen Kameraden getötet zu werden, denn der kleinste Irrtum beim Zielen würde ihnen die Ladung in den Rücken bringen.

Die Situation dieser über dem Abhang baumelnden Männer, die den Tod vor sich und hinter sich sehen, ist entsetzlich. Dieser Berggipfel ist wie eine mittelalterliche Burg, die dem Ansturm trotzte und der Krieg von heute gleicht somit dem Kriege des Mittelalters, wo sich die Hartnäckigkeit und die Wut des Angreifers an der Festigkeit der Mauern brach.

— — — — — — — — — —

Zwei in Flaschenhälsen untergebrachte Lichter erleuchteten die elende zerfallene Hütte dürftig. Der General spricht inmitten einer Gruppe von Offizieren mit leiser Stimme, und eine große Traurigkeit lagert über dieser Konferenz. Die Dinge stehen schlecht, sehr schlecht. Um die Hauptposition

den großen Berg zu nehmen, hätte man noch am selben Abend einen energischen Ansturm unternehmen müssen, aber der Chef des Korps wollte es nicht. Die in Taschischautse zurückgelassene 5. sibirische Division, die den entscheidenden Schlag führen sollte, wurde deshalb eiligst nach dem Zentrum der Armee berufen, wo die Japaner eine bedrohliche Operation ausführten. Wenn sie zurüchweicht, ist die Hoffnung verloren, das Defilé zu erzwingen vergeblich, und alle diese braven Soldaten der russichen Truppen werden umsonst geopfert worden sein.

Abgesehen von einigen anwesenden Fremden legt sich diese Nacht niemand nieder, denkt niemand daran, zu schlafen. Bis zum frühen Morgen kommen und gehen die Offiziere und sprechen miteinander und diese stille gedrückte Unterhaltung dauert fort.

Am andern Morgen gehe ich mit Cheminon und Schöldmayer noch ein letztes Mal an den Fuß des hohen Gipfels und an der Flanke zwischen den beiden feindlichen Batterien postiert, wohnten wir einem interessanten Artilleriekampfe bei, bei dem einen Augenblick lang die japanischen Shrapnels derartig dicht auf die russische Batterie herabregneten, daß die Kanoniere dadurch genötigt wurden, ihre Geschütze zu verlassen und sich hinter einer Tranchee zu verbergen. Als wir zu Pferde zurückkehrten und dabei in die Schußweite der Japaner gelangten, erwiesen uns diese von der Höhe des Gipfels herab die Ehre einiger Kugeln.

Aber für mich liegt von nun ab das Interesse anderwärts. Ich hatte weder Wagen noch Packtiere mitgebracht, die mich zur Langsamkeit verurteilt hätten und mein auf meine Pferde in den russischen Sätteln verteiltes Gepäck gestattet mir, im Trab und sogar im Galopp zu reiten. Nachdem ich dem Lauf des Tales entlang nach Biana-Putsa zurückgekehrt war, schnitt ich direkt nach dem Westen ab, durchwanderte so die ungeheure Schlachtfront und entfernte mich um die Mitte des Tages für immer von diesen Hügeln, diesen Bergen, von dem kleinen Dorfe, das für einige Augenblicke wohl aus seiner Ruhe gestört wurde, aber bald wieder in seine alte Ruhe zurückfallen wird; ich entfernte mich für immer von diesen Buchenwäldern, deren zarte Farben mich an persische Teppiche erinnert hatten.

Dreißigstes Kapitel.

Irrfahrten durch das Schlachtfeld.

Eindruck der Isolierung. — Japanischer Gegenangriff. — Die Eroberung der Berghöhen. — Der Generalstab des 2. sibirischen Korps. — Rückzugsbefehl und Gegenbefehl. — Nächtliches Interieur. — Die Primor-Dragoner. — Wie es kam, daß ich zu den Japanern übergehen mußte. — Madame Woronof. — Vision der Schlacht.

Im Zentrum der Armee, 13. und 14. Oktober.

Man empfindet einen sonderbaren Eindruck, wenn man sich so ganz allein und verloren auf einem weiten Schlachtfeld, inmitten des Chaos der entfesselten Kräfte fühlt. Ich, der ich mit Armeekorps hierhergekommen bin, befinde mich nun allein in dem engen Tale mit meinem Pferdeknecht. Ich passiere Biania-Putsa, den wichtigen Kreuzungspunkt, wo Täler und Wege zusammenstoßen und von wo aus man sich gegen Norden nach Fuschun, oder gegen Westen in der Richtung der Eisenbahn wenden kann. Auf jener Seite findet die Schlacht statt und nach dieser Seite liegt mein Weg. Ungefähr fünf Kilometer von Biania-Putse zieht ein Berg von seltsamer Form meinen Blick an. Massiv und stämmig hat er das Aussehen eines hockenden Tieres und gleicht er so in ganz seltsamer Weise dem berühmten Löwen von Belfort. Auf seiner äußersten Spitze, am Kopfe des Löwen, zeigt eine von hohen Mauern umgebene Pagode ihre gebogenen Dächer.

Es ist drei Uhr; an beiden Seiten des Berges findet ein lebhafter Artilleriekampf statt. Die Schüsse fallen wie Regenböen und die Zickzacklinien des Feuers deuten mir links von der Höhe die erste Linie der russischen Batterien an.

Treu meiner gewohnten Taktik, lasse ich mein Pferd und meinen Diener bei einer Baumgruppe unten und unternehme auf steilem Pfade eine Besteigung des Berges. Ich begegnete

auf halbem Wege einem Arzt und zwei Krankenträgern, die von diesem Beobachtungspunkte abstiegen.

Die Bergkämme sind, wie immer, mit Befestigungen gekrönt. Ein Bataillon hält diese besetzt. Der Ausblick auf die andere Seite umfaßt einen großen Hügelkreis, den die mitten in die Ebene placierte russische Artillerie heftig beschießt. Lange folge ich der Bahn der Geschosse, die hinter den Höhen niederfallen. An dieser Hügelreihe haben die Japaner gestern und heute Morgen eine kräftige Gegenattacke versucht, um die Zentrumsarmee von der Ostarmee zu trennen. Dieser Angriffspunkt war, wie immer, in bewundernswerter Weise ausgewählt worden, denn die Bergkette, die von den Gruben von Yantai ihren Ausgang nimmt, dringt wie ein Vorwerk tief in die Ebene ein und beherrscht den so wichtigen Kreuzungspunkt von Biania-Putse, den einzigen Rückzugsweg der Russen nach Norden.

Eine von General Grekof befehligte Kavalleriebrigade hatte diesen Punkt besetzt und diente, auf der andern Seite in der Division Mitschenkos ihre Fortsetzung findend, als Verbindung zwischen der Armee Stackelbergs und dem Zentrum der russischen Streitkräfte.

Was vermag aber eine Brigade Kavallerie gegen einen lebhaften Infanterieangriff? Kuropatkin erfaßte die Situation auch als so ernst, daß er alsbald die fünfte sibirische Division, die einzige Reserve Stackelbergs, zurückrief und sie beauftragte, die japanische Offensive aufzuhalten. Die Division kam aus dem engen Tale aus bergigen Pässen, wo sie engagiert war und ihre begeisterten, abgehärteten Soldaten, die besten der russischen Armee, hemmten rasch das beunruhigende Vordringen der Japaner.

Es war das Ende des Kampfes, seine letzten Episoden, denen ich da beiwohnte. Sie werden mir in jedem Falle in unvergänglicher Erinnerung bleiben. Die japanische Artillerie antwortete nicht mehr und von Geschoßsalven unterstützt, wellten und krochen in steter Vorwärtsbewegung zwei russische Kolonnen, wie ein langes schwarzes Band, unaufhörlich den Berggipfeln zu, auf denen sich die Japaner befanden. Die Dämmerung war im Anzuge und während die Russen den Berg erkletterten, senkte sich die Sonne immer mehr. Plötzlich schwingt sich die an der Tête befindliche Kompagnie vor-

wärts, erreicht im Lauf die letzte Erhebung und während gerade die Sonne untergeht, hebt sich in scharfen Umrissen eine Gruppe Jäger von ihrer großen rotglänzenden Scheibe.

Bald hätte ich mich entschlossen, in einem chinesischen Hause am Fuße des Berges, das einen sauberen Eindruck machte, zu übernachten. Ich hatte schon lange nichts gegessen und dieses einladende Quartier hätte mir Gelegenheit gegeben, meine Konserven zu kochen und meinen Tee zu bereiten, der „Khan" und die Matten hätten mir dann als Schlafgelegenheit gedient. Als ich doch mein Pferd anhielt, sagte ich mir aber, daß es eigentlich nicht sicher sei, da ganz allein ohne Kontakt mit der Armee zu nächtigen. Ich habe schon soviel eilige Rückzüge der Russen erlebt, Rückzüge, wo noch am Abend alles gut ging und man sich des Nachts in der Meinung niederlegte, daß man hier bleiben würde, während noch vor Sonnenaufgang ein Soldat erschien und respektvollst meldete, der gnädige Herr möge sich erheben und sehen, daß er fortkomme, denn die Arrieregarde beginne sich bereits zurückzuziehen und die Japaner würden bald anmarschieren.

Im benachbarten Dorfe war der Generalstab der Division und das Korps einquartiert. Das zweite sibirische Korps das unter dem Kommando des General Sassulitsch stand und sich in der Schlacht am Yalu so schlecht führte, umfaßte nämlich nur eine einzige Division. Der Russe ist ein großer Freund halber Maßnahmen; er antwortet selten ja oder nein und für ihn braucht das Sprichwort nicht zu existieren: „Eine Türe muß entweder offen oder geschlossen sein." Man hatte es nicht gewagt, Sassulitsch des Kommandos über das Korps zu entheben, man hat es ihm aber auf die Hälfte beschnitten. Ich kannte einen rumänischen Attaché, der dem Generalstab dieses Korps attachiert war und ich hatte die Absicht, ihn um Gastfreundschaft zu bitten. Er stellte mich dem Chef-General des Generalstabs vor, der mir in liebenswürdigster Weise auf seinem Khan einen Platz neben sich einräumte.

In dem kleinen Saale, in dem sich die Offiziere zusammendrängten, wie in einem Wagen der Pariser Metropolitaine-Bahn, soupierte ich eben mit dem russischen Attaché, als eine Estaffette des Hauptquartiers ankam. Der Rückzug war beschlossen, die gesamte Ostarmee zieht sich auf Mukden zurück. So war kein Zweifel mehr möglich, die russische Offen-

sive war vollständig gescheitert. Was hat sich ereignet, was hat sich im Zentrum, in jenem Zentrum ereignet, da wo die Japaner am heftigsten vorgingen? Niemand wußte etwas darüber, man sah immer nur sein eigenes kleines Gebiet, aber das Ensemble entzog sich der Kenntnis. Die Schlachten werden erst in der Entfernung klar in der unmittelbaren und lebendigen Wirklichkeit sind sie dunkel, nebelhaft und verworren, vor allen Dingen ausgedehnt wie der Ozean.

Ich legte mich auf den Khan und schlummerte einige Stunden in einem nur sehr leichten Schlaf, der mir den Eindruck summender Stimmen und einer unaufhörlichen Bewegung hinterließ. Besonders eine langsame und ernste Stimme wiederholte jeden Augenblick immer dieselbe Formel, die wie die Antwort bei einer Litanei erklang: „Comandier corpus precazal — der Korpskommandeur befiehlt . . .“ Dann wurde die Bewegung lebhafter, alle Leute standen, Soldaten traten ein, rollten die Decken zusammen und zogen die Riemen an. Ich rufe in meiner Eile meinen Diener, der meine Pferde sattelte. Auf dem kleinen Tische, der von Karten und Papieren voll bedeckt war, raucht und brodelt der Samowar neben einer Kiste mit Zwieback.

Die Pferde waren schon bereit und wir sollten abmarschieren, als eine neue von Stackelberg gesandte Estafette anlangte. Es wurde Gegenbefehl erteilt, der Rückzug wurde verschoben, die fünfte Division sollte die Positionen halten, die sie am Vorabend eingenommen hatte. Es gab während dieser Schlacht von Schake viel Gegenbefehle, plötzliche Entschließungen, und augenblickliche Abänderungen; man befahl einem Korps ein Manöver, und ein wenig später verbot man ihm, es auszuführen. Aber vielleicht ist das bei allen Schlachten so, die nicht nur in den Details, sondern vielleicht auch im Gesamtbilde das verworrenste und regelloseste Ding sind, das man sich denken kann.

Erst später kommt der Historiker, der ernste und methodische Mann mit den Augengläsern, der in seinem Kabinet, dieses komplizierte Gewebe entwirrt, klassifiziert, rangiert und ganze Schubladen von Zetteln etikettiert, und so diese unförmliche Materie kaut und verdaut und schließlich irgend eine, wie ein Opernballet oder eine Ansprache des Titus

Livius geregelte Erzählung wieder von sich gibt, deren flüssige Schönheit dann den vernünftigen Leser entzückt.

Bei Anbruch des Tages reite ich neuerdings allein, gegen Osten und immer die Front dieser ungeheuren Schlacht entlang. Kaum daß ich vor mich sah, hörte ich auch schon das Knattern der Gewehre, und die Kanonen, die einige Stunden geschwiegen hatten, begannen aufs Neue mit ihrem Donner. Durch eine Reihe kleiner Hügel, die mich ziemlich deutlich an die Steppen der Languedoc erinnerten, gelangte ich in ein Dorf, wo ich den alten General Grekof inmitten seiner Offiziere treffe, die ich alle gut kannte, da sie zu den Primor-Dragonern gehörten, die einen Teil der Brigade Samsonof bildeten, als ich mit dieser auf Vorposten war. Auch der Chef des Regiments war da, der Oberst Woronof mit seiner Gattin, die sich durch ihre Ausdauer und Tapferkeit beim Einsammeln der Verwundeten große Verdienste erworben hat und dafür mit dem Georgskreuz ausgezeichnet wurde. Sie stand bei Wafangu unter Shrapnels und Kugeln, war bei Liao-Yang und ist jetzt bei Schake. Als eine unerschrockene Amazone immer hoch zu Roß unterhält sie auf eigene Kosten einen Transport, den sie leitet und durch eigene Energie aneifert.

Wenn die Schlacht fern von der Eisenbahn geschlagen wurde, wie diesmal, und der Transport der tausende von Verwundeten auf schlechten Wegen unerhörte Schwierigkeiten bot, fuhr Frau Woronof mit ihren mit Schwerverwundeten überfüllten Wagen unaufhörlich hin und her, dabei oft ohne Nahrung, fast immer ohne Schlaf bleibend. Als ich neulich Abend in mein chinesisches Haus am Defilé von Tumine heimkehrte, sagte mir mein Diener, daß eine russische Dame da sei, die mich kenne. Ich fand Frau Woronof von Müdigkeit erschöpft und konnte sie sich kaum auf den Füßen halten. Sie war mit dem Priester ihres Hospitals einige Augenblicke dageblieben, um sich zu erholen. Ich biete ihr einige Tropfen Elixier an, die ich bei mir führte, und die tapfere kleine, ganz abgemagerte und vertrocknete, aber unermüdliche Frau machte sich bald darauf wieder auf den Weg.

Ich unterhielt mich mit dem Oberst und den Offizieren und wollte so erfahren, was sich hier ereignet hatte, aber umgekehrt wollten sie sich bei mir erkundigen und überschütteten mich mit Fragen. Nur der Korrespondent weiß hier, daß er

nichts weiß, alle anderen meinen, daß er etwas wisse und deshalb verlangt man von ihm, daß er erzähle, die anderen instruiere, wenn er auch noch sehr danach verlangt, noch so sehr bedürftig ist, von anderen instruiert zu werden.

Der General ließ den Oberst rufen und bald darauf ertönte ein kurzes Kommando. Offiziere und Soldaten springen auf die Pferde und zogen sich nach dem Norden zurück.

Ich machte mich daran, meinen Weg nach dem Westen fortzusetzen, als ein ganz junger Freiwilliger des Regiments, der wiederholt mit mir dinierte, mir zurief: „Gehen Sie aber nicht dahin, Herr, alle Russen sind dort schon abmarschiert und Sie werden den Japanern in die Hände fallen!" Ich wußte nicht, daß das Zentrum und der rechte Flügel schon gewichen seien und daß ich, um der Front zu folgen, ebenfalls nach dem Norden einbiegen mußte.

Auch mein chinesischer Diener trug dazu bei, mich zum Abweichen in schräger Richtung zu veranlassen, denn wenn seine Schlachtenerfahrungen noch sehr jungen Datums sind und er von meinen Unterredungen mit dem Offizier nichts versteht, beeinflußt ihn doch eine instinktive tierische Witterung und unaufhörlich weicht er in der Richtung nach Mukden hin ab, die ihn unendlich anzuziehen scheint. Ich werde schließlich böse darüber, denn er hätte mich sonst zu sehr von dem Kampfschauplatz entfernt.

Auf dem Hügel von Kuantschan.

Das war ein herrliches Schlachtenbild, eines jener großen Schauspiele, wobei man sich ganz klein, vernichtet, erdrückt vorkommt; eine Hölle von Donner und Eisen, ein Chaos entfesselter Raserei bot sich dem Beschauer dar. Kuantschan ist das Hauptquartier Kuropatkins, das Zentrum der Armee.

Von allen Seiten avancieren die Japaner und während die unzählige Masse der russischen Wagen, die unendliche Reihe der Fahrer und Tiere kläglich über die Holperigkeiten und den Schmutz der Straße dahin wackeln, marschieren andere Reihen, lange schwarze Linien zur Attacke durch die verwüsteten Felder hindurch. Unten sind wie ein ungeheurer Damm, um die unwiderstehliche Flut aufzuhalten, alle Batte-

rien der drei Korps, mehr als zweihundert Kanonen aufgestellt, die hartnäckig schießen. Für einen Augenblick ertönen die Salven vereinzelt, so daß man es für Strichfeuer hätte halten können, aber bald fängt alles auf einmal zu brüllen an, so daß die Berge zusammenzustürzen scheinen und wie ein wild bewegtes Meer, lärmend wie ein Orkan verbreitet sich die Schlacht und bringt bis in die tiefsten Winkel der Ebene den Schrecken und die Erschütterung.

Eine Wolke weißer Flocken fliegt über jenem großen Dorf zur Rechten, unaufhörlich bildeten sich neue weiße Punkte am Himmel und unerschöpflich fielen die Geschosse auf die kleinen chinesischen Häuschen hernieder, aus denen die Einwohner glücklicherweise geflohen waren. Und das Getümmel, der Rückzug der Wagen, der Vormarsch der Kolonnen, die den Geschützmündungen entgleitenden Blitze, die Watteflocken der Shrapnels, der betäubende Lärm, all dies dauerte Stunden und schien kein Ende finden zu wollen.

Von einem Frühstück, das ich mit den Burriaten einnahm.

Ich stieg von dem Hügel ab, um nach einem Herde zu suchen, auf dem ich etwas Nahrung hätte kochen können. Das Dorf war aber nur ein weites Hospital; überall wurde verbunden und geschnitten. In der Nähe einer zur Hälfte zertrümmerten Hütte saßen um ein halb verlöschtes Feuer einige Burriatische Kosaken, bekanntlich Mongolen mit breiten Gesichtern und vorstehenden Backenknochen. Ueber zwei Scheiten, die zu brennen versagten, hing ein Bündel auf einem Stab aneinandergereihter Kochgeschirre, und die mit dem Gesicht der Glut zugewandten knieenden Kosaken bliesen unaufhörlich darauf ein, damit sich eine Flamme anfache. Bei einem der Kochgeschirre sah man aus einer fettigen, mit Kohlestückchen bedeckten Suppe, Hühnerfüße hervorragen.

Ich näherte mich den Burriaten, die dieses kostbare Feuer hüteten, und vom Hunger geplagt und dadurch wieder Höhlenmensch geworden, versuchte ich es, etwas von dem unentbehrlichen Feuer abzubekommen. Aber auch der Höh-

lenmensch war für seinesgleichen ein Wolf und vergeblich zeigte ich diesen Tartarengesichtern einige Geldstücke, vergebens deute ich ihnen mit lebhaften Gesten, daß ich nur recht wenig Feuer benötige, nur soviel, als zur Erhitzung von wenig Wasser ausreichen würde, aber die Barbaren verweigerten mir brummend mein Verlangen und kehrten zu ihren Kohlen zurück.

Ohne Zweifel hatten auch sie starken Hunger und was würden ihnen da einige Geldstücke nützen. Sie wollten essen, sofort essen . . . und „alles Uebrige ist Litteratur" würde Verlaine sagen.

In meiner Satteltasche hatte ich zwei Büchsen Corned Beef, die ich nicht ohne Schaudern ansehen konnte. Dieses in irgend einem Mukdener Laden alt gewordene Corned Beef entwickelte, sobald die Büchse geöffnet war, einen übelriechenden Geruch nach fauler Wurst. Ich erinnerte mich dabei, daß die sibirischen Burriaten, die Vettern der Lappen sind, sehr lüstern nach altem Fett sein sollten, und indem ich rasch den Blechdeckel öffnete, offerierte ich den Burriaten die erste Büchse in jener angstvollen Erwartung, in der sich der antike Held befunden haben mußte, als er dem Cerberus den Honigkuchen darbot. Der Kosak witterte das Fleisch, sein Gesicht verriet die größte Freude und er lud mit den Augen zwei seiner Kameraden ein, von denen jeder seine schwarzen Hände in die Büchse versenkte, um ihr ein großes Stück zu entnehmen und Flauberts Satz von „den Essern unsauberer Dinge" kam mir dabei in den Sinn. Dann gab ich die zweite Büchse her und das Uebereinkommen war besiegelt. Ich erhielt nun alles von den Burriaten, kochendes Wasser für den Tee und einen Kochtopf, in dem ich eine bessere Konserve erwärmen konnte. Ich dejeunierte an ihrer Seite, zwischen Schmutz und Abfällen auf einem Stein sitzend, eifrig bedient von diesen mongolischen Kriegern.

Als ich zum Hügel zurückkehrte, wütete die Schlacht noch weiter. Bald zogen die Kanonen wie gewöhnlich ein heftiges Unwetter an, eine fürchterliche Flut ergoß sich über die Ebene, wo die Menschen zu Tausenden starben. Die Kanonen fanden so ein Echo und Himmel und Erde kämpften um die Wette durch Blitz und Donnerschläge.

Es war dringend nötig, diesen Abend nach Mukden zurückzukehren, um mein erstes Telegramm über die Schlacht aufzugeben. Welch entsetzliche Sache war diese Rückkehr unter dem Regen, durch Moräste, in denen die Pferde versanken. Hunderte mit Verwundeten überlastete Karren, die nicht mehr weiter konnten, die Mannschaften über und über mit Kot bedeckt, die Pferde, die vor Erschöpfung hinfielen, und die Menschen, die noch elender daran waren als die Tiere, zur höchsten Anspannung angestrengt, füllten den Weg.

— — — — — — — — — —

Ich bin spät am Abend angelangt und mußte doch schon am andern Morgen frühzeitig wieder zur Front zurückreiten. In Mukden traf ich viele bekannte Offiziere, die über den Gang der Dinge orientiert waren und ich hörte ihre Ansichten darüber an.

Der allgemeine Aufbruch der Russen begann am 6. Oktober. Die Armeen des Zentrums und des Westens sollten auf den Feind einen starken Druck ausüben, während die Ostarmee, wenn es ihr gelingen sollte, den Feind zu umgehen, seine Verbindungslinien bedrohen und ihn zum Rückzug veranlassen sollte. Diese Umgehungsbewegung scheiterte jedoch, das Defilé von Tumine wurde für die Russen ein unüberwindliches Hindernis, der linke Flügel wurde dabei festgehalten und während dieser Zeit griffen Zentrum und rechter Flügel, die die Japaner bedrängen sollten, nur sehr zaghaft und schwach an. Die Details dieser Schein-Attacke, dieser Pseudo-Attacke, ist ebenso interessant wie bedauerlich. Ein Korps empfing innerhalb seines Sektors den Marschbefehl, es schickt eine von drei Batterien unterstützte Brigade vor, die Brigade avanciert einige Kilometer, nimmt Stellungen ein, immer diese verfluchten Stellungen, und wartet dann. So hat das Korps einen Teil seiner Angriffskraft, seiner Stoßkraft, abgegeben, es hat sich sozusagen dieser schweren Last selbst entledigt und dennoch geht diese Brigade nicht offen vorwärts, sondern schiebt nur die Linie, auf der sie sich verteidigen wird, um einige Kilometer vor. Diese Offensive ist seltsam, da sie viel weniger daran denkt, Schläge zu versetzen, als vielmehr diejenigen zu parieren, die ihr, hervorgerufen durch ihre Trägheit, zugefügt werden können.

Die energische niederschmetternde Gegenattacke der Japaner ließ in der Tat nicht auf sich warten. Die russische Armee erschlaffte bei ihrem Vorstoß wie eine rostige alte Feder, die japanische Armee übte ihn mit der elastischen Spannung einer Feder aus neuem Metall. Beweglichkeit und Schwungkraft sind die Haupteigenschaften ihrer Infanterie, während die russischen Infanteristen passiv in ihren Löchern bleiben, marschieren, manövrieren, wenden die Japaner, ihre Kanonen wechseln jeden Augenblick den Platz und gerade durch ihre Beweglichkeit und die Genauigkeit ihres Schusses bringen sie rasch die feindliche Artillerie zum Schweigen.

Die Avantgarden der Russen werden von den Japanern stets sehr gequält und diese unterstützen sie merkwürdigerweise gar nicht und lassen sie stets sich selbst aus der Affaire ziehen. Man möchte sagen, daß unter den einzelnen Teilen dieser Armee die Bande der Koordination stark gelockert, wenn nicht vollständig gelöst sind. Jeder Truppenkörper entwickelt sich ganz nach seinem Belieben. Gestern Morgen, am 14. Oktober, waren z. B. die Avantgarde des 10. Korps, das die Zugänge zur Mandarinenstraße hält, zwei Regimenter (Woronof und Kazlof) und drei Batterien vor Sonnenaufgang von den Japanern angegriffen worden. Die beiden Regimenter machten sich auf und davon. Ob sie nun zurückgeworfen wurden oder ob sie sich auf Befehl zurückzogen, habe ich nicht erfahren können, in jedem Falle ließen sie die Batterien im Stiche, ohne daß die Artilleristen eine Ahnung davon hatten, daß die Infanterie ausgerissen war. Zwei japanische Bataillone näherten sich nun den Geschützen, bildeten um sie einen Halbkreis und eröffneten plötzlich ein Feuer, das in wenigen Minuten sämtliche Soldaten und Offiziere bis auf zwei tötete. Die beiden überlebenden Soldaten laufen, um die Pferde zu holen, damit die Geschütze weggeschafft würden, aber die Pferdebedienung ist ebenso dezimiert worden, wie die Artilleristen und diejenigen, die am Leben geblieben, flüchten im Galopp. Die Japaner nahmen die drei Batterien in Besitz. Dieses 10. Korps hat allein schon 5 Batterien in 3 Monaten verloren.

Die russischen Offiziere schwören, daß die Japaner, die sich ihnen in der Nacht genähert hatten, Fellmützen trugen und daher für Russen gehalten wurden. Das ist sehr leicht

möglich, denn diese Kriegslist wäre ganz nach dem Geschmack der Japaner und im übrigen hat sich der russische Soldat oft genug mit chinesischen Gewändern herausstaffiert, die er bei den Trödlern in Mukden erstanden hatte. Es wird eben den beiden Gegnern sehr leicht gemacht, sich zu verkleiden.

— — — — — — — — — —

Es war einer der kritischen Augenblicke dieser Schlacht bei Schake, als das 17. Korps auf der rechten Flanke der russischen Armee nicht imstande war, die auf dieser Seite besonders heftige Gegenattacke der Japaner auszuhalten. Eine Brigade der äußersten Rechten, die durch ein fürchterliches Feuer dezimiert worden war, wich allmählich zurück. Der General Bilderling, der „theoretische" Chef der Westarmee, verlangte vom Kommandanten des 6. Korps, das noch kein einziges Regiment ins Treffen gesandt hatte, in aller Eile Verstärkung. General Sobolef antwortete, daß er Befehl habe, sein ganzes Korps in Bewegung zu setzen, aber nicht einen Bruchteil davon. Man war gezwungen, sich an Kuropatkin zu wenden und während dieser Zeit wich die Brigade, die den Angriffen nicht mehr stand halten konnte, vollständig zurück, und als auf Befehl des Generalissimus die Verstärkungen endlich anlangten, war es zu spät. Die Regimenter waren in Unordnung zurückgewichen und die alten Reservisten des 6. Korps, die zum ersten Mal ins Feuer kamen, erblickten da einen traurigen Rückzug, der sicherlich nicht dazu beitrug, sie besonders zu ermutigen.

Dieses Beispiel ist charakteristisch. Das 6. Korps hat in dieser großen Schlacht eine unbedeutende Rolle gespielt, während es doch am rechten Flügel stand, der die Hauptangriffe der Japaner zu ertragen hatte. Kuropatkin hatte sich aber selbst das Kommando über dieses Korps vorbehalten, statt es an Bilderling abzugeben. Wenn man von der Ostarmee absieht, die zu entfernt vom Zentrum operierte und unter dem Oberbefehl Stackelbergs stand, so hat in der Tat Kuropatkin die ganze Schlacht nicht nur in der Gesamtheit, sondern sehr oft auch in den Details geleitet. Nur war aber die Front zu ausgedehnt, waren die engagierten Streitkräfte

viel zu beträchtlich, als daß ein einzelner Mann, wer immer er auch sein mochte, von dieser Aufgabe nicht erdrückt werden mußte. Die Divisions- und Brigadekommandanten verlangten in jedem einzelnen Falle von ihren Korps-Chefs Instruktionen, letztere wandten sich wieder an den Armee-Chef, so daß auf diesem Distanzenwege der Geist der Initiative, der nur rasche Entschließungen gestattet, und glänzende Erfolge zu zeitigen vermag, stark beeinträchtigt, wenn nicht gar vollständig beseitigt wurde.

Die Wertverminderung der Einheiten an sich, wie in ihren Beziehungen untereinander, das unüberwindliche Verlangen, stets durch eine „Position" gedeckt zu werden, wie durch einen Schnürleib, die schlecht abgegrenzten Befugnisse der hohen Kommandos, die viel zu der Verlangsamung und Verwirrung bei der Befehlsübertragung beitrugen, diese Erscheinungen alle zeigten die russische Armee als etwas anorganisches, schlecht geregeltes, als eine ungeheure Maschine, deren Räderwerk unvollständig funktionierte.

16. Oktober.

Wiederum wohne ich dem Scheitern der russischen Offensive bei. Es war Befehl gegeben worden, im Zentrum und am rechten Flügel energisch anzugreifen, aber der Angriff war nichts weniger als energisch. Ich war auf dem Mandarinenweg bis zu dem Dorfe Tandiaputse, 16 Kilometer von Mukden, gelangt und fand das 10. Korps vor dem Dorfe in einer senkrecht zur Straße laufenden Linie aufgestellt. Zweifellos avancierte das Korps nicht, denn den ganzen Morgen und den ganzen Nachmittag hindurch entwickelte sich das Gewehrfeuer immer auf ein und derselben Stelle. Die japanischen Shrapnels, die einen Kilometer weiter zu Fall kamen, rückten jetzt aber bedeutend näher, so daß ich, der ich in Gesellschaft eines deutschen und eines spanischen Attachés auf einem Erdhaufen sitzend zusah, bald gezwungen war, ein wenig zurückzuweichen.

Auf der linken Seite des Armeezentrums befand sich ein kleiner Hügel, der Baumhügel benannt. Die Japaner vertrieben die russische Brigade, die ihn besetzt hielt, und be-

mächtigten sich dieser wichtigen Position, von wo sie das Zentrum der Armee bedrohten.

Kuropatkin entschied daher, daß dieser Hügel um jeden Preis wieder eingenommen werden müsse. Es wurde nun ein Nachtangriff vorbereitet, für welchen man große Streitkräfte vereinigte; mehr als 20 Bataillone sollten von drei Seiten den Hügel erstürmen und — koste es was es wolle — die Japaner von dort verjagen. Als die Sonne wich und unten in der Ebene ihre große blutige Scheibe versank, bildete ein konzentriertes Feuer aller russischen Batterien die Einleitung des Schlachtgetümmels.

Die Nacht war hereingebrochen. Während nun die Hauptmasse der Kolonnen Sturm lief, sollten zwei Regimenter die den Hügel umgingen, den Japanern in den Rücken fallen. Ein wilder Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich in den Trancheen; niemand vermochte, niemand wollte weichen. Mehrere Male haben die unter den Leichen verborgen lagernden Japaner sich plötzlich aufgerafft und auf kurze Distanzen auf die Russen geschossen, worauf diese, um nicht mehr betrogen zu werden, die Leichenhaufen mit dem Bajonett bearbeiteten und aufs Geratewohl auf die Toten und die Verwundeten zustachen.

Der Angriff gelang vollkommen. Der Baumhügel, der fortab als Putilewhügel bezeichnet wurde, fiel wieder in die Hände der Russen, die außerdem noch dreizehn japanische Geschütze eroberten.

Diese schöne Episode beendigte in ehrenhafter Weise die große Schlacht, eine Schlacht von zehntägiger Dauer. Die Russen haben darin nichts gegen die Japaner ausgerichtet, die aber wiederum nichts gegen die Russen auszurichten vermochten, dieser Kampf, in dem allein auf russischer Seite 50 000 Verwundete und Tote geblieben sind, hatte keinerlei Ergebnis gezeitigt.

— — — — — — — — — —

Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Russen die Initiative dieser Schlacht ergriffen und daß sie den Versuch machten, die Japaner zu schlagen, während es ihnen große

Mühe gekostet hat, selbst nicht geschlagen zu werden. Dies bildet einen Mißerfolg, der sie allein trifft.

Zum ersten Male hatten sie eine große Offensivbewegung versucht und das, was diese Bewegung in bezug auf die Gesamtheit der Armee und in bezug auf die Details zutage gefördert hat, ist nicht danach angetan, große Hoffnungen zu erwecken.



Einunddreißigstes Kapitel.

Mein letzter Ausritt. Die Armee in den Winterquartieren.

Mukden, Dezember.

In wenigen Tagen werde ich die Mandschurei verlassen. Eine starke aber trockene Kälte, strahlende Sonne und vollständig klarer Himmel, all die lachende Freude eines klaren Morgens regten mich zu meiner Wanderung an, die für mich die letzte auf diesem Schauplatz sein sollte. Ich nahm mir vor, nach dem Süden, zur Front, zu gehen und den Linien entlang die russische Armee in ihren Winterquartieren zu besuchen. Der Winter, den ich mit so viel Besorgnis erwartete, ist hier die gesegnete Jahreszeit; es gibt kein Ungeziefer mehr, keine Fliegen mehr, diese entsetzlichen aus dem Unrat entstandenen Fliegen, die uns den ganzen Sommer zum Wahnsinn trieben, es gibt keine üblen Gerüche mehr, keine giftigen Miasmen, die die schlimmsten Epidemien erzeugen. Die Kälte die große Reinigerin, ist gekommen und auch auf den Wegen, wo Menschen und Tiere versanken, hat eine dicke Eisdecke eine wunderbare Straße hervorgebracht.

Ich verlasse Mukden durch das Südtor auf dem Wege nach Liao-Yang, der großen Armeestraße, auf der es recht lebendig ist und die zu jeder Zeit von einer Masse Reiter, Gespanne und Fußgänger durcheilt wird.

Von Kuantschan an ist das Land nur ein weites Lager, in dem auf einer Linie von 30 Kilometern und mehr, neun russische Armeekorps den japanischen Truppen gegenüberstehen.

Es war keine geringe Aufgabe, für eine solche Menge die Winterquartiere vorzusehen. Seit den ersten Oktobertagen ist die Temperatur des Nachts auf 15 Grad unter Null gefallen. Bei solcher Kälte haben die Menschen natürlich unter den Zelten gefroren und wo sollte man die hinreichende

Anzahl chinesischer Häuser hernehmen für diese hunderttausende von Mann. Außerdem war doch auch die Mehrzahl der chinesischen Häuser zerstört. Zuerst hatte man angefangen, die Türen herauszureißen, dann die Fenster, später die Balken, alles was eben verbrennbar war, um Material zum Kochen zu erhalten, denn der Soldat mußte doch vor allen Dingen seinen Tee haben. Für dieses schwierige Problem haben nun die Gewohnheit des Russen an die Kälte und seine sibirischen Erfahrungen die Lösung geliefert. Der Russe, ein großer Erdwühler von Haus aus, hat die Similiankas gegraben.

Um zu verstehen, was eine Similianka ist, braucht man nur an einen Maulwurfshügel zu denken und man hat sofort den richtigen Begriff davon. Es ist ein Maulwurfshügel und der Mensch ist der dazugehörige Maulwurf.

Man stelle sich eine Erdaushebung vor, die ein oder zwei Meter über dem Boden hinausragt, von drei Seiten geschlossen und nur durch eine kleine Tür an der Vorderseite erreichbar ist. Man steigt fünf bis sechs Stufen in einen unterirdischen Raum hinunter. Die Tür muß sehr klein sein, damit das Logis soviel wie möglich der Außenwelt und der Kälte verschlossen ist. Das ist das Prinzip, der Daseinsgrund dieser Wohnstätten, in denen nichts von der kostbaren Wärme, die das Kohlenfeuer oder die hier eingepferchten menschlichen Körper einmal erzeugt und aufgespeichert haben, verloren geht. Wohl hütet die Similianka nicht nur die sanfte Wärme, sondern auch die Gerüche, die weniger angenehm sind. Die Gerüche der Menschen und der Speisen, das Parfum der Stiefel, bilden ein starkes und penetrantes Ensemble, das entschieden weniger angenehm duftet, als das Boudoir einer eleganten Dame. Was kümmern aber die Gerüche, wenn man sich gegen die Kälte schützen kann.

Diese von der Außenwelt getrennten Lagerstätten müßten außerordentlich für Betrachtungen und Träumereien geeignet sein. Descartes schloß sich, um seinen „Discours de la méthode“ zu verdauen, einmal einen ganzen Winter hinter einem holländischen Ofen ein, wo keine Zerstreuung und keine Störungen bis zu ihm gelangten. Schade, daß sich unter den Kriegskorrespondenten kein kartesianischer Jünger befand, denn um wie vieles besser als an einem holländischen Ofen,

hätte die mandschurische Similianka das Nachdenken gefördert.

Der russische Soldat hat zwar keine Muße zum Nachdenken, denn kaum erwacht er aus dem schweren Schlaf, nehmen ihn zahlreiche Besorgungen, rauhe materielle Beschäftigungen vollständig in Anspruch. Da gibt es Tee zu bereiten, und dazu muß man das Wasser manchmal von sehr weit herholen und gar das Holz, das unendlich kostbar und selten ist. Da sind Lebensmittel einzunehmen, die Effekten und Waffen instand zu halten, die unausgesetzten Reparaturen durchzuführen, die das Logis erfordert und außerdem sind die militärischen Aufgaben nicht zu vergessen, denn der Feind ist nahe und wenn auch alles recht ruhig ist, steht er doch kaum zwei bis drei Kilometer weit entfernt. Um sich gegen eine Ueberraschung zu schützen, hat man überall Befestigungen aufgeworfen und Trancheen gegraben, und alle Tage arbeitet man daran, diese Verteidigungsmittel zu vervollkommnen.

Die gleichen unterirdischen Logis, nur etwas besser erbaut, beherbergen die Offiziere aller Grade. Einige dieser Aushöhlungen sind elegant mit Teppichen, Holztäfeleien, mit chinesischen Tapeten und Bibelots dekoriert, fast ebenso kokett wie die Kabinen eines Dampfers. Der Russe hat Sinn für rasche und komfortable Einrichtung. Da er der ursprünglichen Vergangenheit näher steht, als wir, hat er von seinen nomadisierenden Voreltern noch den Geschmack und die Gewohnheiten behalten. Er gewöhnt sich an häufigen, ja selbst an täglichen Wohnungswechsel. Seine Bedürfnisse sind mäßig, er findet sich bald überall zurecht und erträgt noch ohne Schwierigkeit, was andere Europäer nicht mehr so leicht ertragen würden.

Im japanischen Lager ist die Existenz ganz dieselbe. So stehen sich die beiden großen Armeen gegenüber, gleichmäßig eingegraben und gleichmäßig wachsam. An einigen Stellen trennen die Trancheen und die Vorposten kaum 5 bis 600 Meter. Jeder der beiden Gegner verstärkt sich unaufhörlich und bereitet sich für den nächsten Zusammenstoß vor, der ohne Zweifel die größte und die schrecklichste Massentötung der letzten Jahrhunderte sein wird.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Gründe der russischen Niederlage.

Der Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, wird mir wahrscheinlich eine Frage vorlegen wollen, deren Beantwortung ich mich nicht entziehen möchte und zwar die Frage „Warum wurden die Russen immer geschlagen?" Im Verlauf meiner Berichte ist zwar diese Frage schon beantwortet worden, aber ich werde im Interesse größerer Klarheit noch einmal versuchen, einige Aufklärungen in Kürze zusammenzufassen.

In diesem Kriege, den der Russe weder zu vermeiden noch vorzubereiten verstand, hatte er alles gegen sich. Er kannte fast nichts von dem Lande, er wußte nichts von den Japanern. Diese hingegen sind über die geringsten Bewegungen des Feindes unterrichtet, sind über seine disponiblen Streitkräfte und über die Verstärkungen, die er erhält, genau auf dem Laufenden und können daher voraussehen und alles im voraus berechnen. Der Russe weiß gar nichts. Jeden Augenblick muß er sich über die genaue Bedeutung der ihm gegenüberstehenden Truppen befragen, ohne sich nur annähernd darüber klar werden zu können. Man kann sagen, daß er über die Gesamtschätzung der japanischen Armee ständig getäuscht wurde, da er sie bald überschätzte, bald unterschätzte. Die Sachverständigen beider Welten sind darüber übrigens ebenso getäuscht worden, wie der Russe selbst. So wandelte er ängstlich und zögernd wie ein Mensch, der sich auf lockerem Terrain befindet und es ist nichts erstaunliches dabei, wenn ihm Initiative und Kühnheit mangelte und wenn er sich lediglich damit beschäftigte, sich gegen die ihm zugefügten Schläge zu schützen, statt bedacht zu sein, selbst Schläge zu erteilen.

Die russische Armee ist eine veraltete Einrichtung, sie hat die modernsten Waffen angenommen, und hat dabei die ältesten Traditionen bewahrt. Der Soldat besitzt erstklassige Eigenschaften, er ist tapfer, ausdauernd, voll Vertrauen für seine Führer, schwer zu entmutigen, aber wenig oder gar nicht trainiert, schwerfällig und nur langsam in Bewegung zu setzen. Wenn er voll der besten natürlichen Eigenschaften ist, so fehlen ihm hingegen völlig die zu erwerbenden Eigenschaften.

Auf den Offizier paßt dieselbe Kritik. Er glaubt noch immer, daß die Bravour alles ersetzt. Wozu studieren, wozu lesen, fragt er sich, ist doch ein Offizier keine Bibliothekenratte. Genügt es für ihn nicht, energisch zu sein und sterben zu wissen? Die Stunden, die man bei den Büchern verlieren würde, werden viel besser beim Schmausen und Trinken verwendet.

Zwischen Soldaten und Offizier steht der Unteroffizier, dessen Rolle eine ungeheure sein sollte, der aber in Wirklichkeit nur eine ganz nebensächliche spielt. Die Masse ist unwissend und des Schreibens und Lesens unkundig. Wie soll man da aus ihr Männer herausnehmen, denen die Aufgabe zufallen würde, die Masse zu leiten und zu instruieren? Der Unteroffizier entstammt dem Volke und in Rußland hat das Volk nichts gelernt. Die moderne Armee ist das treue Bild ihrer Nation und wenn durch die Fehler einer dummen Regierung die Nation unentwickelt, ohne Freiheit, ohne Cultur ist, so wird die Armee, die das Bild der Nation widerspiegelt, an denselben Fehlern leiden.

Der Generalstab steht weniger dem Verdienst als der Gunst offen und, wie verschiedene privilegierte Korps, sichert er seinen Offizieren ein vollkommen anormales Avancement und außerordentliche Privilegien zu. Die Umgebung Kuropatkins hat mich von ein oder zwei Ausnahmen abgesehen durch ihre Mittelmäßigkeit in Erstaunen gesetzt. Die diesen Stab bildenden Herren waren hoffähige Grandseigneurs, Prinzen oder Grafen, die nur eine Kleinigkeit vermissen ließen: die Intelligenz. Man hat dem Generalissimus sehr oft den Vorwurf gemacht, daß er seine Aufmerksamkeit an Details verzettele, daß er selbst das tue, was er durch seine Adjutanten hätte besorgen lassen müssen, aber an wem liegt

denn die Schuld, daß es so geschah, und es ist doch klar, daß Kuropatkin nicht aus Vergnügen, sondern aus Notwendigkeit so handelte.

Bei all den Unzulänglichkeiten dieser Armee hätte der Enthusiasmus für die verteidigte Sache oder ein außerordentlicher Feldherr, ein ähnlicher Enthusiasmus, wie er sich 1812 bei der napoleonischen Invasion, oder 1877 im Kampfe gegen die Türken der Russen bemächtigte, diese lebhaft vorwärtstreiben und ihnen wohl den Sieg verleihen können. Aber der gegenwärtige Krieg vermochte bei Niemandem Enthusiasmus zu erregen, wußten doch weder die Soldaten noch die Offiziere, warum man sich schlug, welche russische Interessen hier zu verteidigen waren und warum man die Japaner hassen müsse. Gegenüber den Japanern, die den Krieg mit Zorn und Begeisterung führten, führte ihn der Russe ohne Eifer und ohne Ueberzeugung, so daß es nicht zu verwundern braucht, wenn er ihn schlecht führt.

Was nun den Feldherrn anbelangt, hätte er allerersten Ranges sein müssen, er war aber mittelmäßig und meiner Meinung nach, die sich auf aufmerksame und unparteiische Beobachtung der Ereignisse stützte, taugte er ebeso wenig als seine Armee. Am 2. September bei Yantai ließ er eine herrliche Gelegenheit ungenützt vorübergehen, er verstand es nicht, sich der verschwommenen und häufig vergeblichen Befürchtungen seiner Umgebung zu entschlagen und die Wirklichkeit richtig abzuschätzen. Die Bewegungen des Feindes überraschten ihn stets und brachten ihn in Verwirrung, als ob er nichts vorhergesehen hätte. Im ersten Teil des Feldzuges vermochte er durch sein kampfloses Zurückziehen die Täuschung hervorzurufen, als handelte es sich um geordneten und geplanten Rückzug; seine organisatorischen Eigenschaften und die außerordentliche Langsamkeit der Japaner kamen ihm dabei sehr zustatten. Kam aber der Moment der raschen Entschließung, so versagte er und wurde wankend.

Sein Gegner, den die Furcht zunächst sehr vorsichtig machte, wurde dabei immer kühner, faßte immer mehr Vertrauen zu sich selbst und erlaubte sich gegen einen unentschlossenen Feind die riskantesten Manöver.

Zu den außerordentlichen Schwierigkeiten, die aus der weiten Entfernug des Landes resultierten, aus dem Mangel

jeder Vorbereitung, aus den Unvollkommenheiten der Armee und der Schwäche des Feldherrn, trat noch, als wenn das nicht schon genügt hätte, hinzu, daß sich das Kriegsglück, das sicherlich nur die Starken bevorzugt, unaufhörlich den Japanern zuwandte. Das Port-Arthur-Geschwader hätte selbst geschwächt bei Anfang des Krieges eine große Rolle spielen können, doch hätte es einen Führer vonnöten gehabt und Makharoff wäre dieser Führer gewesen. Der Zufall ließ aber gerade das Schiff zugrunde gehen, auf dem er sich befand. Als dann im Monat August die Flotte ausfuhr, um den Versuch zu unternehmen, nach Wladiwostock zu gelangen, hätte das mindestens einem Bruchteil der Flotte gelingen können. Da wird Admiral Witthöft getötet, das Kommando fällt auf einen Unfähigen, der nichts besseres als den Rückzug zu befehlen weiß.

Und so ging es fast immer. In diesem unglückseligen Kriege wandte sich alles gegen die Russen und begünstigte alles die Japaner.



Inhalt.